This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

B0002274AP

Erinnerungen

aus dem Leben eines alten Geognosten und Ethnographen

mit

Nachrichten über die Familie Keferstein;

Skizze der literarischen Wirksamkeit

vom

Hofrathe Ch. Keferstein.

Halle 1855.

Verlag von Ed. Anton.

218. a. 47.

Erinnerungen

aus dem Leben eines alten Geognoſten und Ethnographen

mit

Nachrichten über die Familie Keferſtein;

Skizze der literariſchen Wirkſamkeit

vom

Hofrathe Ch. Keferſtein.

Halle 1855.

Verlag von Ed. Anton.

218. a. 47.

Lib. de Sci.

Meinen lieben Verwandten

und

Mitseniooren der Familie Keferstein

Herrn Friedrich Wilhelm Keferstein,

Papierfabrikbesitzer zu Sinsleben bei Ermsleben, Senior des Ilefelder Zweiges,

Herrn Christoph Ludwig Albrecht Keferstein,

Papierfabrikbesitzer zu Cröllwitz, Senior des Cröllwitzer Zweiges,

Herrn Gustav Keferstein,

Prediger zu Wickerstedt in Thüringen, Senior des Weidaer Zweiges

und

dem Mühlen- und Grundbesitzer

Benno Wilhelm Keferstein,

auf der Ottower Mühle bei Schulitz ohnweit Bromberg, meinem lieben einzigen Neffen und Stammhalter des Halleschen Zweiges,

mit innigster Liebe zum freundlichen Andenken gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Das nachstehende Büchelchen, welches dem geneigten Leser bestens empfohlen sein mag, gehört zwar in die Klasse der Biographien, oder — mit einem andern Ausdrucke — der Memoiren, die sich um die Erlebnisse eines Menschen drehen; aber gern und freimüthig will ich erklären: wie man sehr getäuscht werden würde, wenn man hier irgend interessante Situationen, Anecdoten, Aufschlüsse über Begebenheiten oder dergleichen Gegenstände suchen wollte, welche die Memoiren-Literatur pikant machen, denn das Thatsächliche meines Lebens ist entsetzlich nüchtern und prosaisch verflossen. Ich habe keine romanhaften Ereignisse durchlebt, keine Feldzüge mitgemacht, keinerlei hohe oder einflußreiche Stellen bekleidet, nicht entfernte Länder bereist, bin der Industrie ganz fremd gewesen, konnte weder neue Erfindungen machen noch weiter fortführen, überhaupt nicht eingreifen in das praktische Leben; aber ich habe tief in das wissenschaftliche Leben einzugreifen versucht, wovon ich Kunde geben und die Geschichte der Familie Keferstein als Einleitung hinstellen will.

Weil ich über 70 Jahre hier in Halle gelebt habe, mit den alten Verhältnissen ziemlich vertraut bin, manche Namen und Zustände aus alter Zeit vorführe, so kann dies vielleicht Manchem eine angenehme Erinnerung gewähren, der hier noch lebt oder

früher hier gewohnt hat. Die Zeit der Jugend liefert ja stets angenehme Reminiscenzen und ein Paar Notizen aus der Halleschen Chronik sind auch nicht ohne alles Interesse.

Mein Wirkungskreis war die Wissenschaft, der ich mein Leben weihte, die aber einen steten Kampf der eigenen Ideen gegen fremde bedingt, wenn man selbstständig auftrit, nicht zu dem großen Trosse der bloßen Nachbeter gehört. Weil ich eben eigenthümliche Ansichten verfolgt — mögen sie nun wahr oder irrig sein — trat ich den herrschenden meist entgegen, vermied aber jede persönliche Beziehung, bin mir bewußt Niemandem wehe gethan zu haben.

Das Schlachtfeld war bald die Geologie, bald die Ethnographie, Scienzen, die großen Umfang haben, weithin eingreifen und jeden gebildeten Mann ansprechen. Wiewohl der denkende Forscher immer zu eigenthümlichen Anschauungen und Resultaten kommt, die seine Individualität bezeichnen, aus deren Complex eben das Leben und der Fortschritt der Wissenschaft besteht, so habe auch ich mir meine Ideale gebildet, die Jedweder beurtheilen mag wie er will, die aber doch von der Geschichte der Wissenschaft einen Theil bilden, der zum Ganzen gehört.

Diese ethnographischen und geologischen Ideen sind gewiß nicht entsprossen aus bloßen eitlen Speculationen, sondern basiren auf ausgedehnten archäologischen, sprachlichen, geschichtlichen und andererseits geognostischen Untersuchungen. Wer nun in die nähere Begründung dieser tief in die Wissenschaft eingreifenden Ideen eine allgemeine übersichtliche Auskunft wünschenswerth erachten sollte, findet diese in den nachstehenden Blättern, wer aber in diese Gegenstände tiefer eindringen will, mag die ausführlichen Deductionen in meinen Schriften lesen. Außer meiner Biographie und

einem Abriſſe meiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, habe ich hier die Nachrichten über die Familie Keferſtein zuſammengeſtellt, um ſie den ſpätern Generationen zu erhalten und zu überliefern, da dieſe — die jetzo kaum noch einigen bejahrten Verwandten bekannt ſein werden — ſonſt in kurzer Zeit verloren gehen würden, und die Glieder der großen Familie, ohne zuſammenhaltende Tradition ganz auseinander fallen.

Schon ſeit langen Jahren fühlte ich den innern Drang, gleichſam als Hiſtoriograph unſerer Familie aufzutreten, veranlaßte vor vielen Jahren meinen alten Onkel Ludwig Keferſtein in Cröllwitz (geb. 1764 † 1834) mir Alles mitzutheilen, was er über unſere Familie von Alters her wiſſen und erfahren könnte; auch verfaßte ich Stammbäume, legte ein Familienbuch an und habe es bis jetzo fortzuführen geſucht.

Sollten dieſe Familien-Nachrichten eine längere Dauer haben, ſo mußten ſie gedruckt werden, und da ich in der Familie ziemlich der einzige bin, der ſich durch eine Reihe von Schriften bekannt gemacht hat, ſo ziemte es mir wohl, mich zu entſchließen die Herausgabe dieſer Familien-Nachrichten zu übernehmen, wenn dieſe Arbeit auch mit Aufwand von Geld und Zeit verknüpft war.

Eine bloße Aufzählung thatſächlicher Familien-Notizen wäre von nur eingeſchränkten Intereſſe geweſen, es mußte daher dem Familienbilde ein Vordergrund gegeben werden, um den ſich Alles gruppirte, zu dem ſich mein verehrter Vetter Ludwig, jetziger Beſitzer der Cröllwitzer Mühle gewiß am meiſten geeignet hätte, aber er zeigte keine Neigung ſeine Biographie zu liefern, und ich vermochte über ſein vorzugsweiſe induſtrielles Wirken nichts zu ſagen; würden mir hierüber ſelbſt umfaſſende Notizen unterbreitet ſein, ſo hätte ich ſie nicht verarbeiten, nicht lebendig darſtellen können; da-

her mußte ich mich ſelbſt in den Mittelpunkt ſtellen, meine Biographie liefern, die ſich faſt nur um meine wiſſenſchaftliche Thätigkeit drehen konnte.

Den jetzigen Familiengliedern glaube ich einen Freundſchaftsdienſt erwieſen zu haben, indem ich die ganze Verwandtſchaft überſichtlich vor Augen legte, und den ſpätern Generationen wird es hoffentlich angenehm ſein, Näheres über ihre Altvordern zu erfahren, auch bleibt es wohl von allgemeinem Intereſſe zu überſehen, wie ſchnell ein Familienſtamm ſich in recht viele Zweige theilt, die in den verſchiedenſten Gegenden fortſproſſen. Bis jetzt lebte die große Familie Keferſtein recht harmoniſch zuſammen, für ſie war der Stammſitz Cröllwitz das allgemeine Centrum, o! möge es auch in folgender Zeit ſo bleiben. An jungen Nachwuchs in unſerer Familie fehlt es nicht; mögen die jungen und künftigen Geſchlechter edle Sproſſen ſein, herrliche Blüthen tragen und der Keferſteinſche Stamm mit dem Alter immer edler werden!

Halle im März 1855.

Unſere Familie ſtammt ihrer Tradition nach aus Mähren, trat, wenigſtens theilweiſe, aus der katholiſchen Kirche, zu den mähriſchen Brüdern, wurde proteſtantiſch; mußte aber bald Mähren verlaſſen und überſiedelte nach Böhmen. In Folge der Religionskriege (alſo etwa um 1620) verließ ſie auch dieſes Land, zog nach Sachſen und ſoll hier die Papiermühle bei Waldenburg gebauet haben. In Böhmen ſoll es noch jetzo mehrere, zum Theil adelige Familien Keferſtein, auch die Ruinen einer Burg Keferſtein geben, doch habe ich über dieſen Gegenſtand nichts Näheres erfahren können. So viel iſt gewiß, daß unſere Familie von dem Papiermacher Keferſtein in Waldenburg abſtammt, wie ſich gleich zeigen wird; aber neben dieſem muß zu jener Zeit, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, noch eine Familie Keferſtein in Sachſen geblühet haben, der unſrigen wahrſcheinlich nahe verwandt, die uns aber ganz unbekannt geblieben iſt, und von dieſer mögen wohl die Keferſteine ſtammen, die mit uns in gar keiner directen Verwandtſchaft ſtehen.

Es kam mir eine alte gedruckte, ſehr ausführliche Leichenpredigt zu Geſicht, gehalten 1684 in Eilenburg, nach welcher ein Chriſtian Keferſtein, anhaltiſcher Amtsverwalter in Eilenburg, der 1641 ſtarb, eine gewiſſe Anne Marie Rudolph geheirathet hat, die zwar unehelig, aber ſehr vornehmen Urſprunges war (offenbar von dem Fürſtenhauſe in Anhalt ſtammend), aus welcher Ehe am 24. Juny 1632 der Johann Rudolph Keferſtein geboren wurde, bei welchem, außer andern bedeutenden Perſonen, auch die Fürſten von Anhalt als Pathen auftraten. Dieſer heirathete den 10. November 1662 die Anne Marie Reidnitz († 1672), deren Vater Kreis-Steuer-Einnehmer in Leipzig war, aus welcher Ehe 11 Kinder entſproſſen, von denen die Marie Eliſabeth den Johann Gottfried Matheſius eheligte, der Pfänner und Secretair der Regierung zu Halle war.

Der erwähnte Vorfahr unſerer Familie zu Waldenburg in Sachſen ſcheint die dortige Papiermühle nicht lange beſeſſen zu

haben; im Laufe des dreißigjährigen Krieges kamen schwedische Truppen dahin (also etwa in den 1630ger Jahren), mißhandelten ihn und verbrannten die Mühle. Er (oder vielleicht sein Sohn) hinterließ eine Wittwe, die sich in das Städtchen Waldenburg zurückzog und 2 Söhne hatte, nämlich:

1) Johann Keferstein (geb. 1680), der als Papiermacher in die Pfalz ging, hier katholisch wurde und eine Kloster-Papiermühle erheirathete, diese aber bald verlassen mußte und zu seinem jüngern Bruder nach Cröllwitz ging, wo er 1759 starb, mit Hinterlassung mehrerer hier geborner Kinder, als a) Anne Christiane, geb. den 4. October 1722, später verheirathete Schnabel; b) Auguste Marie, geb. den 24. Mai 1725, später verheirathete Haring; c) Johann Gottfried, geb. den 9. October 1731, der sehr bald verstarb.

2) Johann Christian Keferstein, geb. 1685 (meinen Ur-Großvater); dieser kam auf die Papiermühle zu Penig in Sachsen in die Lehre, wurde ein tüchtiger Gesell, wanderte als solcher weit in der Welt herum, kam dann wieder nach Sachsen zurück und nahm Arbeit in der Muldener Papiermühle bei Freiberg in Sachsen, die dem Meister Räder gehörte, dessen Tochter Anne Christiane er bald ehelichte (etwa 1716). Er blieb nur kurze Zeit bei seinem Schwiegervater, fand bald ein anderes Unterkommen und zwar in Cröllwitz bei Halle. Hier hatte nämlich kurz vorher der Müller Kermes in Trotha eine Papiermühle gebauet die zwar nicht zweckmäßig eingerichtet war und in schlechtem Betriebe stand, aber zu den größten der damaligen Zeit gehörte; diese nahm der Joh. Christ. Keferstein in Zeit-Pacht und bezog sie 1718, blieb auch in diesem Pacht-Verhältnisse, obwohl das Eigenthum der Mühle schon 1720 an das Hallesche Waisenhaus überging. So ist, seit bald 150 Jahren, diese Mühle in den Händen der ehrenwerthen, thätigen Familie Keferstein, hat in dieser Zeit eine ganz andere Gestalt, eine sehr großartige Ausdehnung angenommen. Nur Berg, Thal und Fluß ist geblieben, sonst Alles derartig verändert, vergrößert, verbessert, verschönert, daß mein guter Ur-Großvater, wenn er jetzo die Mühle sehen könnte, sie wohl nicht wieder erkennen würde; aber erstaunen möchte er, wie aus dem geringen, von seiner Thätigkeit begründeten Anfange, so Großes herauf geblühet ist.

Er war ein höchst thätiger, umsichtiger Mann, der bald Vertrauen erweckte und in sehr guten Verhältnissen lebte. Nach dem Tode seiner Frau (etwa im Jahre 1735), mit welcher er 9 Kinder erzeugte, verheirathete er sich 1739 zum zweiten Male mit der Wittwe Susanne Hartung aus Dorenburg, die ihm noch 3 Kinder gebar. Diese 12 Kinder sind: 1) Gerhard, geb. 1717 in Freiberg*), der die Mühle in Penig besaß und eine geborne Fritz heirathete, die 1754 starb; 2) Christiane Marie, geb. den 21. April 1719 (die 1734 den Papierhändler Wetterkampf in Halle heirathete); 3) Magdalene Elisabeth, geb. den 23. Novbr. 1721 † 1724; 4) Georg Christoph, geb. den 4. Decbr. 1723 (mein Großvater); 5) Adeljunde, geb. den 29. Jan. 1726 † 1744; 6) Juliane Christine, geb. den 12. März 1728 † 1772; 7) Johann Christian, geb. den 4. Septbr. 1729 † den 30. Jan. 1805; 8) Marie Christiane, geb. den 9. Juli 1732, verheirathet 1752 an den Thalvoigt Müller in Halle; 9) Johann Gottlob, geb. den 9. Juni 1734, der die Papiermühle in Elrich kaufte; 10) Johann Simon, geb. den 27. Octbr. 1739 † den 7. Novbr. 1741; 11) Johann Christoph, geb. den 12. October 1741 † den 7. November 1741; 12) Johanne Magdalene, geb. den 29. März 1744.

Der älteste Sohn, Gerhard Keferstein, geb. 1717, erlernte das väterliche Handwerk und übernahm dann käuflich die Papiermühle zu Penig in Sachsen. Derselbe soll nicht mit seinem jüngern Bruder in Cröllwitz harmonirt haben und sei es nun deßhalb oder aus andern Gründen, so ist gewiß, daß die beiden Brüder und ihre Familien eine Verschiedenheit in der Orthographie des Namens annahmen; der Peniger und seine Familie schrieben sich Käferstein, was die eigentliche alte Orthographie zu sein scheint, der Cröllwitzer mit seiner Familie schrieb sich Keferstein.

Der Gerhard Keferstein hinterließ 2 Söhne, der jüngere desselben, der die peniger Papiermühle erhielt und 1802 starb, hatte 5 Kinder, der älteste kaufte sich eine Papiermühle in Böhmen nicht sehr entfernt von Freiberg; die folgenden Brüder Gerhard und Ludwig etablirten in Leipzig eine große Schnitthandlung, machten sehr glückliche Geschäfte, starben aber schon 1819; der vierte

*) Eine noch ältere Tochter scheint die Marie Juditha, geb. 1715, gewesen zu sein, die den Fabrikant Borchert in Repke heirathete.

Bruder verwaltete ein großes Rittergut und der fünfte übernahm die väterliche Papiermühle in Penig, ſtarb aber ſchon 1802. Der zweite Sohn des Johann Chriſtian Keferſtein (mein Großvater) **Georg Chriſtoph Keferſtein**, geb. den 4. Decbr. 1723, erlernte ebenfalls das Papiermacher-Handwerk zu Cröllwitz, wurde Lehrjunge, als ſolcher losgeſprochen und zum Geſellen erklärt, ging dann auf die Wanderſchaft, bereiſte Deutſchland, Holland und Dänemark, lernte die Einrichtung näher kennen in den berühmteſten und größten Papiermühlen und unterſtützte hierauf ſeinen Vater in Cröllwitz. Da dieſer allmählig alt und ſchwach wurde, ſo übernahm er 1749 die Pachtung der Mühle auf eigene Rechnung und betrieb ſie mit großer Thätigkeit und Einſicht.

Jede Zeitpacht hat große Uebelſtände und giebt keinen feſten Boden. Und um einen ſolchen zu gewinnen, unterhandelte er mit dem Halleſchen Waiſenhauſe, und es glückte ihm, die Mühle im Jahre 1764 in Erbpacht zu erhalten, wodurch er ſo gut als Eigenthümer wurde, freie Hand zu allen Veränderungen erhielt und den Beſitz der Familie ſicherte.

Am 11. Mai 1751 verheirathete er ſich mit der Tochter des Paſtors Jacobi in Beckenſtädt, Chriſtiane Henriette († den 22. Septbr. 1806)*) mit welcher er in einer eben ſo langen, als glücklichen Ehe lebte; ſie war eine höchſt thätige, tüchtige Hausfrau, die nie aus dem gewohnten, alten, bürgerlichen Kreiſe heraustrat, und noch bei ihrer goldenen Hochzeit, — umgeben von einer ſehr vorgeſchrittenen Welt — das alte einfache Häubchen und die gewohnte Contouche trug, wie ein halbes Jahrhundert zuvor.

Wenige Jahre nach der Verheirathung brach der ſiebenjährige Krieg aus (1756 — 1763), in deſſen Laufe die Mühle mehrere Male vom Feinde heimgeſucht und geplündert wurde, aber die Verluſte erſetzten ſich bald; das Geſchäft blühete immer ſchnell wieder auf,

*) Deren ältere Schweſter war an den Prediger Dolcius zu Giebichenſtein bei Halle verheirathet, ihr Sohn, der Dr. med. Dolcius in Halle, ſtarb frühzeitig mit Hinterlaſſung einer Tochter Emilie, die noch in Halle lebt. Ihre jüngere Tochter war an den Juſtiz-Commiſſar Räpprich verheirathet und eine ältere Tochter an den Dr. med. Delius in Oſterwick, bei deſſen frühzeitigem Tode, deſſen einzige Tochter, Auguſte Delius, bei der verwittweten Profeſſorin Krauſe erzogen wurde und ſich 1815 mit meinem Bruder Wilhelm, Prof. in Thorn, verheirathete.

mein Großvater wurde ein wohlhabender, und war stets ein sehr geachteter Mann. Damals, in den Kriegszeiten, kaufte er die Ihlefelder und Stolberger Papiermühle.

Aus dieser glücklichen Ehe entsproßten 17 Kinder und zwar:

1) Joh. Christian Friedrich Keferstein, geb. den 4. März 1782, wurde (1779) Königl. Landbaumeister zu Brandenburg und als Schriftsteller im Baufache bekannt, verheirathete sich 1777 mit der Tochter des dasigen Stadt-Directors Schlütte (geb. den 9. Septbr. 1754) und starb 1805 als sehr geachteter Mann, mit Hinterlassung von 8 Kindern.*)

2) Johann August Lebrecht, geb. den 19. Octbr. 1753, starb unverheirathet 1781 in der Papiermühle zu Ihlefeld die er administrirte, er war ein ausgezeichneter Papiermacher, der in Deutschland zuerst die sogenannten Preßspähne herstellte.

3) Gabriel Wilhelm, geb. den 16. Septbr. 1755, **mein Vater**, von dem weiter unten ausführlich die Rede sein wird.

4) Christian Ernst, geb. den 11. Mai 1757, studirte Theologie, übernahm dann wider seine Neigung die Papiermühle zu Ihlfeld, ohnweit Nordhausen, am Harze, wo er mit vielem Ungemach zu kämpfen hatte, verheirathete sich 1781 mit der Tochter des Papierhändlers Ziegler in Halberstadt, starb den 13. Aug. 1812**) in höchst gedrückten Verhältnissen.

---

*) Die Kinder dieses Stammes sind: a) Caroline Friederike Henriette, geb. den 13. Decbr. 1778, verheirathet zuerst mit dem Dr. Wilke in Brandenburg (aus welcher Ehe der Justizrath Wilke in Halle stammt) später mit dem Gerichtsamtmann Meyer in Wilsnack; b) Caroline Wilhelmine, geb. den 19. Novbr. 1780, verheirathet (1801) an den Prediger Bindewald in Barnewitz (woher der Justizrath Moritz Bindewald in Roßla stammt); c) Friedrich Lebrecht, geb. den 25. Juli 1785, Kaufmann in Potsdam; d) Carl Ludwig, geb. den 17. Octbr. 1787, † 1790; e) August Wilhelm, geb. den 4. Septbr. 1789, Kaufmann in Berlin, † 1852; f) Carl Ludwig Ferdinand, geb. den 8. Novbr. 1791, † 1815 als Soldat; g) Carl Gustav, geb. den 6. Decbr. 1792, Registrator in Potsdam; h) Friederike Wilhelmine, geb. den 8. April 1794 († den 7. April 1830), verheirathet an den Professor Gieseбrecht († 1832), Director des grauen Klosters in Berlin.

**) Er hinterließ 12 Kinder, als: a) Friederike, verheirathet zuerst an den Papiermacher Illich, dann an den Papierhändler Penk in Nordhausen, aus welchen beiden Ehen mehrere Kinder entsproßten; b) Friedrich Wilhelm, geb. den 13. März 1785, ein besonders thätiger und ehrenwerther Mann, er übernahm nach langen Reisen die ganz herabgekommene väterliche Papiermühle, erhielt sie, übergab sie später der Familie, pachtete 1820 die Papiermühle bei

Mein ehrwürdiger Großvater führte ein frommes, langes Leben, er ſtarb 1802 in dem hohen Alter von 79 Jahren als ein rüſtiger Greis, nachdem er 1801 ſeine goldene Hochzeit feierlich begangen hatte, im Kreiſe von 8 Kindern, 32 Enkeln und 5 Urenkeln, die ein von Lafontaine gedichtetes Feſtſpiel aufführten.

Sein Sohn Ludwig, geb. 1764, übernahm ſogleich die Mühle, in der er viel bauete, auch neue Wohn- und Wirthſchafts-Gebäude, entfernt von der Mühle, im Dorfe da aufführte, wo ſie jetzt ſtehen und vor den Waſſerfluthen geſchützt ſind. Ihm leuchteten — wie erwähnt — keine glücklichen Sterne; ſtatt vorwärts, ging das Geſchäft mehr und mehr rückwärts, er ſah ſich endlich gezwungen, ſeine Grundſtücke zu Cröllwitz und Halle im Jahre 1820 ſeinem älteſten Sohne Ludwig, geb. den 10. April 1792, für 36,000 Thaler käuflich zu überlaſſen und lebte, von der Welt zurückgezogen, in dem neu erbauten Wohnhauſe, wo er 1834 verſtarb.

Dieſer, ſein älteſter Sohn Ludwig, der jetzige Eigenthümer, war gelernter Papiermacher, folgte in den Freiheitskriegen ſeit 1813 den Preußiſchen Fahnen, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit, und war lange geachteter Officier in Schleſien ſtationirt. Um die väterliche Mühle nicht in fremde Hände kommen zu laſſen, entſchloß er ſich das Wagſtück zu verſuchen, ohne weitere Mittel als ſeine Thätigkeit und ſeinen ehrlichen Namen in ſeines Vaters wenig beneidenswerthe Stelle zu treten. Er übernahm die Mühle unter höchſt ſchwierigen Verhältniſſen, die um ſo übler wurden, als am 23. Octbr. 1823 die faſt neu hergeſtellte Mühle bis auf den Grund abbrannte. Auch hierdurch verlor er den Muth nicht; ſein ſchon feſt gegründeter Credit, den er ſich zu erwerben gewußt hatte, wurde nicht erſchüttert und verſchaffte neue Mittel. Die Mühle wurde größer, zweckmäßiger aufgebaut, bald Eine Maſchine, dann eine zweite aufgeſtellt, die alte Art Papier zu machen, wie das alte handwerkmäßige Weſen ganz beſeitiget, alle Fortſchritte der mechaniſchen und chemiſchen Wiſſenſchaften wußte er klug zu benutzen und ſo das Geſchäft in die unendlich glückliche, blühende Lage zu bringen, in der es ſich jetzt befindet, wo in neuen, höchſt zweckmäßigen Räu-

---

ringiſchen, bekannt als Schriftſteller im Fache der Muſik, verheirathet den 2. März 1824 mit Emilie Schieferdecker aus Dresden, aus welcher Ehe 1 Sohn und 3 Töchter leben; b) Wilhelmine, geb. 1800, † 1835; c) Laura, geb. 1803, verheirathet an den Lehrer Reichard in Weida; d) Hermann, geb. 1817 Papiermacher.

men (1853) die dritte Maſchine in Thätigkeit geſetzt iſt. Aber ſelten wohl hat ein Mann ſo ſehr wechſelnde Schickſale, ſo große Sprünge von Unglück zum Glück, von Armuth zum Reichthum erlebt, als mein verehrter Vetter Louis.

Am 1. Jan. 1824, in der ungünſtigſten Zeit, verheirathete er ſich mit Emilie Pauline Reinboth aus Kreiſewitz in Schleſien (geb. zu Miglau 1805) und lebt in einer langen, in jeder Hinſicht glücklichen Ehe, umgeben von 9 blühenden Kindern und mehreren Enkeln.*)

Mein verehrter Vetter iſt ein eben ſo thätiger als einſichtsvoller, ein in jeder Hinſicht ehrenwerther, angeſehener und reicher Fabrikherr, der frei und allein gebieten kann über ſeine Arbeiter, die nur in gewöhnlichen Dienſtverhältniſſen zu ihm ſtehen; abgeſtreift und erloſchen ſind alle die uralten Beziehungen des Handwerkes, es giebt keine Lehrjungen, Geſellen und Meiſter mehr, denn alle ihre Arbeiten verſteht ja die Maſchine; es giebt keinen Handwerksgruß mehr, der dem Wanderer Unterſtützung ſicherte.

Die Papiermühle zu Cröllwitz hat eine unendlich reizende Lage. Unmittelbar an der Saale ſtehen die weitläufigen Fabrikgebäude, die früher auch zu Wohn- und Wirthſchaftshäuſern dienten, daran grenzte eine Wieſe und der Garten, den erſt mein Großvater anlegte, wo er, vor etwa einem Jahrhundert, faſt zuerſt in hieſiger Gegend Kartoffeln baute, die bei ſeinen Leuten nur ſchwer und allmählig Eingang fanden. Die jetzigen ſehr geräumigen und ſehr ſchön eingerichteten Wohn- und Wirthſchaftsgebäude, am Ende des Gartens, exiſtirten früher nicht, erſt in Folge der großen Waſſerfluth von 1799 begründete ſie mein Onkel und der jetzige

---

*) Die Kinder dieſer Ehe ſind: a) Ludwig, geb. den 26. Octbr. 1824, verheirathet ſeit 1848 mit Alida Oswald aus Hamburg, Papierfabrikant, aſſociirt im väterlichen Geſchäft, wohnhaft in Cröllwitz, aus welcher Ehe bereits 2 Kinder hervorgegangen ſind; b) Otto, geb. den 23. Decbr. 1825, Lieutenant der Landwehr, Gutspächter zu Bieſenrode im Mansfeldiſchen, verheirathet 1851 mit Emilie Sander aus Beeſen, ohnweit Halle; c) Julius, geb. den 6. April 1827, geſt. den 15. März 1828; d) Clara, geb. den 30. Octbr. 1829, verheirathet den 18. Octbr. 1846 mit dem Dr. med. Reil in Halle; e) Ernſt, geb. den 9. Mai 1830, Oeconom; f) Paul, geb. den 12. Decbr. 1831, Oeconom; g) Albert, geb. den 12. März 1834, Maſchinenbauer; h) Sophie, geb. den 2. Jan. 1836, geſt. in demſelben Jahre; i) Curt, geb. den 28. Auguſt 1837; k) Max, geb. den 1. April 1840; l) Bruno, geb. den 31. Decbr. 1841.

Beſitzer hat ſie außerordentlich erweitert, den Garten mit der Wieſe zu einem reizenden Park umgebildet und ſchöne Gewächs- und Treibhäuſer angelegt. Zu der Fabrik gehören noch: ein Gut im Dorfe, wo Arbeiter wohnen; ein 1848 neu- und ſehr ſchön gebautes Wohnhaus für den älteſten Sohn; ein großer Wirthſchaftsgarten, ohnweit deſſelben, und eine Reihe neuer großer Wohngebäude am Fuße des Ochſenberges für Arbeiter.

Der Tod meines Großvaters und ſein Walten in der ſtets klappernden Mühle liegt kaum 50 Jahre hinter der jetzigen Zeit, aber unendlich haben ſich in dieſer kurzen Periode die Verhältniſſe geändert, ein ſolcher patriarchaliſcher, zunftmäßiger Haushalt, wie er damals ſtatthatte, wird jetzt wenig noch zu finden ſein.

Mein Großvater war nicht bloß Handwerksmeiſter, der ſein Geſchäft verſtand und verbeſſerte, er war auch ein gebildeter, kenntnißreicher Mann, der eine ausgezeichnete Bibliothek, beſonders von hiſtoriſchen Werken hatte, die er fleißig ſtudirte, er wußte ſich wiſſenſchaftlich mit ſeinen Gäſten zu unterhalten, an denen es um ſo weniger fehlte, da ſein Haus ein ſehr gaſtfreies und Jeder beſonders am Sonntage willkommen war, nur mußte er ſich in die Hausordnung fügen. Dieſer Umgang mit Fremden, mit Gelehrten und Hochgeſtellten, ſchied ihn aber nicht von ſeinen Zunftgenoſſen, von den Geſellen und Lehrburſchen. Alle bildeten zuſammen eine wohlgegliederte Familie, in welcher die Religioſität den Grundton angab. Sonntags verſammelte ſich die ganze Familie, nebſt dem Beſuche, der ſich einfand, zum Mittagbrod und von etwa 1790 bis zum Jahre 1802 nahm ich, als Enkel, an dieſen Mahlen regelmäßig Antheil.

Jeden Sonntag ging am Morgen Alles aus der Mühle, mein Großvater an der Spitze, zur Kirche nach Giebichenſtein; hier, im Pfarrhauſe, bei dem ehrwürdigen Paſtor Dolcius, dem Schwager des Großvaters, verſammelten ſich gewöhnlich während der Kirche die Hallenſer, die an dem Mittagbrod in Cröllwitz Theil nehmen wollten; und nach Beendigung des Gottesdienſtes, zogen Alle nach Cröllwitz, der Mühle zu, wo es um 12 Uhr zu Tiſche ging. Geſpeiſt wurde in 3 an einander ſtoßenden Räumen, die höchſt einfach, ganz altväterlich eingerichtet waren; zuerſt trat man in die ſehr große Geſellenſtube, wo die Lehrburſchen und Geſellen ihren Platz hatten, deren Zahl 50—60, auch wohl mehr betrug;

dann folgte ein kleines Zimmer, das bei Mangel an Platz aushalf, hierauf die Herrenſtube, für die Familie und die Fremden, die meiſt 40 und mehr Plätze einnahmen. Oben an ſaß der alte, ehrwürdige Großvater, meiſt in ſeinem Schlafrocke, mit der Großmutter, die nach uralter Tracht, aber reinlich und nett gekleidet war, mit der kleinen leinenen Mütze auf dem Kopfe, an der aller Wechſel der Moden ſpurlos vorbei ging, die aber eine würdige Matrone, eine unendlich tüchtige und thätige Hausfrau war, welche bei ihrer zahlreichen Familie die ſo große, ausgedehnte Wirthſchaft ohne fremde Hülfe mit einer gewöhnlichen Köchin und Hausmagd führte und doch Alles in beſter Ordnung hielt.

Waren die Speiſen nun aufgetragen, ſo ſtellte ſich Jedweder an ſeinen Platz, es begann ein ſehr langes Gebet durch alle drei Zimmer, was etwas Muſikaliſches und ſehr Erhebendes hatte, weil, nach althergebrachter Weiſe, bald Alle, bald nur Wenige ſprachen, die Worte bald ſtark, bald nur wenig betont wurden.

An dem Herrentiſche ſaßen zu meiner Zeit gewöhnlich, außer dem Prediger zu Giebichenſtein, die Großeltern und Eltern, meine 5 Onkels, die Profeſſoren Krauſe und Sprengel, Papierhändler Ludwig, Theologe Ferdinand und Papiermacher Adolph (der ſich viel mit einer Flugmaſchine beſchäftigte und einen enormen Vogel gebaut hatte, mit dem er fortfliegen wollte); die Frauen der Verheiratheten und die Enkel fehlten nicht. Verwandte der großen Familie, Beſuchende und Fremde fanden ſich immer, daher dieſer Herrentiſch ſtets überfüllt war. Die Speiſen deſſelben waren kräftig und gut bereitet, aber eben nicht verſchieden von denen des Geſellentiſches, daher ſehr einfach. Der alte Großvater holte ſich ein Bierglas voll Wein, worin ein Stück Zuckerkant lag, auch wurde wohl noch ein Glas oder eine Flaſche Wein für die Gäſte gebracht, übrigens Bier herumgereicht, das auch die Geſellen erhielten.

Nach Tiſche folgte ein allgemeines Gebet ganz in der Art wie vor dem Eſſen, dann begaben ſich alle in die Geſellenſtube, wo unter allgemeiner Andacht eine Predigt verleſen wurde, früher von meinem Großvater, ſpäter durch den Theologen Keferſtein, oder eine ſonſt geeignete Perſon.

Die Großeltern ruhten hierauf in ihrem Zimmer, die übrige Geſellſchaft zerſtreute ſich, ging in den Garten, und der Kinder Tummelplatz war meiſt auf dem Ochſenberge hinter der Mühle;

die Onkels beſuchten gewöhnlich mit den Geſellen die Kegelbahn, die ſehr ſchön auf der nahen Höhe lag, wogegen man im Winter meiſt zu den Karten griff. Durch dieſes Zuſammenleben des Meiſters und ſeiner Familie mit den Geſellen wurden dieſe ſelbſt gebildet, verloren ihre etwaige Rohheit und beſuchten nicht die Wirthshäuſer, die den jetzigen Fabrikarbeitern oft ſo verderblich werden.

Uebrigens hielt der Großvater ein ſcharfes Regiment, in der Mühle wie in der Familie, er hatte ſtets den Zollſtock bei ſich, der uns wilden Jungen oft fühlbar gemacht wurde.

An den Familien-Feſten nahmen auch die Geſellen Theil, und zu den Zunft-Feſten, wenn z. B. ein Lehrjunge losgeſprochen und mit allen Formalitäten des Handwerks zum Geſellen erklärt wurde, war die ganze Familie eingeladen; ſo bildeten Meiſter, Geſellen und Lehrlinge gleichſam eine große Familie, ein patriarchaliſches Ganzes, was auf die jungen Gemüther einen wohlthätigen, nachhaltigen Eindruck ausübte; alle Theile ſtanden in harmoniſcher Gliederung, nicht in zu grellen Abſtänden; es herrſchte eine allgemeine Zufriedenheit, es exiſtirte nicht der Neid und die Unzufriedenheit, die ſich jetzt ſo leicht bei den freien Arbeitern gegen den Herrn der Fabrik einfinden, deſſen Einkommen oft freilich auch nicht im Verhältniß ſteht zu dem Lohne jener.

In der neuen induſtriellen Zeit haben ſich alle jene Verhältniſſe völlig umgeſtaltet; der Dampf ſetzt drei Maſchinen in Bewegung, welche die Arbeit von vielen Hundert Geſellen auf das Pünktlichſte verrichten; für die Menſchenhände bleibt nur als Nebenbeſchäftigung übrig, die Maſchinen mit dem nöthigen Materiale zu verſehen und das fertige Papier zur verkäuflichen Waare herzurichten. Früher brauchte man zu dem weißen Papiere auch feine, weiße, derbe Lumpen und verwandte die groben, gefärbten nur zu den ſchlechten Sorten und zur Pappe. Jetzt entfärbt man die Lumpen auf chemiſchem Wege, fertigt aus früher ſchlechtem, unbrauchbarem Material, ein weißes, feines, ſchön ins Auge fallende Papier.

Es macht der Wiſſenſchaft alle Ehre, die durch Kunſt gefärbten Stoffe, die Lumpen, durch Anwendung anderer ſcharfer Mittel künſtlich wieder ganz zu entfärben; es iſt allerdings ein hoher Triumph der Mechanik, ein ſo complicirtes Kunſtwerk hervorzubringen, als eine Papier-Maſchine, die arbeiten zu ſehen ein wahres, ein hohes Vergnügen iſt; ob aber die menſchliche und ſtaat-

liche Geſellſchaft dadurch etwas Reales gewonnen hat, ſcheint mir doch zweifelhaft. Beſſer, dauerhafter, zweckmäßiger iſt das Papier wohl nicht geworden, aber ein gefälliges, das Auge beſtechenderes Aeußere hat es bekommen. Es iſt wahr, für den Preis, für den man ſonſt graues, grobes, aber ſehr haltbares Papier kaufte, erhält man jetzt ein weißes und glattes. Was das Publicum durch die vorgerückte Induſtrie wie durch die Maſchinen gewonnen, dürfte vorzugsweiſe der billigere Preis ſein, den man jetzt überall erſtrebt; aber die Fabrikanten, die zur rechten Zeit Maſchinen anlegten, haben ungeheuer gewonnen, wogegen die kleinen Papiermühlen ganz heruntergekommen, zum Theil ſchon eingegangen ſind; der ſo wichtige Geſellenſtand wird hier, wie in faſt allen Gewerben mehr und mehr vernichtet. Der reiche Fabrikherr in jedem Induſtriezweige hat doch nur freie Arbeiter in Dienſt, von denen manche allerdings hoch bezahlt werden; dieſe ſtehen aber nicht in dem Handwerksverband und verfallen leicht dem Proletariate, welches den Communen und dem Staate ſtets drohender wird. Die große, blühende Fabrik gewährt dem Beſitzer oft ein Einkommen, welches weit über die bürgerlichen Verhältniſſe hinausgeht, ſie iſt aber allen Wechſelfällen der Erfindung, der Zufälligkeit und der Conjuncturen unterworfen, übt auf die allgemeinen ſtaatlichen Beziehungen vielleicht einen mehr ſchädlichen als wohlthätigen Einfluß aus, ſchon durch die Vernichtung des Mittelſtandes, des wichtigſten im Staate, durch den kraſſen Gegenſatz von Herrn und ganz frei ſtehenden Arbeitern.

Der Einzelne hat ſich natürlich in die Zeit zu fügen und darf nicht ſtehen bleiben; er muß vorwärts ſchreiten, mit dem Strome ſchwimmen, aber der denkende Mann wird ſich neben der Lichtſeite auch die Schattenſeite der großartigen, immer mehr ſich ausbreitenden Maſchinen-Induſtrie nicht verhehlen.

Wie mit dem Papiere, iſt es auch mit andern Gegenſtänden, z. B. ſind die wollenen und baumwollenen Waaren unendlich billig, aber meiſt eben ſo viel unhaltbarer und ſchlechter geworden. Will man die alte, gute Qualität, ſo muß man ſie theurer als früher bezahlen. Indem überhaupt die Arbeit jetzt meiſt nicht mehr gehörig organiſirt iſt, beſonders durch das verderbliche Patentweſen, das aus Frankreich uns zugeführt wurde, erhebt die Hydria des Proletariates ihr Haupt, das ſchwer niederzuhalten ſein wird; aber die

alte Organisirung der Arbeit wieder einzuführen, mag freilich die größten Schwierigkeiten haben.

Als ältester und treuester Freund stand meinem Großvater Keferstein, seit seiner Jugendzeit, ein sehr würdiger Mann zur Seite, der Rathsmeister Christian Salfeld in Halle, geb. 1720, der manche Schicksals-Prüfungen erlebt hatte. Sein Vater war ein sehr angesehener, reicher Kaufmann in Quedlinburg, wo ihm mehrere der größten Häuser gehörten. Nachdem dessen ältester Sohn Christian die Schule absolvirt hatte, schickte er ihn als Student nach Jena, wo er seinen Verhältnissen gemäß auftreten sollte, ein Reitpferd und einen sehr anständigen Wechsel erhielt. Er hatte aber seine Studien in Jena noch nicht vollendet, als sein Vater fallirte und er nun sehr beschränkt auftreten mußte, da fast alle Unterstützung von Hause wegfiel. Er ging später nach Halle, wurde bald als Actuar im Amte Giebichenstein angestellt und versah auch die Stelle eines Privatsecretairs bei dem damaligen Domainen-Pächter, dessen steter Gesellschafter er war. Die hierdurch gewonnenen Annehmlichkeiten hatten auch ihr Unangenehmes, denn sein Principal hatte manche Eigenthümlichkeit, er war z. B. für die Kälte unempfänglich, und sein Secretair mußte mit ihm, auch bei strengster Kälte, im ungeheizten Zimmer essen und nach Tische mit ihm in ungeheizter Stube Billard spielen.

Hier etwa, in der Zeit von 1740—1750, lernte der Actuarius Salfeld in Giebichenstein den Papiermacher-Meister Keferstein in Cröllwitz kennen und es wurde ein Freundschaftsbund geschlossen, den erst der späte Tod trennte. Der Christian Salfeld (mein Großvater mütterlicher Seits) bekam später eine Anstellung in Halle und wurde bald Rathsmeister, welchen Posten er bis an seinen Tod (den 5. März 1805) bekleidete und stets in höchster Achtung stand.*) Er verheirathete sich mit Dorothea Friederike Gaden (geb. den 21. Febr. 1732), deren Bruder der hiesige Rathsmeister Jo-

*) Der jüngere Bruder meines Großvaters Salfeld, wurde Justizamtmann zu Erdeborn im Mansfeldischen, wo er mit Hinterlassung zweier Kinder starb. Der Sohn erhielt des Vaters Stelle, lebt dort noch in hohem Alter als Pensionair (ist Vater mehrerer Kinder); die Tochter verheirathete sich mit dem (früh verstorbenen) Justiz-Assessor Riemer in Magdeburg und der einzige Sohn die-

hann Carl Gaden (geb. den 29. März 1735) war, der in sehr hohem Alter und unverheirathet 1807 starb. Aus dieser Ehe ging nur Eine Tochter hervor, Margarethe Christiane Salfeld, geb. den 22. Novbr. 1759, meine Mutter.

Mein Vater, Gabriel Wilhelm Keferstein, geb. den 15. April 1755 (wie erwähnt, das 3. Kind meines Großvaters) zeigte früh schon Fleiß und Talent, erhielt den ersten Unterricht durch Hauslehrer, kam 1765 auf die lateinische Schule des Waisenhauses, später auf das Stadt-Gymnasium unter dem Rectorat von Jani. Er wurde hier der Liebling des Rathsmeisters Salfeld, der sich bald entschloß, an dem Sohne seines Jugendfreundes Vaterstelle zu vertreten, und nahm schon 1769 den jungen 18jährigen Wilhelm Keferstein in sein Haus. Er behandelte ihn ganz als Sohn, wohl in der Hoffnung, daß die Liebe der Eltern auf die Kinder übergehen möge und eine dereinstige Heirath mit der damals 10jährigen Tochter statthaben könnte, deren Mutter früh gestorben war, an deren Stelle die unverheirathete Schwester des Großvaters Salfeld die Wirthschaft führte, die in hohem Alter in unserm jetzigen Keferſteinschen Hause (Nr. 917) starb, welches mein Großvater 1764 (aus dem Gasserschen Concours für 2000 Thlr. in altem Golde) gekauft hatte. In diesem Haushalte meines Großvaters ging es noch zu meiner Zeit sehr steif und gemessen zu; uns, seine Enkel, redete er mit Du an, aber unsere jungen Freunde, auch aus den besten Familien, wurden Er genannt. Ziemlich verschlossen war uns der Garten, der im Geschmack jener Zeit, mit Statuen aus Sandstein geschmückt war, enge Wege, aber viele kleine Blumenbeete und einen ausgezeichneten Nelken-Flor hatte, den ein eigener Gärtner sehr in Ordnung hielt, der zugleich Bedienter war.

Mein Vater war sehr fleißig und beim Abgange von der Schule vertheidigte er mit vielem Beifall eine Dissertation, de immortalite animi, aus deren Thema schon der religiöse Sinn hervorgehet, der ihm sein ganzes Leben hindurch innewohnte, ihm Seelenruhe und großen Segen brachte. Diese tüchtigen Schul-Studien blieben ihm in steter Erinnerung; noch bis zu Ende des Lebens las er mit besonderm Vergnügen die lateinischen Autoren, und sprach mit uns Kindern gern und ein fließendes Latein.

---

ser Ehe ist der jetzige ausgezeichnete Rechtsanwalt, Justizrath Riemer hier in Halle, der eine starke Familie hat.

Er bezog 1772 in ſehr jugendlichem Alter die Univerſität, wo er Jura ſtudirte, nebenbei auch Geſchichte, Mathematik und Philoſophie trieb; er verließ ſie 1775, indem er unter großem Beifall ſeine juridiſche Diſſertation: de jure provocationum plurium Germaniae populorum usque ad Caroli magni aetatem vertheidiget hatte. Zu ſeiner Zerſtreuung und um wo möglich gleich das große Examen zu machen, reiſte er 1776 nach Berlin, wo er den feierlichen Einzug des ruſſiſchen Großfürſten, nachherigen Kaiſers Paul, zu ſehen Gelegenheit hatte und erhielt wenig ſpäter, 1778, die Advocatur für den Saal- und Mansfeldiſchen Kreis, die ihm ſchnell eine große Praxis gab. Er durchlebte bald den wichtigen Act der Einführung des preußiſchen Landrechts und wurde in deſſen Folge 1781 Juſtiz-Commiſſar und Notar zu Halle.

Er hatte nun ein geſichertes Auskommen und verheirathete ſich den 8. Octbr. 1782 mit Chriſtiane Salfeld, mit welcher er 12 Jahre in einem Hauſe, faſt als Bruder und Schweſter, gelebt hatte; er erfüllte ſo den Wunſch der beiderſeitigen Eltern. Dieſe, auf gegenſeitige Achtung, Liebe, lange und genaue Bekanntſchaft baſirte Ehe, war in jeder Hinſicht und ſtets eine eben ſo glückliche als ſegensreiche. Meine verehrte Mutter, die weder durch Schönheit noch Geiſt glänzte, war eine treffliche, ſparſame Hausfrau, eine treue Gattin und zärtliche Mutter, die auch in den ſchwierigſten Verhältniſſen, ſelbſt bei feindlicher Plünderung, nicht verzagte, ſtets Geiſtesgegenwart behielt und ſtets einen klaren, richtigen, practiſchen Verſtand zeigte.

Die Talente und die Redlichkeit meines Vaters, verſchafften ſich bald von vielen Seiten Anerkennung; er wurde ſchon 1784 zum Hoffiscal ernannt, um die Rechte des Staates und des Königs wahrzunehmen, und 1786 zum Beiſitzer des hieſigen alten, hochberühmten Schöppenſtuhles, der einen wichtigen Gerichtshof bildete für weite Gegenden, beſonders für die ſächſiſchen und anhaltiſchen Länder.

Bei dem hieſigen Magiſtrate hatte Heinrich Philipp Goldhagen ſeit 1777 das Syndicat verwaltet und als dieſer 1786 zum Rathsmeiſter in Vormundſchaftsſachen befördert wurde, erhielt mein Vater deſſen Stelle, trat als Syndicus in den hieſigen Magiſtrat, der aus den ehrenwertheſten Männern beſtand, wie Barkhauſen, Thebeſius, Lichotius, Salfeld, Gaden, Goldhagen, Weber, Heisler ꝛc. ꝛc., der die größte Achtung bei der Bürgerſchaft genoß,

all-

allgemeines Vertrauen hatte und die Geschäfte gewiß höchst rechtlich leitete, wenn es auch noch keine controlirenden Stadtverordneten gab. Als der Magistrat das im siebenjährigen Kriege verpfändete Rittergut Beesen zurückkaufte, erhielt mein Vater 1787 dessen Justizverwaltung, auch das Justiziariat auf andern Rittergütern, so wie die Rechts-Consulentschaft mehrerer wohlhabender Familien; das Rittergut Neukirchen, welches dem Regierungsrath Böhmer in Minden gehörte, hatte er zu administriren.

Im Jahre 1798 machte mein Vater, in Gesellschaft des Syndicus Nettler und dessen Frau, eine Reise nach dem Rheine und durch Westphalen und seine deßfalsigen Briefe mit ausführlicher Reisebeschreibung sind aufbewahrt, liegen mir noch vor und liefern manche interessante Notiz. Er giebt bei den Städten, die er besuchte, meist die damalige Zahl der Einwohner an, die sich jetzt fast überall verdoppelt haben mag. Recht deutlich ersieht man aus diesen Nachrichten, wie zärtlich er seine Familie liebte; so beginnt z. B. der Brief, de dato Cleve d. 10. Aug. 1789, an seine Frau mit folgenden Worten: „Ohngeachtet ich mich mit meiner Reisegesellschaft sehr wohl befinde, und wir bei einer Familie uns aufhalten, welche vom Falle Adams nicht getroffen zu sein scheint, so habe ich doch so eine Sehnsucht nach Dir, mein bestes Weib, und meiner lieben Christel und Wilhelm, daß ich stundenlang kein Wort sprechen kann und mich blos mit Euch beschäftige."

So sehr mein würdiger Vater mit Berufs-Arbeiten überhäuft war, so ging er doch stets mit der Litteratur fort, war viel in Gesellschaft, hielt ein sehr gastfreies Haus, welches die Mutter mit weiser Sparsamkeit zu regeln wußte, in welchem es aber ganz bürgerlich zuging. Damals war freilich der Luxus noch nicht so groß als jetzt; so besaß z. B. der Großvater Salfeld noch kein gepolstertes Sopha, nur ein von Rohr geflochtenes Kanapee (das sein Ende in meiner Einquartierungs-Stube fand) und mein Vater war gewiß 10 Jahre verheirathet, ehe er einen Schreib-Secretair (und zwar nicht einmal einen neuen) kaufte, wie man ihn jetzt in allen Stuben findet.

Ein Haupt-Centrum der Geselligkeit bildete — wie noch jetzt, die hiesige Freimaurer-Loge, der mein Vater mit ganzer Hingebung anhing (in der er später von 1808—1815 den Hammer führte), und wo man sich täglich in den damaligen Räumen traf, die freilich noch nicht so großartig waren, als es jetzt der Fall ist; und

mein Vater war es vorzüglich, der vor etwa 50 Jahren, die noch jetzt bestehenden Concerte anregte, die einen sehr bescheidenen Anfang hatten, indem meine Schwester und ihre Freundinnen sangen. Auch in der noch jetzt bestehenden Montags-Gesellschaft, die damals im goldnen Löwen zusammen kam, fehlte mein Vater selten, wo die Unterhaltung besonders durch Sprengel (der Historiker), Voß (der Politiker), Forster, Niemeyer ꝛc. lebendig unterhalten wurde.

Zu den speciellern Freunden meines Vaters gehörten vorzüglich: Der Post-Direktor Geheime-Rath v. Madeweiß (damals und sehr lange Meister vom Stuhl der hiesigen Loge), der Dr. Bertram (Vater unseres jetzigen Ober-Bürgermeisters), der Postmeister Bertram in Großkugel (Großvater des jetzigen Landgerichtsrathes Bertram), Oberbergrath Goldhagen (Vater der noch lebenden Geheim-Räthin v. Lehmann), Hofrath Dryander (Großvater der noch hier lebenden hochgeachteten Familie Dryander), der Professor Dabelow (dessen Wittwe noch hier lebt), Hoffbauer, Wolff (der geistreiche Philologe), Krause, Gilbert, Reil, Sprengel (der Botaniker), Schütz (Hofrath), Rathsmeister Goldhagen, Major v. Heyden, Landrath v. Wedell in Piesdorf, Commerzien-Rath Wucherer (Vater des jetzigen Geh.-Raths), Knopffabrikant Schier und viele Andere. In den sehr häufigen Privat-Gesellschaften ging es bei geistreicher Unterhaltung sehr munter zu, ohne daß im geringsten die Schranken überschritten wurde. Die Verhältnisse hatten sich in dieser Hinsicht (vielleicht mit durch Einfluß der Loge) wesentlich verändert, da in früherer Zeit die officiellen oder zeitweise gegebenen Gastereien gewöhnlich in öffentlichen Localen stattfanden, bei denen man meist nicht das rechte Maaß hielt. Ich erinnere mich aus meinen Kinderjahren eines solchen Festes, wo mein Vater als Schützen-König 1795 die Schützen-Gilde tractiren mußte, wo man allgemein des Guten zu viel genoß.

Zwanzig Jahre hatte mein Vater das Syndicat verwaltet, als er in dem verhängnißvollen Jahre 1806 zum Polizei-Rathsmeister gewählt wurde, wo er den Becher der Kriegs-Drangsale bis auf die Hefen leeren mußte.

Schon bei dem Vorrücken der preuß. Armee hatte Halle viel zu leiden, bei großen Durchmärschen, durch Anhäufung großer Magazine ꝛc. Ganz besondere Hoffnungen wurden kaum wohl gehegt; wie man aber auch über den beginnenden Krieg und dessen etwanige Folgen urtheilte, so gab sich doch, vorzüglich in den Kreisen mei-

nes Vaters ein unendlicher Patriotismus kund, in Folge deſſen z. B. das hieſige Regiment Renouard (früher Thadden) mit den fehlenden Mänteln verſehen wurde, indem es nach Auerſtädt abging, wo es ſehr brav, wenn auch unglücklich focht.

Während hier die Reſerve-Armee unter dem Prinzen von Würtemberg ſtand, wurde am 14. Octbr. 1806 die Schlacht von Auerſtädt geſchlagen, über deren Ausfall nichts Sicheres verlautete, meiſt aber Sieges-Berichte verbreitet wurden. Den 16. Octbr. Nachmittags brachte man den auf dem Schlachtfelde von Auerſtädt ſchwer durch 3 Kugeln verwundeten Major des hieſigen Regimentes Hrn. v. Naeſe (ſpäter mein Schwiegervater) hier ein, der den Verluſt der entſcheidenden Schlacht zur Gewißheit machte. Am Abend, während einer Geſellſchaft auf der Loge, die von vielen Officieren beſucht war, erhielt mein Vater die Nachricht: die franzöſiſchen Vorpoſten ſtänden in Holleben, kaum eine Stunde von hier. Wir gingen auf den Thurm, ſahen ſelbſt die feindlichen Wachtfeuer und begaben uns nun zu dem Commandirenden, Prinz von Würtemberg, der im Reil'ſchen, jetzt Blaſius'ſchen Hauſe Quartier hatte und machten davon Anzeige, die aber für falſch angeſehen wurde. Doch traf mein Vater ſogleich Veranſtaltungen, in deren Folge die Kriegs-Kaſſe gerettet wurde. Am 17. Octbr. früh rückten die Franzoſen vor die Stadt und nahmen ihr Hauptquartier auf dem Bahrdt'ſchen Weinberge (wo jetzt das Irrenhaus ſteht). Der unzweckmäßig geleitete Widerſtand war unbedeutend; nach kurzem Gefecht vor und in der Stadt rückte die franzöſiſche Armee unter Bernadotte um 11 Uhr Morgens hier ein und ging auf der Berliner Straße weiter vor. Das detachirte ſchöne Regiment Treskow, hierbei vom Hauptcorps abgeſchnitten, zog ſich, verfolgt von den Franzoſen, auf die Papiermühle zu Cröllwitz, um wo möglich über die Saale zu kommen, wurde hier theils niedergehauen, theils gefangen, wobei die Papiermühle faſt gänzlich der Verwüſtung erlag und mein Onkel mit der ganzen Familie erſt in einen nahe gelegenen Buſch, dann nach Halle in unſer Haus floh.

Die Avantgarde unter General Bernadotte, welche die Stadt, wenn auch nicht officiell, doch thatſächlich geplündert hatte (auch unſer Haus), ging bald vorwärts, dagegen rückte der Kaiſer Napoleon am 19. hier ein mit ſeinen Garden, die von der Stadt drei Tage verpflegt werden mußten. Die ungeheure Laſt dieſes zu effectuiren, deßhalb mit den franzöſiſchen Behörden zu unterhandeln, ihren enor-

men Requisitionen nach Möglichkeit zu genügen, lag fast allein auf meines Vaters Schultern, theils weil er Polizei-Rathsmeister, theils weil er der jüngste und gewandteste der Rathsherren war, die aber alle permanent auf dem Rathhause blieben. Bezeichnend für den hiesigen Aufenthalt des Kaisers war auch die Aufhebung der Universität, die Fortschickung aller Studenten, was einen tiefen Eindruck machte.

Halle erhielt einen französischen Commandanten und Intendanten, die ganz brave Männer waren, deren Verpflegung aber viel kostete, auch die bedeutenden Lazarethe erforderten viel Aufwand. Das eigentliche Kriegs-Getöse brauste rasch vorwärts und die Verhältnisse ordneten sich allmählig, aber bald traf unsere Familie ein schweres unheilvolles Ereigniß. Auf Befehl des französischen Kaisers wurde am 18. März 1807 mein Vater, zugleich mit dem Geheimrathe v. Madeweiß, Major v. Heyden, Landrath v. Wedell und Canzler Niemeyer in der Nacht arretirt und nach Frankreich abgeführt. Der Grund dieser Maßregel ist nie bekannt geworden, wahrscheinlich wollte man sich der einflußreichsten Personen vielleicht als Geißeln für etwaige Eventualitäten versichern; daher die Deportirten auch aufmerksam und artig behandelt, nicht im geringsten inquirirt wurden. Man wies ihnen den kleinen netten Ort Pont à Mousson ohnweit Nancy zum Aufenthalt an, wo sie frei aber auf eigene Kosten lebten. So war unsere Familie verwaist, der Vater erlitt sehr große pecuniäre Verluste und bekam von der Stadt keine Entschädigung. Nach dem Tilsiter Frieden erhielten die Deportirten die Erlaubniß nach Paris zu gehen, und als Jerome Buonaparte zum König von Westphalen erhoben war, ließ er dieselben sich gleich vorstellen und bald bekamen sie die Erlaubniß der Rückkehr, die im Octbr. 1807 erfolgte.

Nach der feierlichen Abtretung unserer Provinz an den französischen Kaiser und der Organisation des Königreiches Westphalen wurde der Vater gleich zum Mitgliede der Reichsstände erwählt, und hatte sich mehrmals längere Zeit in der Hauptstadt Cassel aufzuhalten.

Während seiner langen Abwesenheit von Halle, waren die Stellen, die er bekleidet hatte, anderweit besetzt, er konnte keine Pension erhalten; die Stellung als westphälischer Notar gab keine gehörige Entschädigung; sein altpreußischer Sinn war durch die Verhältnisse sehr bekümmert, seine Gesundheit hatte sehr gelitten.

Bei dem ersten Erscheinen der Preußischen Truppen im Jahre 1813 wurde der Vater sogleich zum provisorischen Bürgermeister von Halle erwählt, aber nach wenigen Tagen trat die westphälische Regierung wieder in Kraft; jene Wahl wurde aufs Neue Veranlassung zur Verfolgung. Zwar erfolgte bald die definitive Besitznahme unsrer Provinz von der Königl. Preußischen Regierung und mit ungeheurem Jubel begrüßten wir den Preußischen Adler, der unserm Hause gegenüber an dem Packhofe wieder angeschlagen wurde, aber mein Vater blieb entfernt von öffentlichen Geschäften und kränkelte fortwährend. Ein höchst schmerzliches Blasenleiden bildete sich mehr und mehr aus, er starb am 16. Juni 1816 im 60ten Lebensjahre, tief betrauert von Allen die ihn kannten, mit denen er in irgend einer Beziehung stand. Nach 7 Jahren folgte ihm meine Mutter, die am 3. März 1824 im 64ten Lebensjahre starb; eine liebende Gattin, verständige Hausfrau und sorgsame Mutter, tief von allen betrauert.

Von dem vielseitigen Wirken meines Vaters für das Wohl der Stadt Halle mögen nur zwei Punkte erwähnt werden. Er war es, der vorzugsweise für die Einführung der Feuerung mit Braunkohlen, für die Benutzung unserer reichen Kohlenlager wirkte, die bis dahin als ein ganz todter Schatz da lagen. Durch die Professoren der Chemie, Green und Gilbert hierselbst, ließ er, besonders in den 1790ger Jahren, diese Braunkohlen, wo er sie fand, analysiren und überzeugt von ihrer Brennkraft wurden Versuche veranlaßt, Kohlensteine geformt und die Oefen zur Feuerung eingerichtet. Er ging mit seinem Beispiele voran, wir mußten in unserm Hause Braunkohlen seit etwa 1791 brennen, so große Unannehmlichkeiten sie auch im Anfange zeigten, die erst allmählig überwunden wurden. Unter seiner Direction wurde eine der ersten Kohlengruben in Neukirchen eröffnet, und er schaffte Kähne an, um das Material billig zu transportiren. Im Jahre 1806, als bei den großen Durchmärschen und Lieferungen auch Holz-Mangel eintrat, ließ er bei einigen Bäckern die Oefen mit Hülfe militärischer Gewalt zu Braunkohlen einrichten; und jetzo, nach 60 Jahren, welchen Umfang hat diese Kohlenfeuerung erhalten! Wir könnten ohne sie jetzt nicht existiren.

Mein Vater war es vorzüglich, der die damals sehr traurigen Verhältnisse der hiesigen Pfännerschaft anders gestaltete und (wohl im Jahre 1808) Namens derselben, den höchst wichtigen,

noch jetzo bestehenden Contrakt mit der Regierung abschloß, nach welchem dieselbe für einen bestimmten Preis alles Salz übernimmt, wodurch der Werth der Koth- und Soolgüter sich bald außerordentlich steigerte, die nun eine feste sichere Rente geben. Bis dahin durfte kein Verkauf von Salz im Innlande stattfinden; der Debit auf das ferne Ausland war höchst precär, daher die Kothe einen ganz geringen Werth hatten.

Die glückliche, lange Ehe meiner Eltern wurde gesegnet durch 5 Kinder:

1) Christian Keferstein, geb. 20. Jan. 1784, Schreiber dieser Zeilen.

2) Friederike, geb. 17. April 1785, † 5. März 1788.

3) Carl Wilhelm Keferstein, geb. 23. März 1788, frequentirte die Schule des hiesigen Waisenhauses, studirte Philologie in Halle und Göttingen (1808—1811), wurde Dr. phil. und Privatdocent, beschäftigte sich vorzüglich mit Geschichte, war ein unendlich gemüthlicher Mann, mit religösem und ächt preußischem Herzen. Ohngeachtet seines friedlichen Gemüths und seiner Neigung zur Bequemlichkeit, ergriff er 1813 zur Rettung des Vaterlandes freiwillig die Waffen, machte als Lieutenant des 11. Infanterie-Regiments die Feldzüge von 1813—1815 mit, kehrte aber so bald als möglich in den Civilstand zurück, wurde 1816 zum Königlichen Lehrer am Gymnasium zu Lyck in Preußen ernannt, und schon 1817 in gleicher Eigenschaft nach Thorn versetzt. Hier erhielt er, zum Zeichen der Zufriedenheit mit seiner Führung 1825 den Charakter als Professor und 1834 die, mit vielen Unannehmlichkeiten verbundene Director-Stelle, starb aber schon den 12. Nov. 1836, tief betrauert von Allen die ihn kannten. Er verheirathete sich den 17. Dec. 1815 mit Auguste Delius, geb. den 11. Aug. 1793, (Tochter des Dr. med. in Osterwick, Enkelin der Schwester meiner Großmutter), und hinterließ 4 Kinder:

a) Willibald, geb. den 30. Sept. 1824, Oeconom, seit 1853 Mitbesitzer der Ottorover Mühle bei Bromberg in Preußen; b) Emma, geb. den 11. April 1819, verheirathet seit Decbr. 1837 mit C. Borkenhagen, Prediger und Rector zu Schwetz, jetzo Director der höheren Töchterschule zu St. Petri in Berlin; c) Clara, geb. den 22. Decbr. 1821, verheirathet 1851 mit dem Regierungsrath Künast zu Gumbinnen; d) Auguste, geb. den 7. Juli 1826, ver-

heirathet 2851 mit dem Dr. med. Lenz zu Culmsee, starb aber schon am 16. Dec. 1852 an den Folgen der Cholera.

4) Caroline Keferstein, geb. den 11. Febr. 1791, verheirathet 1851 mit Joh. Friedr. Hartmann (geb. den 31. März 1778 zu Zörbig, Besitzer der Engel-Apotheke zu Halle) † an der Cholera den 6. Juni 1849, aus welcher Ehe folgende Kinder entsprossen:

a) Friedrich Hartmann, geb. den 28. April 1814, er übernahm die väterliche Apotheke, verheirathete sich 1843 mit Caroline Bertram (Tochter des hiesigen Ober-Bürgermeisters), starb schon am 8. Septbr 1846, mit Hinterlassung eines Sohnes; b) Wilhelmine, geb. den 15 Nov. 1825, verheirathet 1838 mit dem Justizrathe Fritzsch in Halle; c) Emma, geb. den 27. Jan. 1816, verheirathet 1836 an den Kreisgerichts-Director Seiler zu Erfurt, früher zu Aschersleben; d) Johanne, geb. den 18. Octbr. 1820, verheirathet 1841 an den Dr. med. Weldner zu Lübeck.

5) Adolph Keferstein, geb. den 10 Decbr. 1793, frequentirte das Waisenhaus, studirte auf hiesiger Universität die Rechte. Ohngeachtet seines ganz schwächlichen Körpers verließ er 1813 das Königreich Westphalen, es gelang ihm nach Ober-Schlesien zu kommen und als freiwilliger Jäger angenommen zu werden, in welcher Eigenschaft er die Freiheitskriege mitmachte und zu dem Truppen-Corps gehörte, welches Paris einnahm. Nach dem Frieden kehrte er so schnell als möglich in die Heimath zurück, wurde bald als Gerichts-Amtmann in Heringen, dann in Suhl, später als Landgerichtsrath in Erfurt angestellt, in welchen Stellen er sich die allgemeinste Achtung und Liebe durch den ehrenwerthesten Charakter zu erwerben wußte. Er verheirathete sich 1826 mit Elise von Janowsky, (geb. den 22. Aug. 1804, Tochter des frühern Platz-Commandanten von Erfurt), lebt in einer glücklichen aber kinderlosen Ehe. Sehr schwache Augen machten ihm das angestrengte Lesen von Acten unmöglich und er nahm 1850 seine Entlassung aus dem Staatsdienste, widmet sich seitdem vorzugsweise seiner Lieblings-Wissenschaft, der Entomologie, ist in diesem Fache als Schriftsteller wohl bekannt, besitzt eine sehr große, ausgezeichnete Sammlung und Bibliothek und ist ein besonders thätiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt.

6) Wilhelmine Keferstein, geb. den 10. Nov. 1795, verehelicht den 20. Septbr. 1815 mit Ernst Germar aus Glaucha in Sachsen (geb. 3. Nov. 1786), Prof. und Ober-Bergrath hierselbst,

berühmt im Fache der Mineralogie und Entomologie, Besitzer einer der größten entomologischen Sammlungen. Hochverehrt in allen Kreisen, stand er auch seit 1827 als Meister vom Stuhl auf die würdigste Weise der Freimaurer-Loge vor, deren Hammer früher lange mein Vater führte. Er starb den 8. Juli 1853, tief betrauert von der Familie und Allen die ihn kannten, ohne Kinder zu hinterlassen.

Ich wurde als Kind zuerst in die gewöhnliche unterste Elementar-Schule geschickt, dann in die Knabenschule des Pastor Jani an der Ulrichskirche, kam aber schon früh (etwa um 1792) unter die Aufsicht eines Hauslehrers, des Dr. Schwedler, der später die Janische Schule fortsetzte, die er sehr emporbrachte und in das Haus verlegte, welches der Strickſche Hof hieß, in die Räume, welche jetzo das Lese-Museum in dem Gasthofe zum Kronprinzen inne hat, welches Haus seit jener Zeit (wo unten die Hendel'sche Buchdruckerei war und der Tanzmeister Schlom wohnte) sehr umgestaltet ist. Diese alte Knabenschule hat sich unter einer Reihe von Directoren erhalten, und wird noch jetzo (1852) von Hrn. Gaudig fortgesetzt.*) In jener ersten Zeit der französischen Revolution (etwa um das Jahr 1790) nahm auch mein Vater einen aus Frankreich geflüchteten Abbée ins Haus, theils aus Mitleid, theils der französischen Sprache wegen, in der ich aber damals keine besondern Progressen machte.

Die Schwedler'sche sehr besuchte Schule, die ich bis zum Jahre 1797 frequentirte, trug schon sehr, wohl zu viel den Charakter der neuern Zeit, wurde von den französischen Freiheits-Ideen stark influirt, und es kamen gar manche Curiosa vor, die selbst uns Knaben nicht recht einleuchten wollten. Die alten Sprachen wurden zwar, aber mit wenig Ernst getrieben, mehr nebenbei; wir exponirten z. B. den Homer, indem wir eine gedruckte Uebersetzung vorlesen konnten; dagegen wurde gar vielerlei gelehrt; auch sollten wir gleich praktische Rechnungsleute und Juristen werden, vor allem

*) Hr. Dr. Schwedler wurde später Lehrer am Waisenhause und heirathete die Wittwe des früh verstorbenen Professor Bertram, der 2 Söhne hinterließ, über welche mein Vater die Vormundschaft führte. Der jüngere derselben ist unser jetziger hochverehrter Ober-Bürgermeister, Geheimrath Aug. Bertram (geb. 1788), der ältere, Carl Bertram, starb vor einiger Zeit in Magdeburg als Regierungsrath.

aber mußte das Freiheits-Gefühl gewahrt werden. Hatten wir dumme Streiche gemacht, was oft genug der Fall war, ſo wurde ein Gericht niedergeſetzt und die Sache ganz nach der preußiſchen Gerichtsordnung inſtruirt, damit wir den Geſchäftsgang lernen ſollten. Dann folgte das Erkenntniß; lautete dieſes dahin: daß der Name ans ſchwarze Brett geheftet werden ſollte, ſo wurde die beſchriebene Seite nach dem Brette gekehrt, ſo daß man nur die unbeſchriebene ſehen konnte, um das Ehrgefühl nicht zu beleidigen; lautete das Erkenntniß auf Arreſt, ſo wurden wir in eine Stube zwar eingeſchloſſen, aber die Fenſter blieben offen, die auf den Gang ſtießen, ſo daß wir nach Belieben heraus konnten und Hr. Dr. Schwedler ging dann jedesmal aus, um nicht Notiz nehmen zu müſſen, wenn wir die Freiheit ſuchten; es war hinlänglich, wenn wir im Zimmer waren zu Ende der Arreſtzeit, wenn das Thürſchloß ſich aufthat.

Im Jahre 1797 kam ich auf das hieſige Stadt-Gymnaſium, welches erſt ſpäter nach meinem Abgange aufgehoben und mit dem Waiſenhauſe verbunden wurde. Dieſes trug noch ganz den alterthümlichen, ehrwürdigen Charakter. Das Local war ganz das alte, zur Reformationszeit ſeculariſirte Carmeliter-Kloſter, von dem jetzo jede Spur verſchwunden iſt; es grenzte an die Stadtmauer und den alten Stadtgraben, welcher jetzo die Promenade bildet mit ihrem neuen Schauſpielhauſe. Damals ſtanden die Kloſtergebäude noch unverſehrt mit ihren Kreuzgängen, den Zellen (wo die Chorſchüler wohnten), dem Refectorio, den Sälen und der Kirche, die als Garniſonkirche diente, an welcher Lafontaine als Prediger fungirte, und während der weſtphäliſchen Zeit an den Ober-Bergrath Dr. Reil, der ein Bad in Halle anlegte, abgetreten und in ein Schauſpielhaus umgewandelt wurde, welches an ſo heiliger Stätte gar Vielen, beſonders dem Canzler Niemeyer ein Dorn im Auge war und zu deſſen Jubiläum auch dieſer Uebelſtand durch des Königs von Preußen Majeſtät beſeitigt wurde. Jetzt erhebt ſich an der Stelle jenes Kloſters das neue, ſchöne Univerſitäts-Gebäude mit ſeinen freundlichen Umgebungen.

Auch die innere Organiſation des Gymnaſiums trug den alten Typus. Es ſtand unter der unmittelbaren Aufſicht des Scholarchen-Collegiums, zuſammengeſetzt aus Mitgliedern des Magiſtrates und der Predigerſchaft, das auch den halbjährigen Prüfungen beiwohnte, hier oft ſelbſt das Wort nahm und das Lehrer, Schüler und Alles kannte.

Der alte ehrwürdige Rector Schmieder, ein tüchtiger, bekannter Lateiner bewegte sich noch ganz in den alten Formen. Er bewohnte das neben der Schule belegene Haus (welches jetzt dem Hrn. Geheimen Ober-Bergrath Duncker gehört); hier fand man ihn außer den Schulstunden stets in seiner sehr uneleganten beräucherten Studierstube zwischen Büchern und Papieren, neben ihm ein Kohlenbecken mit der Kaffeekanne und stets brannte seine lange holländische Thonpfeife, die selten ein weißes, meist ein ganz schwarzes Ansehen hatte, da sie eben so selten gewechselt als zerbrochen wurde. Indem damals die anständigen Leute nur aus solchen langen Thonpfeifen rauchten, so hatte man eine eigenthümliche Geschicklichkeit erworben, sie zu handhaben, so daß sie ein fast ewiges Leben hatten, da man sie auch wohl ausbrannte. Mein Vater rauchte auch hinter seinem langen Actentische nur aus diesen, die er selten zerbrach, ja einer seiner Bekannten hatte eine Reise nach Frankfurt auf der ordinären Post gemacht, seine Thonpfeife mitgenommen und unversehrt zurückgebracht, was gewiß sehr viel sagen will.

Unser alter Rector Schmieder nannte noch alle Schüler der untern Classen „Du," die der höhern „Er," das „Sie" erfolgte erst bei Ueberreichung des Maturitäts-Zeugnisses. Die jetzt so allgemeine Anrede mit „Sie" gebührte damals nur den höhern Ständen und wurde auch nicht vom Magistrate den Handwerkern und gewöhnlichen Bürgern gegeben. Den Respekt gegen Höhere hat die jetzt herrschende gleiche Anrede gewiß vermindert, ob aber dadurch die menschliche Gesellschaft gewonnen hat, ist wohl zweifelhaft; denn die Ungleichheit der Menschen läßt sich nicht wegbringen.

Der Conrector Rath, der im Griechischen unterrichtete, war der vorzüglichste und thätigste Lehrer und obwohl der strengste, doch am meisten geachtet und verehrt. Vor ihm hatten wir den meisten Respect; öfter gab es selbst Schläge, wobei wir Katzenpfötchen halten mußten, was wir uns von ihm ruhig gefallen ließen. Voigtel, später Professor an der Universität, lehrte Geschichte, hatte wenig Autorität, noch weniger Dr. Lange, später auch Professor, der im Lateinischen unterrichtete. Dr. Schmieder, der älteste Sohn des Rectors, war ein trefflicher Lehrer, kam aber bald als Rector nach Brieg in Schlesien. Dr. Willweber, eigentlich nur für die untern Classen, lehrte Naturgeschichte, von der er aber gar nichts verstand und nur Funk's Handbuch vorlas. Aber mit großem Eifer unterrichtete der Collaborator Manitius, der für den niedern Unter-

richt besonderes Talent hatte; ein alter Herr Seelemann gab Unterricht im Französischen, aber neben ihm mußte ein anderer Lehrer meist in der Classe gegenwärtig sein, um Ruhe und Ordnung zu erhalten.

Der Unterricht drehte sich vorzugsweise um die alten Sprachen; wir erwarben uns die gewöhnlichen Schulkenntnisse, vermochten einen lateinischen und griechischen Autor zu exponiren und hatten auch lateinische Disputationen. Die Disciplin wurde leidlich gehandhabt; das schlechte und feuchte Carcer kam zuweilen in Anwendung, aber den obersten Classen gewährte man doch viel Freiheit. Wenn wir bei schönem Wetter an die Classenthür das — hodie non legitur — schrieben, so acceptirte wenigstens Hr. Dr. Lange gern die Freistunde, und als der jüngere Sohn des Rectors, Hr. Dr. Carl Schmieder (später in Cassel an der Schule angestellt) in Prima Chemie vortragen wollte, so erkannten wir ihn nicht an, da er uns nicht vorgestellt war und trieben Allotria, als wenn er nicht in der Classe wäre.

Nachdem ich 1801 durch den würdigen Consistorialrath Westphal confirmirt war und fast 7 Jahre das Gymnasium besucht hatte, bezog ich mit dem Maturitätszeugnisse zu Ostern 1803 die hiesige Universität,*) hörte im ersten Semester die glänzenden Vorträge von Wolff über römische Alterthümer, die langweilige Logik bei Maaß, Geschichte der Philosophie bei Eberhard, Naturrecht bei Hoffbauer; später bei Schmalz Encyclopädie, Staats- und canonisches Recht, bei Loder die Medicina forensis und besonders die außerordentlich besuchten juridischen Collegien bei Woltär (in dessen Hause ich sehr viel war) und bei Dabelow, auch bei Voigtel Reichsgeschichte und Statistik, aber mit ganz besonderer Vorliebe die Chemie und Physik bei Gilbert, mit dessen geistreichem Assistenten Schimming (der sich wenig später hier als Mechaniker etablirte), ich in die innigsten freundschaftlichen Verhältnisse trat, aber erst bei dessen vor wenigen Jahren erfolgtem Tode, erfuhr, daß er Mennonit gewesen. Er war ein höchst eigenthümlicher Mensch, schwach am Körper, stark, sehr stark an Geist, dabei ein Sonderling der seltensten Art, aber begabt mit außer-

*) Die Studenten-Matrikel erhielt ich aber schon am 20. Juli 1795 von dem damaligen Prorector, Prof. Eberhard, der unserer Familie sehr befreundet war, hätte daher schon 1845 mein Studenten-Jubiläum feiern können, wenn ich ein Freund von solchen Festlichkeiten wäre.

ordentlichen Talenten; denn er vermochte z. B. ganze Abende, wie man es verlangte, in Hexametern, Pentametern oder in einem andern Versmaße zu sprechen, war überhaupt der vortrefflichste Gesellschafter und wußte über sein inneres Wesen einen eigenthümlichen geheimnißvollen Nimbus zu verbreiten. Er besaß ungemein viele Kenntnisse in allen Fächern, in der Medicin, Jurisprudenz, Theologie, vorzüglich in der Naturkunde, und alles Wissen hatte bei ihm einen ganz klaren philosophischen Zusammenhang, dabei hatte er zu Allem das größte Geschick und war ein ausgezeichneter Mechaniker. Selbst viele Frauen unterhielten sich sehr gern mit ihm, so häßlich auch sein Körper war. Seiner Ueberzeugung nach stand ihm die persönliche Freiheit, die vollkommenste Unabhängigkeit, als das höchste Gut da; diese aber ist nur zu erhalten, wenn man ganz außer den geschäftlichen Beziehungen mit den Menschen steht, deßhalb war er aus Grundsatz Bettler, oder vielmehr arm. Nur so viel verdiente er — da ihm alle eigenen Geldmittel fehlten — als zum allernothwendigsten Lebensunterhalt gehörte, und dieß war unendlich wenig; gleichwohl arbeitete er den ganzen Tag sehr fleißig, aber nur das, was ihm interessant war und seinem Geist entsprach. Er genoß des Morgens etwas selbst bereiteten Kaffee mit Semmel, des Mittags nicht viel mehr und ging am Abend meist zu seinen Freunden, wo er stets willkommen war und vorzüglich gern und sehr gut Schach spielte, theils zu zwei, lieber zu vier. Seine Kleidung war sehr ärmlich, seine Wohnung klein und meist hatte er diese frei, wofür er guten Rath ertheilte, behülflich war bei baulichen Anlagen und dergleichen. Wenn man ihn darauf hinwies, wie einmal Verhältnisse eintreten könnten, wo ihm auch das Unentbehrlichste fehle, so zeigte er mit größter Ruhe auf ein Pulver mit Gift, was er aber nicht verwandt hat, so alt er auch wurde.

Professor Gilbert war ein vortrefflicher Theoretiker und Docent, ihm fehlte aber alles mechanische Geschick, daher überließ er den ganzen experimentellen Theil seinem Assistenten Schimming, der vollkommen freie Hand hatte; auf diese Art waren diese Collegien über Chemie und Physik höchst interessant und belehrend, wurden sehr stark besucht, verloren aber sehr, als sich Schimming von Gilbert trennte, der auch bald darauf nach Leipzig ging.

In Studenten-Verbindungen ließ ich mich nicht ein, obwohl diesen meine liebsten Freunde angehörten, hatte auch kein Duell

zu bestehen und vermied den so häufigen liederlichen Lebenswandel, lebte aber mit vielen Freunden in geselligem Verkehr und sehr intimen Verhältnissen, wie mit Carl Westphal (später Arzt in Quedlinburg), Wilhelm Westphal (später Geheimer Ober-Regierungsrath in Berlin), Stelzer (später Ober-Regierungsrath in Stettin), Francke (später Ober-Bürgermeister zu Magdeburg), Schober (Intendanturrath), Cäsar (Kreisgerichtsrath in Halle), Guischard, Panse, Holtze, Tornow, Böhmer, Müller, Bertram, Behrens, Behrendes, Brettschneider 2c. 2c.

Meine juridischen Studien trieb ich mit großem Fleiße, doch entsprachen sie nicht meiner Neigung. Nur in dem Fache leistet man Etwas, für welches man von der Natur gleichsam organisirt ist, das habe ich an mir recht klar erfahren. Mein Vater hielt mit Recht die Mathematik für sehr wichtig und da es hierin mit mir nicht fortwollte, ließ er mir jahrelang bei dem Dr. Hetzel, einem sehr guten Lehrer, Privatunterricht ertheilen, und doch bin ich der allerschlechteste Rechner geblieben, den es in der Welt wohl giebt; mein Onkel Sprengel wollte mich gar zu gern für die Botanik gewinnen, gab sich deßhalb alle Mühe, die aber ganz nutzlos war, dagegen hatte ich von Kindheit an eine Neigung für das Reich der Steine, und das lernte ich auch leicht kennen, ohne allen eigentlichen Unterricht.

Zu Ostern 1806 verließ ich, nach absolvirtem Triennium die Universität, wendete mich sogleich an die Königl. Regierung zu Magdeburg (das damalige Ober-Gericht), die mich auch schon am 10. Mai examinirte und da ich sehr gut bestand, wurde ich am 3. Juni 1806 vom hiesigen Stadtgerichte (unter Direction von Zepernick) als Auscultator verpflichtet, auch zugleich beim hiesigen Magistrate in Criminalsachen mit beschäftigt, und stand nun in practischem Staatsdienste. Um aber eine schnellere Ausbildung in allen Theilen der Justiz-Verwaltung zu erhalten, ging ich bald an das große Justizamt Seeburg, das seinen Sitz nur wenige Stunden von Halle in dem romantisch gelegenen Schlosse Seeburg, am salzigen See im Mansfeldischen, hatte, wo der Justizamtmann Schuster wohnte, ein ausgezeichneter Jurist, ein ehrenwerther Mann in jeder Hinsicht, in dessen Familie ich höchst angenehme und genußreiche Tage verlebte. Wenig entfernt liegt sehr annehmlich das Dorf Röblingen (jetzt als Badeort bekannt), wo der Amtmann Roloff aus dem Magdeburgischen eben ein Gut ge-

berühmt im Fache der Mineralogie und Entomologie, Beſitzer einer der größten entomologiſchen Sammlungen. Hochverehrt in allen Kreiſen, ſtand er auch ſeit 1827 als Meiſter vom Stuhl auf die würdigſte Weiſe der Freimaurer-Loge vor, deren Hammer früher lange mein Vater führte. Er ſtarb den 8. Juli 1853, tief betrauert von der Familie und Allen die ihn kannten, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Ich wurde als Kind zuerſt in die gewöhnliche unterſte Elementar-Schule geſchickt, dann in die Knabenſchule des Paſtor Jani an der Ulrichskirche, kam aber ſchon früh (etwa um 1792) unter die Aufſicht eines Hauslehrers, des Dr. Schwedler, der ſpäter die Janiſche Schule fortſetzte, die er ſehr emporbrachte und in das Haus verlegte, welches der Strickſche Hof hieß, in die Räume, welche jetzo das Leſe-Muſeum in dem Gaſthofe zum Kronprinzen inne hat, welches Haus ſeit jener Zeit (wo unten die Hendel'ſche Buchdruckerei war und der Tanzmeiſter Schlom wohnte) ſehr umgeſtaltet iſt. Dieſe alte Knabenſchule hat ſich unter einer Reihe von Directoren erhalten, und wird noch jetzo (1852) von Hrn. Gaudig fortgeſetzt.*) In jener erſten Zeit der franzöſiſchen Revolution (etwa um das Jahr 1790) nahm auch mein Vater einen aus Frankreich geflüchteten Abbée ins Haus, theils aus Mitleid, theils der franzöſiſchen Sprache wegen, in der ich aber damals keine beſondern Progreſſen machte.

Die Schwedler'ſche ſehr beſuchte Schule, die ich bis zum Jahre 1797 frequentirte, trug ſchon ſehr, wohl zu viel den Charakter der neuern Zeit, wurde von den franzöſiſchen Freiheits-Ideen ſtark influirt, und es kamen gar manche Curioſa vor, die ſelbſt uns Knaben nicht recht einleuchten wollten. Die alten Sprachen wurden zwar, aber mit wenig Ernſt getrieben, mehr nebenbei; wir exponirten z. B. den Homer, indem wir eine gedruckte Ueberſetzung vorleſen konnten; dagegen wurde gar vielerlei gelehrt; auch ſollten wir gleich praktiſche Rechnungsleute und Juriſten werden, vor allem

---

*) Hr. Dr. Schwedler wurde ſpäter Lehrer am Waiſenhauſe und heirathete die Wittwe des früh verſtorbenen Profeſſor Bertram, der 2 Söhne hinterließ, über welche mein Vater die Vormundſchaft führte. Der jüngere derſelben iſt unſer jetziger hochverehrter Ober-Bürgermeiſter, Geheimrath Aug. Bertram (geb. 1788), der ältere, Carl Bertram, ſtarb vor einiger Zeit in Magdeburg als Regierungsrath.

aber mußte das Freiheits-Gefühl gewahrt werden. Hatten wir dumme Streiche gemacht, was oft genug der Fall war, so wurde ein Gericht niedergesetzt und die Sache ganz nach der preußischen Gerichtsordnung instruirt, damit wir den Geschäftsgang lernen sollten. Dann folgte das Erkenntniß; lautete dieses dahin: daß der Name ans schwarze Brett geheftet werden sollte, so wurde die beschriebene Seite nach dem Brette gekehrt, so daß man nur die unbeschriebene sehen konnte, um das Ehrgefühl nicht zu beleidigen; lautete das Erkenntniß auf Arrest, so wurden wir in eine Stube zwar eingeschlossen, aber die Fenster blieben offen, die auf den Gang stießen, so daß wir nach Belieben heraus konnten und Hr. Dr. Schwedler ging dann jedesmal aus, um nicht Notiz nehmen zu müssen, wenn wir die Freiheit suchten; es war hinlänglich, wenn wir im Zimmer waren zu Ende der Arrestzeit, wenn das Thürschloß sich aufthat.

Im Jahre 1797 kam ich auf das hiesige Stadt-Gymnasium, welches erst später nach meinem Abgange aufgehoben und mit dem Waisenhause verbunden wurde. Dieses trug noch ganz den alterthümlichen, ehrwürdigen Charakter. Das Local war ganz das alte, zur Reformationszeit secularisirte Carmeliter-Kloster, von dem jetzo jede Spur verschwunden ist; es grenzte an die Stadtmauer und den alten Stadtgraben, welcher jetzo die Promenade bildet mit ihrem neuen Schauspielhause. Damals standen die Klostergebäude noch unversehrt mit ihren Kreuzgängen, den Zellen (wo die Chorschüler wohnten), dem Refectorio, den Sälen und der Kirche, die als Garnisonkirche diente, an welcher Lafontaine als Prediger fungirte, und während der westphälischen Zeit an den Ober-Bergrath Dr. Reil, der ein Bad in Halle anlegte, abgetreten und in ein Schauspielhaus umgewandelt wurde, welches an so heiliger Stätte gar Vielen, besonders dem Canzler Niemeyer ein Dorn im Auge war und zu dessen Jubiläum auch dieser Uebelstand durch des Königs von Preußen Majestät beseitigt wurde. Jetzt erhebt sich an der Stelle jenes Klosters das neue, schöne Universitäts-Gebäude mit seinen freundlichen Umgebungen.

Auch die innere Organisation des Gymnasiums trug den alten Typus. Es stand unter der unmittelbaren Aufsicht des Scholarchen-Collegiums, zusammengesetzt aus Mitgliedern des Magistrates und der Predigerschaft, das auch den halbjährigen Prüfungen beiwohnte, hier oft selbst das Wort nahm und das Lehrer, Schüler und Alles kannte.

ſerlich franzöſiſcher Prinz in Paris noch lebt. Mein Vater kehrte im Octbr. 1807 aus Frankreich zurück und auch ich nahm bei ſehr veränderten Verhältniſſen meinen Wohnſitz wieder in Halle, denn eine ganz franzöſiſche Organiſation ſtand uns bevor, die auch bald mit dem Code Napoleon eingeführt wurde. Ich arbeitete theils beim hieſigen Stadtgericht, theils im Bureau des franzöſiſchen Intendanten Clarac, hier zugleich mit meinem alten Freunde Wilhelm Weſtphal (ſpäter Geheimer Ober-Regierungsrath in Berlin), Stelzer (Regierungsrath in Stettin), Franke (Ober-Bürgermeiſter in Magdeburg), Türk (Landrath in Erfurt).

In den folgenden Jahren war mein Vater als Mitglied der Weſtphäliſchen Reichsſtände viel und lange in Caſſel und wirkte nach vielen Seiten hin; er hatte Gelegenheit, auch den neuen König von Weſtphalen in der Nähe zu ſehen ſprach mit großer Achtung von ihm und hob vorzüglich das Talent hervor, zu präſidiren; auch war das Königreich Weſtphalen, welches aus den differenteſten Länder-Parzellen beſtand, gewiß ſchnell und im Allgemeinen gut organiſirt, nur bildete es einen großen Uebelſtand, daß ſich Napoleon die Domainen vorbehalten hatte, die er an ſeine Generäle verſchenkte und daß in Magdeburg ein franzöſiſches Truppencorps erhalten werden mußte. Die hohen Staatsbeamten, auch die Franzoſen, waren ehrenwerthe Leute, unter ihnen ſtand vorzüglich der Juſtizminiſter Simeon überall in höchſter Achtung.

Nachdem hier das Tribunal de première instance du district de Halle conſtituirt, Zepernick als Präſident, Stelzer als Procureur du roi (Staatsanwalt) ernannt war, erhielt ich bald durch das Decet vom 10. Octbr. 1809 dabei die Anſtellung als Procureur du tribunal (Advocat oder Rechtsanwalt), neben Scheuffelhut, Türk, Fiebiger, Helm ꝛc. und bekam auch in kurzer Zeit eine ſehr bedeutende Praxis.

So ſtand ich nun ſelbſtſtändig da, war praktiſcher Juriſt mit großer Thätigkeit, aber der Sinn für Naturkunde, der mich ſtets beſeelt hatte, erkaltete nicht, blieb ſtets rege und erhielt neue Anregung ſeit ich am 17. Juni 1808 Mitglied der hieſigen, ſeit 1779 wirkenden, damals recht thätigen naturforſchenden Geſellſchaft ward, die ein ſchönes Centrum der gegenſeitigen Mittheilung bildete. Ich übernahm bald von dem ſehr umſichtigen Dr. Schmieder das Secretariat, das viele Jahre von mir mit Liebe geführt wurde und hielt eine ſehr große Reihe von Vorträgen, beſon-

ſonders in den Jahre vor 1808—1827 (wie die gedruckten Jahresberichte nachweiſen), die zum großen Theile in meinen ſpäteren Schriften, weiter ausgeführt, abgedruckt wurden.

Unſere naturforſchende Geſellſchaft beſtand mehr aus Freunden der Naturkunde, als aus Fachgelehrten, die in ſehr traulicher Harmonie mit einander lebten, die ſich gegenſeitig ihre Anſichten, Beobachtungen und Erfahrungen mittheilten, ohne daß ſie gerade von ſehr wiſſenſchaftlicher Tiefe zu ſein brauchten, wie es bei einer Academie der Wiſſenſchaften der Fall ſein muß. Das Präſidium führte der, wenn auch nicht ſcharfſinnige, aber höchſt ehrenwerthe Dr. Zeperneck (Bruder des Präſidenten), welcher der Geſellſchaft bedeutende Geldopfer zu einer Zeit brachte, wo Prof. Sprengel ihre Auflöſung und Theilung der Bibliothek beantragte. Zu den thätigen Mitgliedern in jener Zeit, (von 1809), gehörten außer Zeperneck und Schmieder, Herr Inſpector Bullmann, der nach mir Secretair wurde (ein Mann von umfaſſendem Wiſſen und eiſernem Fleiße), Apotheker Meißner (Vater unſeres bisher ſo thätigen jetzo [1853] auch verſtorbenen Stadtrathes), Buchdrucker Hendel (deſſen Geſchäft ſein Enkel noch forttreibt), Dr. Ulrich, Dr. Düffer, (deſſen Tochter ſich ſpäter mit dem jetzo ſo berüchtigten Ruge verheirathete), Dr. Strack (ein tüchtiger Entomolog), Proviſor Lehmann, Dr. Molweide (ſpäter Profeſſor der Mathematik zu Leipzig), Dr. Meinecke (der geiſtreiche Phyſiker), Prof. Gilbert, Berghauptmann von Veltheim und viele Andere. Im Laufe der Zeit erhielten die Profeſſoren und Fachgelehrten ein größeres Uebergewicht, wodurch die Communication der weniger Gelehrten gehemmt ſein mag; allmählig hat die alte Geſellſchaft mit ihrer ſchönen Bibliothek ſehr gealtert, die Thätigkeit iſt ſehr erſchlafft; dagegen haben die jüngern Freunde der Naturkunde ſich neuerlichſt in eine zweite, neue naturforſchende Geſellſchaft (als naturwiſſenſchaftlicher Verein) concentrirt, die ihr Ziel mit ungemeiner Regſamkeit verfolgt. Wünſchenswerth wäre gewiß die Vereinigung dieſer beiden, nach gleichem Ziele ſtrebenden Geſellſchaften, die Verſchmelzung der jüngern Glieder mit dem alten Körper.

Profeſſor Steffens, der Schwiegerſohn vom Kapellmeiſter Reichard (welcher in Giebichenſtein neben ſeinem Hauſe den ſchönen Park anlegte, der noch jetzo meiſt ſeinen Namen trägt, wenn er auch des Königs Majeſtät gehört) war — wenn ich nicht irre, im

Jahre 1805 von Copenhagen zum Professor der Naturgeschichte in Halle berufen, und vertrat hier die naturphilosophische Richtung, der auch — doch mehr vom medicinischen Standpunkte aus — Prof. Reil*) huldigte, während in Leipzig Dr. Weiß (der berühmte Mineraloge, später nach Berlin berufen) diesen Weg verfolgte. In den, für die hiesige Universität noch sehr traurigen Jahren 1808 und 1809, gab nun Steffens, der 1773 geboren, damals in seinen Blüthe-Jahren stand, einem kleinen Kreise, meist Nichtstudenten, zu denen außer mir der noch hier wirkende Prof. Blanc (auch Stuhr, später Professor, und Müller, später Regierungsrath) gehörten, eine ausführliche Darlegung seiner Ansichten und Studien, die das höchste Interesse einflößten, daher die Stunden bei diesen Vorträgen zu den genußreichsten meines Lebens gehören.

Steffens war ein unendlich geistreicher Mann mit sehr umfassenden positiven naturhistorischen Kenntnissen (von denen z. B. sein treffliches Handbuch der Mineralogie Kunde giebt), auch hatte er im Experimentiren viel Geschick und einen ganz hinreißenden Vortrag, den der fremde norwegische Accent nicht beeinträchtigte. Er laß kein Heft ab, sondern sprach ganz frei mit großem Feuer und war von der Idee beseelt und ganz durchdrungen, die er vortrug und klar zu machen suchte**). Er erkannte in der Natur ein großes, lebendiges, wohlorganisirtes Ganzes, mit dem jeder Theil, auch der kleinste, in innigster Beziehung stehe. Er war auch ein sehr religiöser Mann, aber seine theologischen Ansichten traten in seinen damals vorzüglich frischen Vorträgen viel weniger hervor, als in seinen spätern Schriften. Seinen Gegenstand behandelte er nach zwei Richtungen in zwei nebeneinander laufenden, in einander greifenden Collegien. In seiner „innern Naturgeschichte der Erde" begann er vom Mittelpunkte der Erde, von ihrer Entstehung, ihrer Constitution, von den Metallen und ihrer Bedeutung ꝛc., stieg hinauf bis

*) Der im Jahre 1806 den ihm geschenkten steilen Berg bei Giebichenstein (an dessen Fuße unlängst das reizende Soolbad Wittekind angelegt ist) mit schönen Anlagen schmückte, auch das Haus bauete, welches sein berühmter Schwiegersohn Prof. Krukenberg jetzt bewohnt.

**) Das Gegentheil hiervon war sein Nachfolger und Schwager, Prof. Carl v. Raumer, jetzt in Erlangen, der in seinen sogenannten Collegien gar nicht sprach, sondern nur seinen Schülern Gelegenheit gab, selbst zu beobachten und zu erfinden.

zu den Organismen und zu dem Geiſtigen des Menſchen; der entgegengeſetzte Weg wurde verfolgt in der allgemeinen Phyſiologie.

Von Jugend auf hatte ſich mein Geiſt der philoſophiſchen Richtung zugeneigt, aber nicht derjenigen, die ſich in leeren, ſterilen, alles aus ſich ſelbſt conſtruirenden Speculationen gefällt, ſondern der, welche in dem poſitiv Erkannten den innern allgemeinen Zuſammenhang ſucht und dieſen eben als Philoſophie bezeichnet; in dieſem Geiſte waren auch die früheren naturphiloſophiſchen Schriften von Schelling abgefaßt, in dieſem ſprach Steffens und dieſen ſuchte ich in meinen ſpätern Schriften zu verfolgen.

Mein Vater war in Geiſt und That ein eifriges Mitglied der hieſigen Freimaurer-Loge, welcher damals und ſehr lange der Geheimerath Poſtdirector v. Madeweiß als hammerführender Meiſter vorſtand (an den das ſteinerne Denkmal im Garten unſerer Loge die Erinnerung ſtets wach erhält); unter ihm wurde ich im Jahre 1808 in den Maurerbund aufgenommen, (fungirte ſpäter lange als Beamter), an dem ich ſeit beinahe 50 Jahren mit treuer Liebe hänge, wenn auch allmählig die Thätigkeit erkaltete, in welcher ich ſtets ſehr genußreiche Stunden verlebte. Unſere Familie iſt ſeit langer Zeit mit der hieſigen Loge gleichſam verwachſen, früher führte der Bruder meines Schwiegervaters, Ober-Bergrath Dr. Goldhagen den Hammer, ſpäter (von 1808—1815) mein Vater, am längſten (von 1827—1853) führte ihn mein Schwager Germar mit beſonderer Liebe und großer Umſicht. Seit 60 Jahren wo ich die Loge kenne, Alles entſtehen ſah, was jetzt ſo anmuthig daſteht, ſie früher täglich beſuchte, wo bis auf den heutigen Tag ſtets mehrere Glieder der Familie Keferſtein derſelben angehörten, haben ſich die Menſchen verändert und junges blühendes Reis entſproßte fortwährend dem alten Stamme, Kinder und Enkel nahmen die Plätze der Väter und Großväter ein. Aus der Zeit vom Jahre 1808 leben nur noch 3 hier aufgenommene als Senioren der hieſigen Loge, Häuert, Meyer und ich; aber der Geiſt der Loge iſt unverändert ſtets derſelbe geblieben. Könnten meine Ahnen auferſtehen, einer jetzigen Loge beiwohnen, gewiß, ſie würden keine Veränderung finden, in Geiſt, in That und der brüderlichen Liebe, ſie würden ſich im alten Kreiſe wähnen. O! möge dieſer alte Geiſt noch lange herrſchend bleiben.

Meine ökonomiſchen Verhältniſſe hatten ſich derartig geſtaltet, daß ich mit Gemächlichkeit einen eigenen Hausſtand führen konnte,

und mein Vater rieth mir zu einer Heirath zu ſchreiten. Ich wählte eine unſerer Familie ſehr befreundete, alte Bekannte, die Wilhelmine Goldhagen (geb. den 7. Auguſt 1787), Tochter des würdigen Tribunals-Richter (ſpätern Criminal-Directors) Heinrich Philipp Goldhagen (geb. d. 11. April 1746 † d. 30. April 1826),*) mit welcher ich am 20. Septemb. 1811 getraut wurde und eine höchſt glückliche Ehe führte. Leider mußte ſie ſchon am 1. Auguſt 1819 der in ihrer Familie heimiſchen Schwindſucht erliegen, von mir und Allen, die ſie kannten, auf das tiefſte betrauert. Aus dieſer Ehe entſprang eine höchſt liebenswürdige und kluge Tochter, meine innig geliebt Clara Eugenia Keferſtein, geb. den 10. Nov. 1812, die ſich am 15. April 1832 mit dem Profeſſor der Theologie Friedrich Auguſt Fritzſch in Roſtock, ſpäter in Gießen verheirathete, aber ſchon den 31. Auguſt 1844 an der Lungenſchwindſucht im Bade Ems verſtarb, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen; bald folgte ihr im Jahre 1846 mein ſehr verehrter Schwiegerſohn, deſſen würdiger Vater, Chriſtian Friedrich, Profeſſor zu Halle, erſt 1851 in Zürich ſtarb, deſſen jüngerer Bruder Franz, Profeſſor der Philologie in Roſtock, der jüngſte, Fridolin, Prof. der Theologie in Zürich iſt.

Meine Frau vermachte mir gleichſam auf ihrem Sterbebette ihre älteſte und treueſte Freundin Caroline, Tochter des Majors Ernſt von Raeſe, geb. den 6. April 1783**), welche ich am 27.

*) Die Familie Goldhagen ſtammt aus Nordhauſen, wo der Moritz Euſtachius Goldhagen (geb. 1701 † 1772) Rector war, dann an die Domſchule zu Magdeburg kam und ſechs Kinder hinterließ, die älteſten Töchter Amalie und Johanne heiratheten nach einander den Prediger Theune in Randau bei Magdeburg; die dritte den Prediger Sievern in Lemgo; die vierte, Julie, den Profeſſor Deutſch zu Dorpat; der älteſte Sohn, Friedrich, war Arzt in Sulza, der zweite, Karl, Kaufmann in Stettin, der dritte war Juſtiz-Amtmann, der vierte, Friedrich, (geb. 1742 † 1788) Arzt und Ober-Bergrath in Halle (deſſen einzige und noch lebende Tochter den Legationsrath v. Lehmann, früher in Deſſau, ſpäter auf ſeinem Gute zu Gutenberg bei Halle heirathete.) Der jüngſte war mein Schwiegervater, verheirathet mit der Schweſter des Ober-Secretair Schulze in Halle, der aus Magdeburg ſtammte, deſſen älteſter Sohn Profeſſor der Medicin in Greifswalde iſt.

**) Die Familie v. Raeſe ſtammt aus Ober-Schleſien, wo ſie in Obigau und Walzen begütert war. Der letzte Rittergutsbeſitzer v. Raeſe, der in ſchlechte Umſtände gerieth, hatte drei Kinder, a) der Major Carl v. Raeſe, deſſen noch lebender Sohn auch Major iſt und wieder deſſen Sohn Carl v. Raeſe, der jetzt als Landrath in Pommern fungirt; b) eine Tochter, die Hr. v. Waldau heirathete,

Jan. 1820 ehelichte. Auch mit dieſer, meiner innigſtgeliebten Ehefrau, habe ich ſtets und bis zu dieſem Augenblicke eine höchſt glückliche Ehe geführt und gewiß ſelten wird zwiſchen Eheleuten eine ſolche ſtete, nie getrübte Harmonie herrſchen, als in unſerer Ehe; nur den einzigen Wunſch hegen wir, daß wir zuſammen ſterben mögen, da der Ueberlebende ſich unendlich einſam, verwaiſt und unglücklich fühlen würde.

Aus dieſer zweiten Ehe ging auch nur ein Kind hervor, meine Tochter Caroline, geb. den 5. October 1821, die ſich am 4. April 1842 mit dem Oekonomie-Amtmann, Pächter des Ritterguts Klein-Zſchocher bei Leipzig, Hrn. Franz Manny, geb. den 3. Novbr. 1809, vermählte;*) welche Ehe keine glückliche und harmoniſche iſt, daher eine Trennung, wenn auch nicht Eheſcheidung erfolgte, was uns auf das tiefſte bekümmert, unſere letzten Lebenstage trübt. Dieſer Ehe entſproßten 4 Kinder, meine lieben Enkel: Franz Manny, geb. den 13. März 1843, Clara, geb. den 20. April 1844, Ida, geb. den 4. Juni 1845, Caroline, geb. den 25. März 1848.

Die Stellung eines weſtphäliſchen Tribunals-Procurator war eine freie, angenehme und einträgliche, und bei unſerer geregelten, ökonomiſchen Hauswirthſchaft konnten Capitalien geſpart werden, beſonders da wir mit dem Schwiegervater Goldhagen auch noch nach dem Tode von deſſen Tochter ſehr harmoniſch lebten, meiſt nur eine Familie bildeten.

---

und c) meinen Schwiegervater Ernſt v. Naeſe, (geb. den 19. April 1744 † den 9. Febr. 1828); er wurde als Königl. Page von den Ruſſen gefangen und nach Petersburg abgeführt, trat ſpäter in das hieſige Regiment Thadden und verheirathete ſich mit Friederike Dreiſch von Buttlar (geb. d. 28. Jan. 1750 † d. 21. März 1814), aus welcher Ehe zwei Kinder entſprangen: 1) Caroline, meine Ehefrau und 2) Carl v. Naeſe, (geb. 1781 † 1854) Rittmeiſter in der preußiſch. Armee, ſpäter Rentbeamter im Hannöverſchen, verheirathet mit Henriette Gieſecke aus Goßlar, (geb. 1796 † 1851) aus welcher Ehe 2 Kinder hervorgingen, a) Dorette v. Naeſe, (geb. 1820), vermählt mit dem Syndicus Neuberg in Goßlar und Stephanie v. Naeſe, geb. 1832.

*) Hr. Johann Friedrich Manny (der Vater, deſſen Familie aus Frankreich ſtammt) geb. den 3. Januar 1784, Pächter in Teutſchenthal, dann in Hohen-Prießnitz bei Eilenburg, verheirathete ſich mit Friederike von Sydow aus Halle (der Jugendfreundin meiner erſten und zweiten Frau) geb. den 25. April 1786 † den 4. März 1821, aus welcher Ehe 6 Kinder ſtammen, von denen mein Schwiegerſohn das älteſte iſt; er ging dann eine zweite Ehe, mit Antonie Hagemeier ein, welche 4 Kinder zur Folge hatte.

Den ruhigen geregelten Zeiten folgten bald ſehr ſtürmiſche, da im Jahre 1812 der Krieg gegen Rußland ausbrach. Als Napoleon, bevor er nach Rußland ging, in Dresden einen großen Fürſten-Congreß hielt, zu dem ſich auch der Kaiſer von Oeſterreich einfand, war ich zufällig mit meiner Frau ebenfalls dort, indem wir die ſächſiſche Schweiz beſuchen wollten. Der 16. Mai 1812 war ein ſehr ſchöner Tag und Abend, der in der Erwartung des franzöſiſchen Kaiſers verſtrich; als endlich Nachts um 11 Uhr Napoleon mit höchſtem Glanze nun wirklich einzog, brach ganz unerwartet ein furchtbares Unwetter los, ſo daß Jedermann dies unwillkührlich für ein böſes Omen anſprach. Einen mächtigen Eindruck machte am folgenden Morgen (den 17. Mai 1812) das feierliche Te deum in der katholiſchen Kirche mit obligatem Kanonendonner und Gewehrfeuer; eine ſo impoſante Muſik, wie man ſie wohl kaum wieder hören wird. Prachtvoll war auch am 18. die Auffahrt der Fürſten und Geſandten nach dem Schloſſe, wie der Einzug des öſterreichiſchen Kaiſers und des Abends die Illumination, welche beſonders längs der Elbe dem Auge auf die ausgezeichnetſte Weiſe ſchmeichelte. So ſah ich Dresden in ſeinem größten Pompe, ſpäter auch in ſeiner größten Schmach, einige Zeit nach Beendigung der Revolution im Jahre 1848.

Bald zeigten ſich die Folgen der Dresdner Zuſammenkunft; Truppen aller Fürſten und aller Art gingen bei uns vorüber, die größte und ſchönſte Armee bildend, die je vielleicht exiſtirte. Mit ihr zog Napoleon auch ſiegreich in Moskau ein, hier aber wendete ſich ſein Glücksſtern und im Laufe des Winters ſahen wir die ſchauerlichen Reſte der Regimenter dieſer ſo ſtolzen franzöſiſchen Armee in dem erbarmungswürdigſten Zuſtande durch Halle zurückkehren.

Aber Napoleon's Macht war durch die Vernichtung dieſer Armee, ſelbſt durch den Abfall Preußens im Febr. 1813 noch nicht gebrochen, ſchon im April 1813 erſchien ein neues, wohlgerüſtetes franzöſiſches Heer hier im Herzen von Deutſchland, und die Schlacht bei ützen am 2. Mai war ſeinen Waffen günſtig; die verbündeten Heere mußten ſich zurückziehen.

Nachdem aber der geſchloſſene Waffenſtillſtand abgelaufen, Oeſterreich ſich am 27. Juli den Verbündeten gegen Frankreich angeſchloſſen hatte, drangen dieſe überall ſiegreich vor. Da wurde die mörderiſche Schlacht vom 14—19. Octbr. bei Leipzig geſchlagen, ſo nahe bei Halle, daß wir den Kanonendonner hören konnten,

und ſich die Lazarethe füllten, die bald furchtbar anſchwollen, auch über unſere Stadt Tod und Verderben brachten. Man war am 18. Octbr. in der ungeheuerſten Spannung, erwartete den Rückzug über Halle und ſchon brach Alles in der Nacht vom 18. auf. In meiner Wohnung lag ein ſchwediſches Hauptquartier, da kam in der Nacht um 12 Uhr der engliſche General Stuart vom Schlachtfelde, der in drei Tagen nicht vom Pferde gekommen und ſo erſchöpft war, daß ich ihn die Treppe faſt heraufttragen mußte, verkündete den Sieg und den Rückzug über Weißenfels, nun ſchöpfte man wieder Athem. Bald ging das Blücher'ſche Chor in impoſanter Stärke und Haltung hier durch und gern wurde es nach Kräften verpflegt, der Jubel war allgemein.

Die Schlacht von Leipzig entſchied das Schickſal der Völker, Deutſchland wurde frei von der franzöſiſchen Herrſchaft, Napoleon vertauſchte im April 1814 den Thron von Frankreich gegen die Inſel Elba, eroberte jenen aber ſchon wieder im März 1815, doch die Völkerſchlacht von Waterloo am 18. Juni 1815 war entſcheidend. Frankreichs Kriegsmacht war gebrochen, ſeine Revolution ſollte nun beendet werden durch Einſetzung der alten legitimen Dynaſtie. Aber die verderblichen Inſtitutionen und der alte Geiſt war nicht vernichtet, im Laufe der Zeit entwickelten ſich neue und immer neue Revolutionen, die jetzt (1851) in das äußerſte Stadium gelangten, wo die rothe, ſociale Republik, die Vernichtung alles Eigenthums auf das drohendſte daſtand, als das endliche Ziel zu dem bei uns die Freiheits- und Gleichheits-Ideen führen müſſen. Jetzt aber (den 2. Decbr. 1851) hat Louis Napoleon die Militair-Despotie zur Geltung gebracht, deren Folgen wir erwarten müſſen.

In den Jahren 1813—1815 hatten wir viele Kriegslaſten zu tragen, unſere Stadt war der Schauplatz mancher Gefechte, wurde mehrmals genommen und verloren, aber Ruhe und Ordnung blieb doch, gern brachte auch der Patriotismus jedes Opfer. Meine zwei Brüder folgten freudig den Preußiſchen Fahnen, obwohl ihr körperlicher Zuſtand es kaum zuließ und gern hätte ich ein Gleiches gethan, wenn die Verhältniſſe mich nicht ans Haus gefeſſelt hätten; ſehr groß waren die Laſten, welche die Zurückbleibenden tragen mußten.

In jenen Zeiten der Noth und der Trübſal ſchloß man ſich eng an einander, jede Freundſchaft und Bekanntſchaft wurde feſter und je mehr ſich der Sieg den Preuß. Fahnen zuwendete, deſto

heiterer erſchien die allgemeine Stimmung, deſto mehr herrſchte allgemeine Freudigkeit. Unendlich freier war die Bruſt, die Würfel mochten fallen wie ſie wollten, als in der jüngſten Zeit (1848 und 1849), wo die aus jenem franzöſiſchen Saamen entſproßene Revolution ſo laut an unſere Thüren klopfte, einen Bürgerkrieg anmeldete, den ſchrecklichſten von allen, der jedes biedere Herz mit Bangen erfüllte.

In den ſchweren Kriegsjahren 1813—1815 ſtockten natürlich auch die juridiſchen Geſchäfte und mit deſto größerm Eifer widmete ich mich den Studien, auch den geſchichtlichen; mit Vorliebe beſchäftigte ich mich mit den, aus den verſchiedenſten Geſichtspunkten aufgeſtellten Mineral-Syſtemen aller Völker und Zeiten, auch mit der Mineralogie des Plinius und der andern Autoren. Ich habe einen Abriß aller bekannten Mineral-Syſteme in mehreren Folianten zuſammengeſchrieben, der für die Geſchichte der Mineralogie von weſentlichem Intereſſe iſt, hinterlaſſe auch eine ziemlich ausgearbeitete, wohl recht gründliche Mineralogie der Alten, die eine weſentliche Lücke in unſerer Literatur ausfüllen würde, auch gewiß viel Beachtungswerthes enthält, aber ich bin nicht zu der Herausgabe gekommen, da mir die philologiſche Hülfe fehlte, die mir unentbehrlich ſchien.

Die alten Völker, die Aegypter, Phönizier, Kelten, Griechen, am wenigſten wohl die Römer, hatten gewiß eine genaue Kenntniß der Mineralien, auch wiſſenſchaftliche Schriften über die Mineralogie, daneben viele myſteriöſe und cabaliſtiſche über den Einfluß der Elemente und Steine auf die Natur und den Menſchen. Leider iſt von dieſer Litteratur gar nichts auf uns gekommen. Das Buch über die Steine, welches dem Theophraſt zugeſchrieben wird, iſt werthlos. Plinius, indem er ſeine allgemeine Naturgeſchichte ſchrieb, verſtand von der Mineralogie offenbar gar nichts. Sein Buch über dieſen Gegenſtand iſt uns werthvoll, weil es uns eine Menge Notizen erhalten hat, an ſich aber wohl eine ganz kritikloſe Compilation, die uns keinen Einblick gewährt in den Zuſtand der wiſſenſchaftlichen Mineralogie jener Zeit. Bei Abfaſſung deſſelben hatte er eine Reihe von Büchern von ſehr verſchiedenem Werth und Inhalte vor ſich, die er ohne Auswahl und Kritik excerpirte und dieſe Excerpte fortlaufend hinter einander wegſchrieb. Man kann daher den Plinius nicht ſo leſen, wie ein anderes wiſſenſchaftliches Werk, kann aus ſeiner Darſtellung nicht auf den Stand der Wiſſenſchaft jener

Zeit ſchließen, ſondern muß ſeine Nachrichten in die einzelnen Excerpte nnd Sätze aufzulöſen ſuchen. So von den guten Körnern die Spreu ſepariren, dies zu thun, habe ich verſucht.

Ein wichtiges Hülfsmittel zur Kenntniß der griechiſchen und römiſchen Mineralogie bilden die Mineralnamen in den orientaliſchen, ſemitiſchen und keltiſchen Sprachen, mit denen ich mich ſo viel beſchäftigte, als es meine ſchwachen Kräfte nur zuließen. Aus dieſem Studium entſtand meine, meiſt in jenen Kriegsjahren zuſammengetragene

„Mineralogia polyglotta“

die erſt, Halle, 1849, herauskam, auch nicht erſchienen ſein würde, wenn nicht die Drucker, die gewöhnlich für mich arbeiteten, in der traurigen Zeit von 1848 und 1849 mich zu ſehr um Arbeit angeſprochen hätten. Das Büchelchen giebt die Mineralnamen bis in 100 Sprachen und leicht läßt ſich daraus erſehen, aus welcher Urſprache die Mineralnamen der neuern europäiſchen Sprachen ſtammen, ob aus dem Keltiſchen, Indiſchen, Phöniziſchen, Perſiſchen ꝛc.; manchen guten Nachweis wird dieſe Compilation dem Philologen bieten, vorzüglich aber Demjenigen, der ſich mit der Mineralogie der Alten beſchäftiget.

Allmählig breitete der Friedens-Zuſtand ſeine Fittige aus; das Königreich Weſtphalen erloſch nach kurzer Dauer, wir kehrten zurück unter die Herrſchaft des angeſtammten Fürſtenhauſes; die alte Regierung trat ein, auch die alte Juſtizverfaſſung, und ich wurde unterm 11. Febr. 1815 proviſoriſch, unter dem 16. März 1821 definitiv zum Königl. Preuß. Juſtiz-Commiſſar ernannt.

Einestheils war dieſe geſchäftliche Stellung eine andere, als die frühere geworden, die mir nicht recht zuſagen wollte, andererſeits hatte mich die Wiſſenſchaft derartig gefeſſelt, daß mir die juridiſche Praxis, überhaupt das praktiſche Leben unangenehm war, ich wünſchte nur dem Studium mich zu widmen, zog mich allmählig von der Praxis zurück, gab ſie dann ganz auf, erhielt aber erſt durch das Miniſterial-Reſcript vom 17. März 1835 die lange gewünſchte förmliche Entlaſſung aus dem Staatsdienſte, lebte aber beſonders ſeit dem Jahre 1820 allein der Wiſſenſchaft, wo meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn eigentlich begann.

Bei meiner Neigung für das Reich der Steine wünſchte ich auch etwas nähere Kenntniß zu erlangen von dem Techniſchen des Bergweſens überhaupt, beſonders in unſerer Gegend, und da jetzt

nach Halle ein Königliches Ober-Bergamt gekommen war, mit deſſen Director, Hrn. Berghauptmann v. Veltheim ich in nahen wiſſenſchaftlichen Beziehungen ſtand, mit ihm ſehr befreundet war, ſo wendete ich mich an dieſes und erhielt auch unter dem 16. Juli 1816 die Erlaubniß, den Sitzungen deſſelben beizuwohnen. Mehrere Jahre wurde ich bei demſelben beſchäftiget, und hatte Gelegenheit, die wichtige Regiſtratur zu benutzen; da es aber gar nicht in meiner Abſicht lag, im Bergfache eine beſtimmte Stellung zu erhalten, ſo zog ich mich allmählig wieder zurück, nachdem ich die gewünſchte Ueberſicht erhalten hatte.

Ich lebte nun ganz der Wiſſenſchaft, brachte die Sommer-Monate auf Reiſen zu, um allmählig alle Theile von Deutſchland wie der Nachbar-Länder in geognoſtiſcher Hinſicht zu ſtudiren, die Männer von Fach, wie die geognoſtiſchen Sammlungen kennen zu lernen, lebte die übrige Zeit zu Hauſe, in der Familie und hinter dem Schreibtiſche, lieferte fortwährend geognoſtiſche Charten und Schriften, die allmählig eine ganze Reihe von Bänden bildeten.

Meine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen wurden vielfach, ſelbſt höchſten Ortes anerkannt; ich wurde zum Königl. Preuß. Hofrathe ernannt, wegen meiner, Sr. Majeſtät gerühmten guten Eigenſchaften und der durch die geognoſtiſchen Forſchungen erworbenen Kenntniſſe, wie es wörtlich in dem höchſt vollzogenen Diplome, de dato Berlin den 10. Febr. 1823 heißt; auch gingen mir im Laufe der Zeit faſt von allen mineralogiſchen und naturforſchenden Geſellſchaften des In- und Auslandes Diplome zu.

Bei dieſer Thätigkeit führte ich ein ſehr angenehmes, heiteres Familienleben, auch ein ſehr gaſtliches Haus, in welchem Männer der Wiſſenſchaft einſprachen; meine älteſte Tochter bewegte ſich gern in geiſtreicher Geſellſchaft und viele junge Leute beſuchten damals mein Haus, die jetzt hochgeſtellte Männer ſind.

In dieſer behaglichen philoſophiſchen Ruhe, entfernt von allen öffentlichen Geſchäften, bloß der Anſchauung, bloß den Wiſſenſchaften lebend, während des Sommers meiſt auf der Reiſe, ſonſt mit Schreiben und Studiren beſchäftigt, bin ich über 30 Jahr verblieben, gehöre jetzt freilich ganz in's alte Regiſter, habe nur ſehr wenige bejahrtere Wiſſenſchaftsgenoſſen vor mir, wie v. Humboldt (geb. 1769), v. Buch (geb. 1777, der nun auch 1853 abgetreten iſt), v. Leonhard (geb. 1779), Carl v. Raumer (geb. 1783). Ein langes Glück habe ich allein in der Familie und in dem Studium ge-

funden, habe nie Verlangen getragen nach Stellen, Gehalten, Ehre, Ruhm und Einfluß; ja ich hielt mich lange Zeit hindurch für einen der glücklichſten Menſchen, eben weil ich mit meinem Looſe ganz zufrieden war, nichts Höheres und Mehreres begehrte, keine Anſprüche, keine Forderungen an die Welt machte, Eitelkeit und Ruhmſucht mir fremd waren, ich allen Streit zu vermeiden ſuchte; auch genoß ich allmählig das Gefühl der Wohlhabenheit, in gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſen, obwohl mein Vermögen wenig bedeutend, mein Einkommen geringer war, als das der meiſten meiner Freunde und Verwandten. Weil wir aber ſtets unſere Ausgaben derartig nach der Einnahme einrichteten, daß immer etwas übrig blieb, mochte es auch noch ſo wenig ſein, ſo hatten wir nie Mangel, konnten der Zukunft heiter entgegenſehen. Solch eine Einrichtung iſt freilich nur möglich, wenn man das Glück hat, eine liebende Gattin und verſtändige Hausfrau zu beſitzen, mit der man in höchſter Harmonie lebt. Meine beiden Frauen waren und ſind mir ſolche gute Geiſter, ſolche Beglücker des Lebens, ſolche treue Begleiter auf den irdiſchen Wegen, die ich verehren werde, ſo lange ich hienieden walle. Sie verdienen den Denkſtein, den ich ihnen hiermit für meine Nachkommen ſetze.

Dies ſind ſo einige Momente über mein bürgerliches äußeres Leben in der Welt, das freilich gar keine intereſſanten, romantiſchen, wichtigen Beziehungen oder Begebenheiten darbietet, ſich in einem ſehr engen Kreiſe bewegt hat. Jetzt mag die Rede davon ſein, wie ich zu der Wiſſenſchaft ſtand, was in dieſer geleiſtet wurde, denn dieſe erſcheint als das Feld, für das ich beſtimmt bin, nicht die Induſtrie, oder die Politik, nicht das ſtaatliche öffentliche Leben. Es mögen die wiſſenſchaftlichen Anſichten und Syſteme erwähnt werden, die ich in ſehr unblutigen Kriegen mit wenig ſchwarzer Tinte verfocht, die aber den herrſchenden meiſt ſehr entgegenſtanden, da es zu meinen Eigenthümlichkeiten gehört, mit eigenen Augen zu ſehen, auf eigenen Füßen zu ſtehen, ſelbſt zu prüfen, bloß von Autoritäten mich nicht beſtechen und beſtimmen zu laſſen.

Meine Mutter erhielt in ihrer Jugend, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, ein Käſtchen mit recht hübſchen Mineralien, beſonders Kalkſpath, Quarz, Bleiglanz ꝛc., welches auf den Boden gekommen war, wo ich es als Knabe fand, daran außerordentliche Luſt und Freude hatte. Ich reinigte die Stücke, legte ſie ſorgfältig zuſammen und ſie bildeten die Grundlage meiner, ſpäter ſo großen

Sammlung. Auf dem Gymnaſium trug Dr. Wilweber Naturgeſchichte vor und da er auf das Steinreich kam, legte ich ihm meine Steine vor, um deren Namen zu erfahren; er erklärte aber zu meinem Erſtaunen, wie er von den Steinen gar keine nähere Kenntniß habe (auch beſchränkte ſich ſein Unterricht nur auf das Vorleſen von Funk's Naturgeſchichte); doch bald hatte ich anderwärts die Namen meiner Steine erfahren, ſie mir auch eingeprägt, und war nun hoch erfreuet mehr von der Mineralogie zu wiſſen als der Lehrer. Ich ſammelte und ſuchte recht fleißig was von Steinen aufzutreiben war, etiquettirte auch jedes Stück und es liegt mir noch heute ein Verzeichniß meiner Sammlung vom Jahre 1798 vor, aus dem hervorgeht, wie ich ſchon als 14jähriger Knabe die Umgegend von Halle recht durchſucht und vieles zuſammengebracht hatte. Mein Vater ſah mit Vergnügen dieſe Neigung zur Mineralogie, nährte ſie gern, ſorgte für Vergrößerung meiner Sammlung; er ließ mir durch einen Juwelier eine Suite edler Steine ankaufen und ſchenkte mir zum Weihnachten einen neuen, ordentlichen Mineralienſchrank, der mir noch jetzt ein theures Andenken iſt; er empfahl mich auch dem Prof. Forſter, der mit Cook die Welt umſchifft hatte und eine bedeutende Mineralienſammlung beſaß, die er mir zeigte, ſelbſt Manches davon ſchenkte. Die beſte Sammlung hier, die auch ſpäter von der Univerſität angekauft wurde, beſaß der bekannte Sprachforſcher, Profeſſor Vater, der auch zuweilen über Mineralogie Vorleſungen hielt, mit dem ich aber nicht bekannt wurde; dagegen führte mich mein Vater bei einem Manne ein, dem ich außerordentlich viel verdanke, bei dem Dr. Zeperneck hierſelbſt, dem Bruder des Tribunals-Präſidenten.

Dieſer war ein Sonderling ſeltener Art, denn bei einem großen Vermögen lebte er ganz iſolirt, von der Welt ganz geſchieden, nur für die Naturwiſſenſchaft und ſeine Sammlungen, ohne hier aber irgend etwas Eigenes produciren zu können. Er war ein unverheiratheter, unendlich gutmüthiger Einſiedler, der höchſt ſelten ſeine Wohnung verließ, bei ſeinen vorgerückten Jahren noch nie weiter gekommen war, als einige Male auf ſein Rittergut Stichelsdorf, eine Stunde von Halle, und als ich ihn ſpäter einmal vermochte, unter meiner Begleitung eine Fahrt nach Volksſtädt bei Eisleben zu machen, um eine Conchylien-Sammlung des Herrn Barons von Firks anzuſehen und anzukaufen, war dies die größte und einzige Reiſe, die er in ſeinem Leben gemacht hat. Er be-

wohnte die oberſte Etage ſeines (oder ſeines Bruders) großen Hauſes Nr. 822 am Markte, (welches ſpäter Madame Stegmann kaufte), wo ſeine anſehnliche Mineralien- wie Conchylien-Sammlung und Bibliothek aufgeſtellt war, für deren Vermehrung er jährlich mehrere Hundert Thaler aufwandte; nur in dieſen ſtillen Kreiſen verbrachte er ſein eben ſo ſtilles und harmloſes als zufriedenes Leben, in Geſellſchaft einer alten Köchin, die für ſeine Bedürfniſſe ſorgte. Es kaufte viele, ſelbſt koſtbare Bücher, ſtudirte ſie auch, hatte ſehr viele poſitive Kenntniſſe, war aber nicht im Stande, ſie anders mitzutheilen, als wenn man ſie ihm gleichſam abfragte. Die einzige Geſellſchaft, die er beſuchte, war die hieſige naturforſchende, als deren ehrwürdiger Präſident er ſehr lange fungirte, die er in ſchweren Zeiten mit Geldmitteln freigebig unterſtützte; wenn er aber gedrängt wurde, einen Vortrag zu halten, ſo fiel dieſer ungemein holprich aus.

Der Grund der Zeperneck'ſchen Sammlung ſtammte aus alter Zeit; man fand noch in großer Menge die Naturſpiele, die bunten Marmorarten, die bedruckten, ſonſt officinellen Siegelerden, aber auch alle bekannten Mineralgattungen, Felsarten und Petrefacte; die neuern Sachen waren am geeigneten Orte einrangirt und es fehlte nicht an ausgezeichneten Exemplaren. Jahre lang ging ich faſt jeden Nachmittag zum alten Zeperneck, der mich ſehr lieb gewonnen hatte, wo wir bei einer Taſſe Kaffee mit größter Sorgfalt die ganze Sammlung genau und wiederholt durchgingen, wobei ich Erläuterungen, auch Abfälle aller Art erhielt, wodurch meine Sammlung, die ſich auch durch Ankäufe vermehrte, ein ganz ſyſtematiſches Anſehn erhielt. Dieſe, an die unmittelbare Betrachtung angeknüpften wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen, die zum Theil in meine Studentenjahre (1803—1806) fielen, gewährten gewiß mehr Nutzen, als wenn ich ein gewöhnliches Collegium der Mineralogie gehört hätte, legten einen guten Grund für Mineralogie und Geognoſie.

Gleich nach dem Ende meiner Studentenzeit, erhielt ich einen neuen mächtigen Impuls für das Studium meiner Lieblings-Wiſſenſchaft.

Die Schweſter meiner Urgroßmutter hatte einen Paſtor Germar in Münsleben geheirathet, deſſen Enkel, Eberhard Germar, (geb. 1738 † 1819) als großer Fabrikant und Handelsherr damals zu Glaucha in Sachſen wohnte, wo er eine ſo ehrwürdige Familie bildete, als mein Großvater in Cröllwitz, den er auch öfters be-

ſuchte. Deſſen dritter Sohn, Ernſt Germar (geb. den 3. Novbr. 1786), der wenig jünger war als ich, beſuchte das Gymnaſium in Meiningen und bezog dann die Bergacademie in Freiberg, wo er von 1804—1807 die Bergwerks-Wiſſenſchaften ſtudirte, fleißig bei Werner Collegien hörte. Nach abſolvirtem Studium frequentirte Germar auf hergebrachte Weiſe die Univerſität Leipzig, um die den höhern Bergbeamten nöthigen juridiſchen Kenntniſſe ſich zu erwerben. Von Leipzig kam er 1807 nach Halle, um ſeine hieſigen Verwandten zu beſuchen, wo wir beide uns zuerſt kennen lernten und bald einen Freundſchaftsbund ſchloſſen, der noch feſter dadurch wurde, daß Germar 1810 ſeinen Wohnſitz in Halle nahm, hier promovirte, ſich bei der Univerſität habilitirte (wo er 1812 bei dem Abgange von Steffens, Director des Univerſitäts-Mineralien-Cabinets, 1816 extraordinairer, 1823 ordentlicher Profeſſor wurde) und am 1. Septbr. 1815 meine jüngſte Schweſter eheligte, ſo ein höchſt ehrenwerthes Glied unſerer Familie wurde.

Germar hatte mit größtem Fleiße die Vorträge von Werner gehört, ſich über Oryktognoſie und Geognoſie vortreffliche Hefte ausgearbeitet, die er mir (1807) mittheilte; dieſe ſtudirte ich, ſchrieb ſie mit großer Sorgfalt ab und ſo wurde ich ganz in die Lehre Werners eingeweihet, der damals auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhmes ſtand, eine unendliche Berühmtheit genoß, als der erſte Coryphäe der Wiſſenſchaft daſtand. So kam ich durch eigenes Studium mehr und mehr in Beſitz von tüchtigen Kenntniſſen in der Mineralogie, ohne eigentlich einen Lehrer gehabt zu haben, der mir ſeine Theorie einimpfte, mich durch ſchöne Vorträge beſtochen hätte.

Durch Vermittelung Germar's kaufte ich 1815 in Leipzig die große Mineralien-Niederlage des verſtorbenen bekannten Mineralien-Händlers Geißler, kam ſo in Beſitz einer ungeheuern Maſſe von Mineralien, aus der ich mir herauswählte, was paſſend ſchien, wodurch meine Privat-Sammlung eine große Ausdehnung erhielt. In Verbindung mit Germar etablirte ich ſelbſt ein Mineralien-Comptoir, wobei durch Kauf und Tauſch mir wieder viele Mineralien zuſtrömten, aus denen ich mir das brauchbarſte ausleſen konnte; aus dem Nachlaſſe des Profeſſors Nolde, der lange in Italien zubrachte, erkaufte ich eine große Sammlung vulkaniſcher Gegenſtände, die er dort geſammelt hatte; Germar ſchenkte mir, was er auf der Reiſe durch Dalmatien (1811) geſammelt hatte; auf meinen ſpätern geognoſtiſchen Reiſen ſchlug ich große Suiten zuſammen;

ſo wuchs nun meine Sammlung mehr und mehr an, erhielt eine ſolche Ausdehnung, daß ich endlich Einhalt thun und abſchließen mußte.

Meine Sammlung war bedeutender und inſtructiver, als das damalige Univerſitäts-Cabinet, das überdem Steffens nicht zweckmäßig aufſtellte, denn er hatte ſehr hohe Schränke mit großen, unbehülflichen Schubkaſten anfertigen laſſen, die nur ſchwer gehandhabt werden konnten; auch befand es ſich in einem höchſt unfreundlichen, feuchten Locale, in den untern Räumen der hieſigen Reſidenz, die jetzt zu dem Entbindungs-Inſtitute gehören. Als nun im Jahre 1819 Carl v. Raumer, geb. 1783, (der Nachfolger und Schwager von Steffens), als Profeſſor der Mineralogie hierherkam, ſo erklärte er gleich: das Univerſitäts-Cabinet nicht brauchen zu können, hat es auch nie benutzt; er wünſchte meine Sammlung ſeinen Vorträgen zu Grunde zu legen. Gern überließ ich ſie ihm mit den dazu gehörigen Localitäten und ſo lange er hier war (von 1819 bis 1822, wo er nach Nürnberg, ſpäter nach Erlangen ging), brachte er jeden Morgen von 9 bis 12 Uhr in meiner Sammlung zu, meiſt umgeben von den ſehr wenigen Studenten, die ſeinen Unterricht benutzten, von denen Wackernagel (ſpäter Profeſſor in Baſel) der ausharrendſte war. Geordnet war die oryktognoſtiſche Sammlung nach Principien, die ich ſpäter darlegte in einer Abhandlung: Verſuch einer kreisförmigen Reihung der chemiſchen Elemente, als Baſis eines Mineralſyſtemes (in meiner Zeitſchrift: Deutſchland geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt, Band 4. v. J. 1826). An dieſer Aufſtellung im Allgemeinen änderte Raumer nichts, aber innerhalb der einzelnen Gattungen legte er die Kriſtalliſations-Suiten mit Meiſterſchaft zuſammen.

Die Vorleſungen über Mineralogie von Steffens (1805 bis 1819), die ich auch zuweilen beſuchte, waren lebendig und intereſſant durch eine Menge ſeiner Bemerkungen, beſonders über die Metamorphoſe der Mineralien, die jetzt eine immer wichtigere Rolle zu ſpielen beginnt, wogegen ſein Nachfolger, Carl v. Raumer (1819 bis 1822), deſſen Geſichtspunkt faſt ausſchließlich auf die Kriſtallformen gerichtet war, die gewiß ganz ſeltene Eigenthümlichkeit hatte, in ſeinem Unterrichte faſt nie ein Wort zu reden, und wenn er es zuweilen that, ſo geſchah es mit wenigem Geſchick. Er ging von dem, in gewiſſer Hinſicht vielleicht wahren Geſichtspunkte aus, daß, wer Etwas gründlich wiſſen wollte, es eigentlich ſelbſt erfinden müſſe,

daher wollte er Mineralogie und Kriſtallographie, auch Geognoſie nicht eigenthümlich lehren, darüber Vorträge halten, ſondern nur Anleitung geben, dieſe Gegenſtände ſelbſt zu lernen, ſelbſt zu erfinden. Bei den einzelnen Gattungen lagen die Kriſtalle in möglichſt vollſtändigen Suiten und es war nun die Aufgabe der Studirenden, dieſe Körper ſo lange zu betrachten, bis ſie ſelbſt auffanden, wie aus gewiſſen einfachen Formen andere und zuſammengeſetztere ſich entwickeln, welche Art des Unterrichts wenigſtens ſehr zeitraubend iſt, auch wenig Beifall fand, aber conſequent durchgeführt wurde.

Prof. v. Raumer wünſchte ſehr meine Sammlung vom Staate für die Univerſität angekauft zu ſehen, da nun auch das Miniſterium hierzu geneigt war, ſo erhielt Berghauptmann v. Veltheim und Prof. Germar den Auftrag, eine Taxe derſelben anzufertigen, wobei allein die oryktognoſtiſche Sammlung auf 2000 Thlr. abgeſchätzt wurde. Die langſam geführten Unterhandlungen waren lange nach v. Raumer's Abgange ziemlich zum Abſchluß gediehen, als das kriegeriſche Jahr 1830 eintrat, wo der Staat Anſtand nahm, Ausgaben zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zu machen; da mir nun an dem Verkaufe auch nichts lag, ich mich nicht gern von der Sammlung trennen wollte, ſpäter auch Prof. Germar vorzog, lieber das Univerſitäts-Cabinet zu ergänzen, als es mit einer Maſſe zum Theil ſchon vorhandener Mineralien zu beladen, ſo behielt ich meine Sammlung und hatte noch 20 Jahre meine Freude daran.

Im Laufe der Zeit, bei immer mehr vorgerücktem Alter regte ſich der Wunſch, daß auch nach meinem Tode die Sammlung zuſammenbleiben, fernerweit Nutzen wie Freude gewähren möchte; der Gedanke wurde mir immer ſchmerzhafter, nach meinem Tode das von mir emſig und mit Liebe Zuſammengebrachte, auch die Belegſtücke zu meinen Schriften, um geringen Preis an einen Mineralienhändler veräußert, zerſtreuet, bald ſpurlos verſchwunden zu wiſſen. Da meine Erben den Werth wohl verſchmerzen können, ſo habe ich im Jahre 1850 meine ganzen Sammlungen, über 10,000 Stück mit den Schränken und Vorräthen den hieſigen Francke'ſchen Stiftungen (dem Waiſenhauſe) geſchenkt und übergeben, was recht ehrenvoll anerkannt iſt in der Nachricht über das Königliche Pädagogium zu Halle, herausgegeben vom Director Niemeyer, funfzehnte Fortſetzung 1850. Ich habe dieſe Schenkung um ſo lieber gemacht, da mehrere Lehrer des ehrwürdigen Inſtituts mit großer Vorliebe Mineralogie treiben. Wün-

Wünſchen und hoffen will ich, daß das von mir Zuſammengebrachte hier noch recht lange als „Keferſteinſche Mineralienſammlung" erhalten und viel benutzt werden möge, ſich nützlich macht, noch in ſpäter Zeit Anerkennung findet. Oeffentliche Anſtalten gewähren ſolchem Beſitzthume eine gewiſſe Dauer und Sicherheit und vielleicht finde ich Nachfolger, welche die Sammlungen der Franckeſchen Stiftungen fernerweit bereichern.

Von meiner mit Fleiß und Aufwand zuſammengebrachten Bibliothek habe ich bereits einen nicht großen Theil — die Sammlung aller Mineralſyſteme und Oryktognoſien — der hieſigen Univerſitäts-Bibliothek geſchenkt*) bei Gelegenheit des Jubiläums meines verehrten Lehrers, des Prof. und Ober-Bibliothekar Voigtel; den Hauptſtamm derſelben, beſonders die Werke und Zeitſchriften über Geognoſie und Geologie, wie meine Landkarten, Autographenſammlung und Manuſcripte mochte ich auch nicht unter dem Hammer des Auctionators vereinzelt zu ſehen, ſondern ſie lieber ebenfalls den Franckeſchen Stiftungen ſchenken, als Pertinenz der „Keferſteinſchen Mineralienſammlung," die dadurch nutzbarer werden dürfte.**)

Von Hauſe aus war es nicht ſowohl die Mineralogie, oder die Oryktognoſie nach Werners Bezeichnung, d. i. die ſpecielle Kenntniß der einzelnen Mineralien als ſolche, die mich anſprach, ſondern vielmehr die Geognoſie, d. i. die Kenntniß von dem Baue unſerer feſten Erdrinde und die damit unmittelbar zuſammenhängende Geologie, d. i. die ſpeculative Theorie über die Bildungsweiſe unſerer Erde. Wie man, meiner Erfahrung gemäß, nicht nach ſeinem Gefallen Mineralog, Botaniker oder Zoolog werden kann, ſondern für eins dieſer Fächer geboren und mit Anlagen begabt ſein muß, ſo kann man auch nicht nach ſeinem Gefallen Oryktognoſt oder Geognoſt werden, ſondern auch dieſes hängt wohl mit Anlagen zuſammen, die von der Natur gegeben ſein müſſen, beſonders von der

*) Schon im Jahre 1824 haben wir, die Gebrüder Keferſtein, eine vom Vater ererbte werthvolle Sammlung von mehrern Tauſend wichtigen juridiſchen Diſſertationen in mehr als 300 ſtarken Bänden der hieſigen Univerſitäts-Bibliothek geſchenkt, wo ſie, als Keferſteinſche Sammlung auch unzertrennt erhalten werden ſoll.

**) Ausgeführt iſt dieſer Vorſatz im Februar 1853, wo ich durch gerichtlichen Act dieſe Schenkung vollzogen, auch ein Capital von 500 Thlr. gezahlt habe, von deſſen Zinſen die Bibliothek vermehrt und die Sammlung erhalten werden ſoll.

Organisation des Auges, ob dieses leichter kleine oder große Gegenstände auffaßt, und mit solchen Anlagen hängt wohl die Lust für dieses oder jenes Fach zusammen. Der Oryktognost hat es nur mit einzelnen, kleinen, feinen, scharf bestimmten Gegenständen, vorzugsweise mit den Gestalten und den zarten Flächen der Kristalle zu thun, kann und muß hierbei Microscope und andere Instrumente anwenden; je mehr nun sein Auge geeignet ist, die feinsten Beobachtungen zu machen, die zartesten Unterschiede zu entdecken, je micrologischer er ist, desto mehr wird er zu leisten im Stande sein. Eine ganz entgegengesetzte Sphäre ist die des Geognosten, der hat es nicht zu thun mit den einzelnen Krystallen und Mineralien, sondern im Gegentheile mit ganzen Straten und deren Gruppirung in mächtige Formationen, mit der Construction ungeheurer Gebirgsmassen, was alles nur im Großen aufgefaßt werden muß, wobei die einzelnen Mineralien und Krystalle nur eine höchst untergeordnete Rolle spielen.

Das Auge, welches vorzugsweise organisirt ist, das Feinste aufzufassen, wird nicht wohl geeignet sein, die großen, macrologischen Lagerungs-Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen der mächtigen Straten, Formationen und Gebirge zu überschauen. Die Mineralien sind gleichsam die einzelnen Buchstaben in dem großen Buche der Natur, die man freilich kennen muß um es zu lesen, das man aber nur verstehen kann, wenn man weniger die einzelnen Buchstaben, als deren Verbindung in Worte und ganze Sätze betrachtet. Unsere großen Oryktognosten waren daher meist keine hervorragenden Geognosten und die, auf Oryktognosie basirten geognostischen Systeme waren nicht der Natur gemäß. Indem mein Auge nicht für das Micrologische organisirt war, vermochte ich nichts Wesentliches für Oryktognosie, Kristallographie und Petrefactologie zu leisten, mein Feld war die Geognosie und Geologie.

Im Fache der Mineralogie habe ich nur einige Abhandlungen geliefert, wie: über den weißen Serpentin (in Schweiggers Journal v. J. 1817), über das Weißkupfer (in Schweiggers Jahrbuch v. J. 1823) und andere gleich zu erwähnende Gegenstände; war außerdem nur betheiligt an der Herausgabe eines größern, selbstständigen Buches über Mineralogie. Mein sehr lieber Freund, Prof. Meinecke hieselbst (geb. 1781, gest. 1823), hielt es für zeitgemäß, eine kleine, portative Mineralogie erscheinen zu lassen, die den reisenden Mineralogen auf ähnliche Art begleitete und diente,

wie dem Botaniker ſeine Floren, er lud mich ein, hierbei mich zu betheiligen und die erſte Hälfte, die Steine und Salze, zu bearbeiten, wogegen er auf gleiche Art die Metalle und brennlichen Mineralien geben würde. So entſtand das

Mineralogiſche Taſchenbuch für Deutſchland, zum Behufe mineralogiſcher Excurſionen und Reiſen, herausgegeben von Meinecke und Keferſtein, Halle 1820.

Es enthält eine kurze präciſe Mineralogie, welche vorzugsweiſe die Fundorte der Mineralien berückſichtigt und dieſe möglichſt genau angiebt. Das zu Grunde gelegte Syſtem iſt daſſelbe, wonach meine Mineraliensammlung geordnet wurde und baſirt vorzugsweiſe auf natürlicher Verwandtſchaft. Alle amorphiſchen Mineralien werden an die kriſtalliniſchen angereiht; ſo erſcheint z. B. der Thonſchiefer als amorphiſcher Glimmer. Dieſes Büchelchen fand viel Beifall und Abſatz; Prof. Zimmermann zu Gießen legte es ſeinen Vorträgen über Mineralogie zu Grunde und Alex. v. Humbold ſagte mir: daß es ihn auf ſeinen ſpätern Reiſen ſtets begleitet habe.

Wie es wohl in der Ordnung iſt, begann ich meine Studien nicht mit theoretiſchen Speculationen, ſondern mit practiſchen Beobachtungen, mit der genauen Erforſchung der mineralogiſchen und geognoſtiſchen Verhältniſſe der Umgegend von Halle; als Führer dienten mir die vorhandenen Oryktographien von J. J. Leske (v. J. 1730) und C. Schmieder (1797), die ſich ihrer Zeit weſentliche Verdienſte erworben hatten. Mein Eifer führte zu manchen intereſſanten Beobachtungen und Entdeckungen, die dann in der naturforſchenden Geſellſchaft referirt, weiter beſprochen wurden und deren Jahresberichte zeigen am beſten, wie viele und vielſeitige Vorträge ich gehalten habe.*)

Bald wurde der Wanderſtab auch weiter geſetzt; 1811 ging ich nach Thüringen, 1812 in die ſächſiſche Schweiz, 1813 auf den Harz (auch 1817, 1819, 1822 und 1823), 1816 auf den Thüringerwald (wo ich mehrere Tage bei dem ehrwürdigen Bergrath Voigt in Ilmenau zubrachte, dem Hauptgegner Werner's, deſſen Beobachtungen ſtets den Stempel der Wahrheit und Klarheit tragen),

*) In der Zeit von 1808—1827 habe ich mehr als 60 Vorträge und Reden gehalten, z. B. bei Einführung des Hrn. Gebauer (1809), Berghauptmannes Wille (1812), Dr. Sprengel (1813) und vieler Andern.

1817 in das ſächſiſche Erzgebirge; ſtets hatte ich den Ränzel auf dem Rücken, den Hammer in der Hand und war mit Steinen beladen.

Der Aluminit aus dem Garten des Königl. Pädagogiums in Halle, das einzige Geſtein, welches Halle in mineralogiſcher Hinſicht berühmt macht, wurde mir bald um ſo wichtiger, da ich, bei meinen vielen Excurſionen das Glück hatte, einen neuen, höchſt intereſſanten Fundort deſſelben bei Morl zu entdecken, der Aufſchluß gab über deſſen bis dahin ſo problematiſche Entſtehung. Meine erſte Arbeit war eine Abhandlung über den Aluminit, die ich ſchon am 9. Juli 1808 in der hieſigen naturforſchenden Geſellſchaft vortrug, die dann im v. Leonhard'ſchen Taſchenbuche der Mineralogie v. J. 1816, pag. 3 abgedruckt und bald in das Franzöſiſche überſetzt würde (in die Annales des mines v. J. 1821.)

In unſern Braunkohlen entdeckte ich auch ein neues, bernſteinartiges Foſſil, den Retinaſphalt, der ſeitdem in den Mineralſyſtemen ſeinen Platz gefunden hat und meine deßfalſige Abhandlung trug ich am 29. Juli 1808 der hieſigen naturforſchenden Geſellſchaft vor, die bald abgedruckt wurde in dem Journal der Chemie von Buchholz I., 3, pag. 290.

Ueberhaupt richtete ich meine vorzüglichſte Thätigkeit auf die ſpecielle Unterſuchung der hieſigen Braunkohlen, deren Wichtigkeit mit jedem Jahre mehr hervortrat, die nach der Werner'ſchen Lehre wenig berückſichtigt, nur als zufällig zuſammengeſchwemmte Maſſen betrachtet wurden, was mir bald ein ſehr großer Irrthum zu ſein ſchien, denn ich erkannte hier eine ſehr wichtige, ſehr verbreitete geognoſtiſche Formation, deren Glieder viel Intereſſantes darboten, beſonders als ich entdeckte, daß die, damals ſo ſehr häufigen, jetzo ſehr ſeltenen weißen Knollen, die zuweilen vorkommenden weißen, erdigen Flötze und die ſogenannten braunen Mergelflötze aus erdigem Gyps beſtehen. Ich lieferte eine Beſchreibung der damals bei Dölau gangbaren (ſpäter eingegangenen) Braunkohlengrube, in Kaſtner's Gewerbfreund vom Mai 1816, und bald eine ausführliche Arbeit (die erſte geognoſtiſche) über die Braunkohlen unſerer Gegend in v. Leonhard's Taſchenbuche der Mineralogie v. J. 1822, wo zuerſt eine Beſchreibung der Braunkohlenformation, als ſolche, mit ihren verſchiedenen Gliedern gegeben wird, zu denen auch, und zuerſt, der merkwürdige Braunkohlenſandſtein gezählt wird, der noch jetzo viel Räthſelhaftes darbietet und eine große

technische Anwendung, besonders beim Chausseebau, auch neuerlich zu Mühlsteinen, findet.

Der alte aufmerksame Lerche hatte in seiner Orographie von Halle v. J. 1730 auf ein weißes erdiges Stratum zwischen Passendorf und Nietleben aufmerksam gemacht, das aus kleinen, ganz eigenthümlich geformten Körpern besteht, die er sehr gut und richtig abbildete. Diese beschäftigten mich lange, bis ich endlich die Freude hatte, zu ermitteln, daß es ganz dieselben Körper wären, die sehr häufig in dem pariser Grobkalk vorkommen, wo sie für Schalen kleiner Thiere angesehen und als Gyrogoniten bezeichnet wurden. Als ich aber über diese interessante Entdeckung in der naturforschenden Gesellschaft Vortrag hielt (den 2. Aug. 1823), erkannte das scharfe Auge des Prof. Kaulfuß diese Körper für Saamen der lebenden Chara-Pflanze, wofür auch wenig später die Gyrogoniten von Paris angesprochen wurden. Jetzo wachsen in jener Gegend hinter Passendorf gar keine Charen und eine bedeutende, wenn auch ganz locale Ablagerung von Saamen derselben, bleibt immer eine auffallende Erscheinung.

Eigenthümlich sind unserer Gegend auch die sogenannten Ingwersteine, die sich am Ufer der Saale, zwischen der Elisabethbrücke und Gimritz, besonders nach Wasserfluthen, in großer Menge finden und ziemlich die Form der Ingwerwurzeln haben, die aber Hr. Dr. Schmieder in seiner Oryktographie v. J. 1797 für, durch das Wasser veränderte Schlacken angesprochen hatte, welcher Conjectur ich ohnmöglich beipflichten konnte. Nach einer chemischen Analyse, die ich veranlaßte, bestehen sie vorzugsweise aus kohlensaurer Kalk- und Bittererde und in einem Vortrage vom 16. Dcbr. 1825 sprach in sie für Concretionen der dort zu Tage tretenden Lehmstraten an, die aber durch ihr locales Auftreten Interesse erwecken.

Der Staatsrath v. Ladenberg, Chef der Ober-Rechnungskammer, später Minister, hatte mich eingeladen, ihm auf einer Reise durch das Mansfeldische als Führer zu dienen, bei Besichtigung der dortigen Berg- und Hüttenwerke. Besonders zur Erinnerung an das Geschehene und als Leitfaden für spätere Reisende, verfaßte ich die

Bemerkungen über die Kupfer- und Silbergewinnung im Saalkreise und Mansfeldischen,

abgedruckt im Kaſtner'ſchen teutſchen Gewerbsfreunde vom Novbr. 1815, wo der Bergbau beſchrieben, auch eine überſichtliche, lichtvolle Darſtellung des ſehr verwickelten Hüttenproceſſes gegeben wird. So weſentliche Veränderungen dieſer auch im Laufe von faſt 50 Jahren erfahren hat, ſo giebt dieſe Arbeit doch immer noch ein leidliches Anhalten. Dieſer Darſtellung gehet eine geognoſtiſch-geologiſche Betrachtung voran, nach welcher unſere Porphyre bei Halle, die zum Theil über den Steinkohlen lagern, der Formation des Todtliegenden untergeordnet, aber unterſchieden werden von dem Porphyr- und Syenitgebirge, der Schieferformation, die mit den Baſalten in Relation geſetzt wird, die als das Product einer Art von innerer Gährung betrachtet werden. Es heißt hier pag. 250: „in dieſen ſyenit-, trapp- und porphyrartigen Geſteinen ſcheint das innere Gegenwirken der Erde auch in ſpätern Perioden ſich noch kräftig geregt zu haben und aus ihnen möchten durch eine Art von innerer Gährung die Baſalt- und Flötztrappgebirge aufblähend ſich erhoben haben, woran vermuthlich der verwitternde, gährende und ſich aufblähende Feldſpath, daneben die Hornblende, die den Kohlen- und Waſſerſtoff hergab, großen Theil hatten.“ Man ſieht, wie ich ſchon damals (1815) Ideen ausſprach, die den ganz allgemein herrſchenden Wernerſchen ſchroff entgegentraten, die ich aber — wenn auch etwas modificirt — durch alle meine ſpätern Schriften näher zu begründen geſucht habe.

Später lieferte ich eine ausführlichere Darſtellung der geognoſtiſchen Verhältniſſe unſerer Gegend, in den

Beiträgen zur geognoſtiſchen Kenntniß der Provinz Sachſen,

abgedruckt in den Provinzial-Blättern für die Provinz Sachſen, März 1838.

Seit dem Jahre 1818 widmete ich mich ganz der Geognoſie, machte immer weitere und längere Reiſen, um ſelbſt zu beobachten, um die Bekanntſchaft der namhaften Geognoſten zu machen, alle deßfallſigen Sammlungen anzuſehen, ſtudirte auch mit beſonderm Fleiße die Litteratur des Auslandes, begann nun eigene Werke herauszugeben.

Im Jahre 1818 unternahm ich die erſte größere Reiſe, vorzüglich um die Baſalte zu beobachten, ging über den Thüringerwald in das baſaltiſche Rhöngebirge, damals noch eine terra incognita, von Reiſenden ſelten betreten, ging dann durch Baiern,

und Würtenberg in den Odenwald, dann den Rhein hinab in das Siebengebirge bei Bonn und in die damals auch noch wenig bekannte baſaltiſche Eifel, wo ich ſehr intereſſante Verhältniſſe auffand. Längere Zeit verweilte ich in Meiningen bei dem Geheimrath v. Heim (geb. 1741, geſt. 1819), dem Neſtor der Geognoſten und ſcharfen Beobachter der Natur, von dem ich mich nur ſchwer trennen konnte und mehrere Tage verbrachten wir in ſeiner ſchönen geognoſtiſchen Sammlung, die er auf den Todesfall bereits der Univerſität Jena geſchenkt hatte. Seine Beſchreibung des Thüringerwaldes (v. J. 1812) wird immer claſſiſch bleiben, iſt nur ſchwer zu verſtehen, da er auf eigenthümliche geologiſche Ideen gekommen war, die der flachen Wernerſchen Theorie ganz entgegen ſtanden. Er glaubte: daß ſich das kriſtalliniſchen Urgebirge nicht aus Waſſer ſondern aus nebelartigen Bildungen in kugelförmigen Maſſen niedergeſchlagen hätten, denen ſpäter die neptuniſche Flötzformation gefolgt wäre. Am Ende dieſer Periode hätte ſich die große Revolution ereignet, in welcher die Baſalte auftraten, die aus einer Umbildung der primitiven Geſteine, nicht aber durch Feuer entſtanden, dadurch die Gebirge erhoben, mächtige Einſenkungen bedingten, wodurch die Erde ihre jetzige Form erhielt. Derſelbe Umbildungs-Proceß wirkt noch in unſeren thätigen Vulkanen fort.

Solche Ideen ſprachen mich ſehr an, harmonirten mit den meinigen, und ſchon früh hatte ich begriffen: wie die Geologie des Baſaltes ein Hauptwendepunkt für Geognoſie und Geologie ſein müſſe, um ſo mehr, da hier die Theorien ſich ganz ſcharf gegenüberſtanden; die ältere, von den Franzoſen feſtgehaltene vulkaniſche, und die neuere, von Werner erfundene neptuniſche, die von den teutſchen und engliſchen Geognoſten vertheidigt wurde.

Ich warf mich jetzo mit aller Jugendkraft auf dieſen ſo controverſen Gegenſtand, erörterte zuerſt den litterariſch-geſchichtlichen Geſichtspunkt, begann damit, zu unterſuchen, was denn das Alterthum unter basanites und basaltes verſtanden, ein Gegenſtand, der ſeine großen Schwierigkeiten hatte, und hierüber hielt ich einen ſehr ausführlichen Vortrag in der naturforſchenden Geſellſchaft am 10. Febr. 1815; dann bearbeitete ich die ganze Litteratur des Baſaltes in der neuern Zeit, gab eine ausführliche Darſtellung derſelben und die verſchiedenen Meinungen über die Geneſis des Baſaltes in einem Vortrage vom 25. Novbr. 1815, wo herausgehoben wurde: wie diejenigen Geognoſten, welche vulkaniſche und

große basaltische Gegenden mit Schärfe beobachtet hatten, den Basalt stets für ein vulkanisches Gestein ansprachen, daher die Theorie von Werner, der nur sehr eingeschränkte und ungenügende Beobachtungen gemacht, aus dem rein geschichtlich-litterarischen Gesichtspunkte doch wohl sehr problematisch schiene. Diese beiden ausgearbeiteten Vorträge ließ ich nun drucken und sie bilden das erste selbstständige geognostische Buch, das ich edirte, mit dem Titel:

Beiträge zur Geschichte und Kenntniß des Basaltes und der ihm verwandten Massen. Halle 1819.

Nach diesen litterarischen Vorstudien begann ich nun die eigenen Beobachtungen über die basaltischen Gebilde in Sachsen, in Hessen, in Baiern, in den Rheingegenden, fand sehr deutliche Beweise für ihre Vulkanität, die ich klar hervorhob und lieferte nun mein zweites selbstständiges Buch, unter dem Titel:

Bemerkungen über die basaltischen Gebilde des westlichen Teutschlands. Halle 1820.

Indem ich jetzo, nach Verlauf von mehr als 30 Jahren, dieses Buch wieder einmal zur Hand nehme und es durchblättere, freue ich mich über die frische, lebendige, klare Darstellung, womit das Vorkommen und die ganze Naturgeschichte der basaltischen Massen beschrieben sind, wie über die dargelegten Beobachtungen, welche so deutlich für das Hervortreten derselben aus dem Innern der Erde sprechen und auch jetzo noch dürfte das Büchelchen nicht ohne Werth sein.

Der Basalt war überhaupt auch in Teutschland von den ältern Geognosten als vulkanischer Entstehung angesehen, bis Werner auftrat, der, gestützt auf einige höchst mangelhafte eigene Beobachtungen in Sachsen, 1788 zu behaupten begann: daß der Basalt das jüngste neptunisch gebildete, aus dem Wasser niedergeschlagene Flötzstratum sei, mit den Laven und Vulkanen nichts gemein hätte, welche letztere überhaupt nur durch brennende Kohlenflötze bedingt würden, ohne große geologische Bedeutung wären. Werner (geb. 1750, gest. 1817) erhielt 1775 die Professur auf der Berg-Academie in Freiberg, die durch ihn, seinen scharfen oryktognostischen Blick und seine begeisternden Vorträge schnell einen so großen Ruf erhielt, daß Schüler aus allen Ländern zuströmten; und gewiß gehörte er zu den ausgezeichnetsten Mineralogen und Docenten, die je gelebt haben. Er erwarb sich auch dadurch ein hohes

Verdienſt, wie einen ausgezeichneten Ruf, daß er zuerſt die Geognoſie auf die Lehrcanzel brachte, ſeit 1780 Vorträge über dieſe Wiſſenſchaft hielt, die hierdurch allgemeine Anerkenntniß und große Verbreitung erhielt. Doch war Werner nicht der Schöpfer ſeiner Geognoſie im Allgemeinen, ſondern hielt ſich ganz und nur an die Flötzreihe, wie ſie der fleißige und ſcharfe Beobachter, der große, eminente Geognoſt, Joh. Chriſtian Füchſel in Rudelſtadt (geb. 1722, geſt. 1773), für Thüringen in ſeiner trefflichen historia terrae et maris ex historia Thuringiae per montes destructionem eruta (abgedruckt in den Acten der Erfurter Academie v. J. 1761) aufgeſtellt und vortrefflich ausgeführt hatte, die freilich viel weniger geleſen und bekannt geworden war, als ſie es verdiente, aber ſtets ein ſchönes Denkmal für den Verfaſſer bleiben wird. Werners Lehre, auch über die ihm eigenthümliche Neptunität des Baſaltes, kam, beſonders durch ſeine vielen Schüler, ſchnell in die Mode, wurde in Teutſchland die moderne, allgemein herrſchende. Außer dem alten Bergrathe Voigt in Ilmenau (geb. 1752, geſt. 1821), der mit ſeinem klaren Blicke ewiger Antagoniſt von Werner blieb, lange tapfer mit ihm kämpfte, und dem Geheimrathe Heim in Meiningen, der ſich nicht in den Streit miſchte, gab es in dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts unendlich wenig ſogenannte Vulkaniſten, die den teutſchen Baſalt für ein vulkaniſches Geſtein anſahen und bei dieſer Lage der Dinge war es gewiß ein keckes Unternehmen, mit meinem Buche v. J. 1820 für die Vulkanität des Baſaltes gegen Werner und ſeine ganze herrſchende Schule aufzutreten; doch mußte ich wohl den richtigen Punkt getroffen haben, da die Neptunität des Baſaltes bald mehr und mehr verworfen, endlich ganz antiquirt wurde.

Ich trat in dieſen Kampf mit offenem Viſir, mit ehrlichen Waffen, ſchrieb überhaupt ſtets unter Nennung meines Namens, der unter allen meinen Büchern, Abhandlungen und Rezenſionen ſtehet, denn die Anonymität habe ich immer gehaßt, was ich behauptete, dafür wollte ich auch einſtehen, dagegen habe ich auch nie Perſonen, nur Behauptungen und Meinungen angegriffen, deßhalb wohl auch keine eigentlichen perſönlichen Fehden gehabt.

Mit der Neptunität des Baſaltes fiel natürlich auch die Wernerſche Theorie der Vulkane, als Ausflüſſe brennender Steinkohlenflötze, man adoptirte wieder die ältere Anſicht von einem glühend flüſſigen Erdkerne, leitete von dieſem unſere Laven, wie

auch die Baſalte, als Laven älterer Zeiten her; ja, ging bald noch weiter, man gab allen trapp-, porphyr-, granitartigen Geſteinen, überhaupt allen kriſtalliniſchen Gebirgsmaſſen, einen ähnlichen Urſprung und betrachtete nur die geſchichteten Geſteine als neptuniſche Bildungen. So entwickelte ſich allmählig die jetzo herrſchende vulkaniſche Theorie, nach welcher alle jene Geſteine von einem glühend flüſſigen Erdkerne abſtammen und durch Erkaltung deſſelben ſich gebildet haben. Dieſer vulkaniſchen Theorie in dieſem Sinne fühlte ich mich gedrungen von Hauſe aus und ſtets entgegenzutreten, wie der neptuniſchen Theorie, und vertheidigte dagegen eine zwiſchen dieſen Extremen mehr in der Mitte liegende, welche als die plutoniſche Theorie bezeichnet wurde.

Granit, Grünſtein, Porphyr, Trapp und die ähnlichen ungeſchichteten, mehr oder weniger kriſtalliniſchen Geſteine, wurden meiſtens, beſonders von Werner, als die Urgeſteine betrachtet, als die älteſten Erdbildungen, aus einem urſprünglich gegebenen wäſſerigen Chaos, niedergeſchlagen in einer Urzeit, wo die kriſtalliniſchen Kräfte auf der Erde vorherrſchten und die Organismen fehlten. Durch allmählige Zertrümmerung dieſer Urgebirge unter Mitwirkung der Elemente und Organismen ſollten ſich im Laufe der Zeit die Flötzgebirge, als viel jüngere Glieder mechaniſch gebildet und niedergeſchlagen haben.

Gegen die Primordialität vieler granitiſchen Maſſen und vorzüglich gegen die Entſtehung durch Niederſchlag aus dem Waſſer, erhoben ſich viele gewichtige Stimmen in und außerhalb Teutſchland, aber vorzüglich war es J. Macculloch, der in der Description of the western Islands of Scotland 1819 in den Gebirgsverhältniſſen Schottlands, durch die klarſten Beobachtungen nachzuweiſen ſuchte, wie die granitiſchen Geſteine hier ganz ohnmöglich als primitive Niederſchläge betrachtet werden könnten, ſondern ganz den Character trügen, als wenn eine flüſſige Maſſe die vorhandenen Flötzſtraten durchſetzt, gehoben, ſie zum Theil bedeckt hätte, ſo daß dieſe Geſteine hier einen ganz vulkaniſchen Character trügen; er zeigte ferner, wie hier die granitiſchen Geſteine, zum Theil jünger als die Juraformation ſein würden, daher ihre Bildung in eine verhältnißmäßig ſehr neue Zeit fiele und brachte bald das Aufſteigen dieſer kriſtalliniſch-vulkaniſchen Maſſen, mit der Hebung der Gebirge und Continente in Zuſammenhang.

A. Boué (ſpäter ein ſehr lieber Freund, mit dem ich viel in

Paris und Wien zuſammen war, auch Ungarn bereiſte, der jetzo in Wien in gemüthlicher Ruhe und Zurückgezogenheit lebt), geboren in Hamburg 1794, in England erzogen, ſtudirte in Edinburg, machte ſich dann mit den dortigen geognoſtiſchen Verhältniſſen ſehr bekannt und bereiſte nun Teutſchland. Hier fand er überall Beſtätigung ſeiner vulkaniſchen Theorie und edirte 1822 ſein wichtiges Memoire géologique sur l'Allemagne, wo er die Vulkanität der kriſtalliniſchen Geſteine, als Granit, Syenit, Porphyr, Trapp ꝛc. darzulegen ſuchte, ſeine Beweiſe aus Teutſchland, vorzüglich aus Sachſen, hernahm.

Entſprechende Beobachtungen wurden auch ſonſt mehrſeitig gemacht und ſeit dieſer Zeit iſt die vulkaniſche Theorie allmählig die allgemein herrſchende geworden. Nach dieſer nimmt man nicht mehr ein wäſſrig flüſſiges Ur-Chaos an, ein primitives Meer, welches die chemiſchen Elemente aufgelöſt enthielt, aus welchem kriſtalliniſche Niederſchläge ſtattfanden, ſondern ein primitives feurig flüſſiges Chaos, beſtehend aus unſern chemiſchen Elementen, welches an der Oberfläche erkaltete, dadurch eine Kruſte von Granit und kriſtalliniſchen Geſteinen erhielt, auf der ſich allmählig die Meere concentrirten, die Organismen ſich einfanden, die Flötzformationen abgeſetzt wurden. Aber von Zeit zu Zeit erhebt der glühende Erdkern die erkaltete Decke, zerbricht ſie, dringt durch die Spalten empor, drängt ſich zwiſchen die geſchichteten Formationen, überlagert ſie auch, erſcheint nach der Abkühlung als Granit, Porphyr, Grünſtein, Trapp, verändert dabei das berührte ſtratificirte Nebengeſtein, das nun auch ein kriſtalliniſcheres Anſehen erhält. So werden durch dieſe innern Kräfte, Theile der Erdrinde bald hoch über das Niveau des Meeres erhoben, bald tief unter deſſen Spiegel niedergeſenkt, wodurch Wechſellagerungen von Land- und Meerformationen bedingt ſind. Unſere thätigen Vulkane erſcheinen als die Communications-Röhren, durch welche auch noch jetzo der feurig flüſſige Erdkern mit der Oberfläche der Erde in Verbindung ſteht, von Zeit zu Zeit die Laven emanirt. Dieſe Anſchauung, nach welcher alle ungeſchichtete Geſteine, aus ganz unbekannten Tiefen von einem ganz unbekannten Erdkerne herrühren ſollen, ſcheint mir faſt ſo problematiſch als die Wernerſche, da die Beobachtung der wirklichen geognoſtiſchen Verhältniſſe mich zu einer andern Theorie geführt hat.

Die Kenntniß des Flötzgebirges nahm in dieſer Zeit auch

eine total andere Geſtalt an. Die Wernerſche Geognoſie baſirte nur auf dem engen Kreiſe der ältern, der thüringiſchen Flötzreihe, die mit dem Muſchelkalk ſo ziemlich abſchließt; aber ſchon im ſüdlichen Teutſchland erſcheint dieſe gar nicht ausreichend, da hier die jüngeren Formationen, des Keupers, Lias und Jurakalkes (den die Geognoſten der Wernerſchen Zeit meiſt mit dem Zechſtein gleichzuſtellen ſuchten) ſehr entwickelt ſind. Nun lernte man in Frankreich, beſonders durch A. Brogniard's Description géologique etc., Paris 1822, eine ganze Reihe noch jüngerer Bildungen ſehr ſpeciell kennen, die der Kreide- und tertiären Formation angehörten, wovon ſich bald deutliche Spuren in Teutſchland fanden; endlich wurde in jener Zeit die Geognoſie von England auf das Genaueſte unterſucht, wobei die dortigen Gelehrten nicht das Ausland berückſichtigten, ſich einer ganz neuen Nomenclatur bedienten und eine große Menge neuer Namen in das geognoſtiſche Syſtem einführten. Die erſte klare, wiſſenſchaftliche Arbeit über dieſe neue engliſche Flötzreihe erhielten wir durch Conibeare's und Phillipps outlines of the Geologie of England and Wales, London 1822.

Die von Werner ſo gut wie gar nicht berückſichtigten Verſteinerungen wurden jetzo mit deſto größerem Fleiße ſtudirt, erhielten eine immer größere Bedeutung auch in geognoſtiſcher Hinſicht, vorzüglich ſeit dem Erſcheinen von Cuvier's Recherches sur les Ossemens fossiles, Paris 1822; man ſuchte den petrefactologiſchen Character einer jeden Formation mit Schärfe zu ermitteln, die Geſchichte des organiſchen Reiches ſeit älteſter Zeit zu entwickeln und die Petrefactologie bildete ſich nun zur eigenen Wiſſenſchaft aus.

So war die neuere Zeit, beſonders von 1820—1822 für die Geſtaltung der Geognoſie eine nach allen Seiten hin unendlich productive, ſehr wichtige; dieſe Wiſſenſchaft erhielt hier eine ganz neue Geſtaltung, aber alles Gelieferte beſtand in einem Conglomerate ſehr verſchiedener Stücke, die keinen Zuſammenhang hatten, die man erſt zuſammenpaſſen, mit einander vergleichen mußte, um ein harmoniſches Ganze herzuſtellen, was aber ſeine ſehr großen Schwierigkeiten hatte. Für eine ſolche vergleichende ſyſtematiſche Geognoſie, die wenigſtens das europäiſche Feſtland umfaßte, brach ich eine neue Bahn, durch Herausgabe meiner

Tabellen für die vergleichende Geognoſie. Halle 1825.

wo zuerſt ein neues, wiſſenſchaftliches Syſtem der Geognoſie durchgeführt wird, ſehr verſchieden von dem noch herrſchenden Werner-

ſchen, wo die großen Fortſchritte der Geognoſten aller Länder berückſichtiget ſind. Ohngeachtet gar mancher Irrthümer und Mängel, die natürlich nicht fehlen konnten, hatte dieſe Arbeit ſeiner Zeit wohl nicht unbedeutenden Werth, fand viel Anklang, auch wurde die ganze Behandlung der Geognoſie ſeitdem eine ganz andere. Die Flötzformationen wurden möglichſt begrenzt, in ihren verſchiedenen Gliedern characteriſirt, durch alle Länder verfolgt und ihr petrefactologiſcher Character dargelegt; die Zahl derſelben erſcheint ſehr vermehrt; es treten hier der Keuper, Lias und Jurakalk in die Reihe, die ich im ſüdlichen Teutſchland hatte kennen lernen; ſtatt des ſogenannten aufgeſchwemmten Gebirges, erſcheinen die tertiairen Gebilde in ihrer Mannigfaltigkeit und großen Ausdehnung, die Diluvial- und Alluvialgebilde ſind beſchrieben und die früher ganz überſehenen, ſich jetzo bildenden Straten ſehr ausführlich behandelt, ihre Analogie mit den ältern Straten gezeigt. Die ungeſchichteten, maſſigen, kriſtalliniſchen Geſteine wurden als die Producte verſchiedener Zeiträume betrachtet, als etwa gleichzeitige Bildungen von ſtratificirten Flötzen. Es wurden 6 ſolcher großen Gruppen aufgeſtellt:

1) Das Gang- oder Thonſchiefergebirge mit dem Granitgebilde.
2) Das Steinkohlengebirge mit dem rothen Porphyrgebilde.
3) Das mittlere Flötzgebirge mit dem Augit-Porphyrgebilde.
4) Das jüngere Flötzgebirge mit dem Trachitgebilde.
5) Das tertiaire Flötzgebirge mit dem Baſaltgebilde.
6) Die ſich jetzo bildenden Erdſtraten mit dem Lavagebilde.

So meinte ich, könnten wohl die kriſtalliniſchen Geſteine mit gewiſſen Bildungs- und Hebungs-Epochen der Erde in einem möglichen Zuſammenhange ſtehen und auf etwa analoge Art hat ſpäter Elie de Beaumont das Aufſteigen der Gebirge in Hebungs-Epochen vertheilt.

Meine geognoſtiſchen Wanderungen hatten in jener Zeit eine immer größere Ausdehnung erhalten, ermöglichten mir einen Ueberblick über die allgemeinen Verhältniſſe. Im Jahre 1820 ging ich von der baſaltiſchen Rhön durch Würtemberg und Bayern zum erſten Male in die Alpenkette, wurde ganz bezaubert von der großartigen Natur im Salzburgiſchen und dem öſterreichſchen Salz-Kammergut, betrat den ſchauerlichen Weg nach Bad Gaſtein, wo man damals ganz nach uralter Sitte in der gemüthlichen Straubinger Hütte lebte, nur in dem Baſſin baden konnte, das für Alle diente,

und es nicht wohl möglich war, Geld zu depenſiren; ich betrat nun die höchſten Tauren, beſtieg den Groß-Glockner, wo die großen Naturſcenen und die Gletſcher den mächtigſten Eindruck auf mich machten, wendete mich nun nach der italieniſchen Seite, über Brixen und Clauſſen, in das ſo berühmte, für den Geognoſten ganz claſſiſche Val di fassa und beſtieg die Saiſer Alpe, nahm den Rückweg über Inſpruck und Miersbach (um die Kohlengebilde der Voralpen zu unterſuchen), ging dann über München, Augsburg, Memmingen an den Bodenſee und in die Schweiz nach Zürich. Dann über die würtembergiſche rauhe Alp nach Tübingen und Stuttgart (wo ich den würdigen Bergrath Dr. Hehl kennen lernte, mit ihm auf das innigſte mich befreundete), beſuchte dann die neuen würtembergiſchen Salinen, wo mich der Director Alberti ſehr freundlich aufnahm und eilte nun über Würzburg und das Fichtelgebirge zurück. Der Hauptgewinn dieſer genußreichen Tage waren zwei Querdurchſchnitte durch die Alpenkette, deren eigenthümliche Conſtitution ich hier ſchon erkannte.

Das Jahr 1821 führte mich über Göttingen und Caſſel in das rheiniſche Schiefergebirge durch Weſtphalen, den Teutoburger Wald, nach dem Harz und dem ſächſiſchen Erzgebirge. Im Jahre 1822 unterſuchte ich Böhmen, den ganzen Bayerſchen Jura und das Fichtelgebirge; im Jahre 1823 beſchränkte ich mich auf Thüringen und Hannover; im Jahre 1824 durchzog ich wieder Bayern und die Donaugegenden.

Als ich 1825 meine Tabellen der vergleichenden Geognoſie herausgab, hatte ich mich ſchon ziemlich in Teutſchland umgeſehen, aber kaum war deren Druck vollendet, und ich hatte angefangen mir ein allgemeines Syſtem zu bilden, trieb es mich weiter, um deſſen Richtigkeit zu erforſchen. Im Jahre 1825 erreichte ich das lang erſehnte Paris, wo ich täglich mit Brogniard, Boué, Prevoſt, Elie de Beaumont und vielen andern Notabilitäten der Geognoſie zuſammen war; dann verweilte ich länger in der ſo berühmten vulkaniſchen Auvergne, beſonders bei dem bekannten Grafen Montlozier, durchwanderte dann das ſüdliche Frankreich bis Marſeille, ging durch Savoyen und die Schweiz zurück, um auch durch dieſen Theil der Alpen einen Durchſchnitt zu gewinnen.

Im Jahre 1827 nahm ich einen längern Aufenthalt in Wien, um mich an der Hand meines lieben Freundes Partſch mit den dortigen Gelehrten und Sammlungen bekannt zu machen, begab

mich dann nach Wienerisch-Neustadt, um von hier aus einen Haupt-Längen-Durchschnitt durch die Alpen zu machen, der höchst genußreich war. Ich durchzog das pittoreske Längenthal der Alpen, über Mariazell, die Windalpen, Hiflau und Admont und kam so nach Wolfsberg in Steiermark, wo ich mich mit dem eifrigen Franz Edler von Rosthorn bald sehr befreundete, ging von hier aus über Salzburg, München und Stuttgart zurück. Das Jahr 1828 führte mich schon wieder nach Steiermark, dann in die südlichen Kalk-Alpen und nach Wien. Im Jahre 1829 machte ich wieder einen Haupt-Quer-Durchschnitt durch die Alpen, ging durch Baiern, die Schweiz, über den Bernhard und Splügen nach Ober-Italien, bis zu dem pittoresken Genua, hielt mich in Mailand und Vicenza längere Zeit auf, in welchem letztern Orte der alte Graf Mazara und der emsige Prof. Catullo mich besonders freundlich aufnahmen; nun ging es nach Venedig, das bei dem Beschauer den eigenthümlichsten Eindruck macht, dann durch Kärnthen und Steiermark wieder nach Wien, von wo ich mit A. Boué durch Ungarn nach Gallizien in das hohe Tatra-Gebirge reiste, dann über Krakau und durch Oberschlesien zurückkehrte, wo ich die dasigen Erzlagerstätten näher untersuchte.

Im Jahre 1830 wurden die Schweizerischen und Savoyschen Alpen auf neuen Wegen durchforscht; dann beschränkte ich mich im Jahre 1832 auf Westphalen, im Jahre 1833 auf Mecklenburg, im Jahre 1834 auf Schlesien und Böhmen, aber das Jahr 1835 führte mich wieder in die Tyroler und Schweizer Alpen, das Jahr 1836 nach Neufchatel, wo der liebenswürdige Agassiz eben die Zwischenglieder zwischen der Jura- und Kreideformation entdeckt hatte, die er bald unter dem Namen Neocomien beschrieb; im Jahre 1837 und 1838 machte ich nur beschränkte Wanderungen durch Böhmen, aber das Jahr 1839 rief mich zum letzten Male in die Alpen, ich sah hier Bad Gastein wieder, welches schon eine ganz andere, mehr moderne Gestalt angenommen hatte und bald nach unserer Abreise sollten auch die letzten Spuren der alten Straubinger Hütte rasirt werden; ich wendete mich von hier nach dem lebendigen Triest, das ich noch nicht gesehen hatte, dessen Umgebungen dem Geognosten von hohem Interesse sind und ging nach Wien, um Abschied von dieser schönen Stadt und seinen freundlichen Einwohnern zu nehmen; das Treiben in den großen Metropolen sagte mir nicht mehr zu, ich fand es gemüthlicher in dem ruhigen Töplitz. Ich fühlte

jetzt, wie das Reisen, so hohe Genüsse es auch gewährt, dem alten Körper nicht mehr so zusagt, wie dem jungen, kräftigen; wie das Alter die gewohnten Bequemlichkeiten nicht gern entbehrt; und seit der Zeit hat die Reiselust ganz aufgehört, das bequeme Leben in einem nicht sehr entfernten Bade spricht mehr an, das reizende Ilmenau mit seinen gemüthlichen Einwohnern hat mich die letzten Jahre gefesselt.

Die mir angeborne Neigung, möglichst das Generelle ins Auge zu fassen, ohne das Specielle zu vernachlässigen, trieb mich an, einen klaren Ueberblick zu gewinnen über die Geognosie des gesammten teutschen Vaterlandes, eine genaue, aus einem Gusse geformte Beschreibung desselben zu liefern, deren erste und wichtigste Grundlage die Anfertigung geognostischer General- und Specialcharten sein mußte; deßhalb unternahm ich meine Reisen und schrieb mächtige Collectaneen zusammen, die größtentheils unausgeführt und unbenutzt blieben, wie es ja bei so vielen menschlichen Arbeiten der Fall ist. Nur über das nördliche Teutschland ist eine solche Beschreibung gedruckt, wie sie über das ganze Land erfolgen sollte.

Der Gedanke, nach welchem sich die generellsten und speciellsten geognostischen Charten und Beschreibungen auf einander beziehen sollten, war in der Zeit, wo ich ihn zu hegen begann, ein wirklich colossaler, weil es fast noch gar keine Vorarbeiten gab, nur Einzelnes bekannt war. Der Bergmeister Gläser hatte 1775 die erste, aber nicht illuminirte geognostische — eigentlich petrographische — Charte von dem kleinen Fürstenthum Henneberg geliefert; Charpentier gab 1778 eine solche aber illuminirte vom Churfürstenthum Sachsen; Lasius 1789 vom Harz; v. Flurt 1792 von Alt-Bayern; Ebel 1808 von der Schweiz; diese, nach ganz verschiedenen Principien, von sehr auseinander gelegenen Localitäten entworfenen Charten bildeten anfangs fast die einzigen sehr geringen Hülfsmittel, welche die Litteratur darbot, alles Andere mußte ich erfinden und zusammentragen, hatte daher ein übergroßes Feld vor mir. Später freilich vermehrten sich fast mit jedem Jahre die Hülfsmittel.

Wollte ich eine solche theils generelle, theils ganz specielle Beschreibung von Teutschland, begleitet von einer sehr großen Anzahl genereller und specieller Charten zur Ausführung bringen, so

konnte

konnte dieses am zweckmäßigsten nur durch eine Zeitschrift ausgeführt werden in der auch Platz zu erläuternden geologischen und paläontologischen Abhandlungen war, aber nothwendig mußte hierzu eine Buchhandlung gewonnen werden, die über einen großen Schatz von anwendbaren Charten disponiren konnte, denn diese selbst stechen zu lassen, wäre nicht ausführbar gewesen. Das Industrie-Comptoir in Weimar, hierzu am geeignetsten, übernahm auch den Verlag und es sollten mit jedem Hefte Text erst generelle Uebersichts-Charten und Durchschnitte, dann generelle Charten der einzelnen Länder erfolgen, hierauf sollte allmählig die große, ganz specielle Charte von Teutschland in 220 Blättern geognostisch illuminirt folgen, an deren Illumination ich fortwährend gearbeitet habe, die, bei der Wohlfeilheit der einzelnen Blätter das Gute hatte, daß mit Leichtigkeit einzelne fehlerhafte Charten durch andere ersetzt werden konnten; so würde ein geognostischer Atlas von Teutschland gewonnen sein, wie ihn kein anderes Land auch in jetziger Zeit besitzt.

Ich ging nun rasch ans Werk, erweiterte aber bald den Plan noch etwas mehr, da ich ein Centrum zu bilden wünschte für die ganze geognostisch-geologische Literatur des In- und Auslandes, mit ausführlichen Recensionen (wie ich sie bisher für die Hallesche Literatur-Zeitung und die Berliner Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik geliefert hatte) und verband daher mit meiner Zeitschrift auch eine Zeitung für Geognosie und Geologie. Wenn diese Zeitung auch nicht allzulange bestand, so hat sie vielleicht doch das Verdienst, daß sie auf die, seit alter Zeit bestehende v. Leonhard'sche Zeitschrift einwirkte, die allmählig so vortrefflich redigirt wurde, wie es in der neueren Zeit der Fall ist.

Beinahe zehn Jahre bestand meine Zeitschrift, die fast nur von meiner Feder erhalten wurde, wenige Aufsätze von fremder Hand brachte und die einen recht bedeutenden Kreis von Lesern hatte, aber im Jahre 1830 wurde sie von der Buchhandlung aus mir unbekannten Gründen aufgegeben, und ich war zu alt, um ihr neues Leben einzuhauchen.

Im Jahre 1820 hatte ich meine geognostische Uebersichts-Charte von ganz Teutschland ausgeführt, alle Schwierigkeiten überwunden und sie wurde 1821 publicirt; sie war die erste, blieb lange die einzige und bei allen Mängeln lieferte sie doch eine brauchbare Uebersicht. Da es unendlich schwerer ist, etwas ganz

Neues herzustellen, als etwas Vorhandenes zu verbessern, so sehe ich noch heute jene alte Arbeit mit Befriedigung an, glaube seiner Zeit etwas Gutes und Brauchbares geliefert zu haben.

Im Jahre 1821 erschien der erste Band meiner Zeitschrift unter dem Titel:

Teutschland geognostisch-geologisch dargestellt, mit Charten und Durchschnitts-Zeichnungen, welche einen geognostischen Atlas bilden, von Ch. Keferstein. Weimar 1821;

er war Göthe gewidmet, welcher lebhaften Antheil an dem Unternehmen aussprach, führte das Motto: „der Anfang ist in allen Sachen schwer, bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge." Er enthielt eine Uebersicht der allgemeinen geognostischen Verhältnisse von Teutschland Pg. 1—252; b. Reisebemerkungen über Tyrol und einige angrenzende Gegenden, mit Beilagen Pg. 253—442; und von dem geognostischen Atlas 6 Tafeln, nämlich: 1) die geognostische Uebersichts-Charte von ganz Teutschland, 2) die geognostische Charte von Tyrol und Vorarlberg, 3) eine solche vom Königreich Baiern und 4—6) ideale Durchschnitte durch Teutschland und Tyrol.

Der zweite Band v. J. 1822 enthält: a. geognostisch-geologische Beschreibung der heißen und warmen Quellen in Teutschland, Pg. 1—60; b. geognostisch-geologische Untersuchungen über das Steinsalz, die Salzquellen und die Salzbildung im Allgemeinen, Pg. 131—236 und 275—511, außerdem mehrere kleinere Aufsätze; von dem geognostischen Atlas, Tafel 7—11, nämlich: die geognostische Charte 1) von der Schweiz, 2) von Würtemberg und Baden, 3) vom Königreiche Hannover, 4) von den Preußischen Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein, dem Großherzogthume und dem Churfürstenthume Hessen.

Der dritte Band v. J. 1824 enthält: a. eine Abhandlung über das Vorkommen des tertiären Grobkalkes in Teutschland, Pg. 1—42; b. Fortsetzung der Untersuchung über die Salzquellen, Pg. 24—249, mit angehängten allgemeinen Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse in Würtemberg und Baden; c. geognostische Beschreibung der Gegend von Halberstadt, Quedlinburg, Helmstädt ꝛc., Pg. 249—382 und eine Reihe kleinerer Aufsätze Pg. 383—612; von dem geognostischen Atlas erfolgte Taf. 12 und 13, geognostische Charte von Sachsen und von Schlesien.

Der vierte Band v. J. 1826 enthält: a. geognostisch-geologische Untersuchungen über den Torf und andere sich jetzt bildende Straten, Pg. 1—28; b. Versuch einer kreisförmigen Reihung der chemischen Elemente, als Basis eines Mineralsystems (nach welchem meine Sammlung geordnet ist, und welches schon meinem mineralogischen Taschenbuche v. J. 1820 zu Grunde gelegt war), Pg. 351—379, und mehrere kleinere Aufsätze; statt der geognostischen Charten wurden mehrere Tafeln mit Abbildungen von Petrefacten beigelegt.

Der fünfte Band v. J. 1827 enthält als Schluß der Untersuchung über die warmen und salzigen Quellen: Versuch einer neuen Theorie der Quellen überhaupt, Pg. 1—184; b. als Anfang der von Hause aus intentirten speciellen Beschreibung von Teutschland: mineralogisch-statistisch-geographische Beschreibung von Teutschland und zwar: Darstellung der großen nordteutschen Ebene, Pg. 186—423; c. Beobachtungen und Ansichten über die geognostischen Verhältnisse der nördlichen Kalkalpen-Kette in Oestreich und Baiern, gesammelt auf einer Reise im Sommer 1827, Pg. 425—592.

Der sechste Band v. J. 1828—1829 enthält: a. Fortsetzung der mineralogisch-statistisch-geographischen Beschreibung von Teutschland, und zwar: den Bezirken Magdeburg, Merseburg, der anhaltischen wie der mecklenburgischen Lande, dem Gebiete von Hamburg, Bremen, Lübeck, Helgoland, Oldenburg, Pg. 1—92, und des Harzgebirges, Pg. 328—576; b. Bemerkungen, gesammelt auf einer geognostischen Reise im Sommer 1828, besonders über die Alpen in Steiermark, Krain und Illyrien, Pg. 125—322; auch mehrere kleinere Aufsätze, und in dem geognostischen Atlas die Tafeln 14—16, die Charten von Würtemberg, von Baden und von Hannover (neu revidirt).

Der siebente Band v. J. 1831 enthält: a. geognostische Bemerkungen über den Bau der Alpen, Apenninen, Karpathen und die oberschlesischen Gegenden, gesammelt 1829 und 1830, Pg. 1—267 und mehrere kleinere Abhandlungen.

Neben und mit dieser Zeitschrift erschien:

Zeitung für Geognosie, Geologie und innere Naturgeschichte der Erde

und zwar Stück 1 und 2 vom Jahre 1826; Stück 3 und 4 v. J. 1827; Stück 5, 6 und 7 v. J. 1828; Stück 8 und 9 v. J. 1829; Stück 10 und 11 v. J. 1831. Sie war vorzugsweise literarischen

Inhaltes, lieferte aber außer Recenſionen, Anzeigen ꝛc., auch ausführlichere Abhandlungen, wie: Verſuch einer kurzen Schilderung des jetzigen Standpunktes der Geognoſie, Stück 1 Pg. 1—73; Verzeichniß der Mineralien-Sammlungen in Teutſchland, Stück 2 Pg. 107—183; Verzeichniß der Univerſitäten, Academien und naturforſchenden Geſellſchaften auf dem Erdenrund, Stück 2 Pg. 107—183; Verzeichniß aller Vulkane und ihrer bekannten Ausbrüche, wie aller Erdbeben, Stück 3 Pg. 261—347; Verzeichniß aller heißen Quellen und der kohlenſauren Quellen, Stück 4 Pg. 1—61; Verzeichniß der übrigen Mineralquellen, Stück 6 Pg. 1—29; Verzeichniß der Mineralienſammlungen in Schweden und Italien, Pg. 29—37; chronologiſche Ueberſicht der Geburts- und Sterbejahre derjenigen Naturforſcher, welche auf die Ausbildung der Mineralogie eingewirkt haben, unter Beifügung der wichtigſten Entdeckungen ꝛc., Stück 7 Pg. 1—83; alphabetiſches Verzeichniß der foſſilen Conchylien und Echiniden-Gattungen und Arten, Stück 8 und 9. Gewiß findet man hier eine Menge Nachweiſungen und Notizen, die auch noch für ſpätere Generationen einen brauchbaren Anhalt geben.

Meine geognoſtiſch-geologiſchen Ideen, die von den herrſchenden in weſentlichen Punkten abweichen, waren in dieſen Schriften niedergelegt oder angedeutet, es fehlte ihnen aber eine überſichtliche, ſtreng ſyſtematiſche Form, wie ſie in einem Hand- und Lehrbuche auftritt. Ein ſolches, wohlgegliedertes ſyſtematiſches Ganzes lieferte ich in meiner:

Naturgeſchichte des Erdkörpers in ihren erſten Grundzügen dargeſtellt. Leipzig 1834.

Der erſte Theil enthält: I. die Phyſiologie der Erde, dieſe handelt: a) über das Weſen der materiellen Grundſtoffe, ihre Bildung, den morphologiſchen und chemiſchen Prozeß; b) über die inneren Bewegungen der materiellen Stoffe; c. über die Erſcheinungen, die aus den gegenſeitigen Verhältniſſen entſpringen, in denen die Erde mit andern Himmelskörpern ſteht; d. über die Function des Athmungs- und damit in Connex ſtehenden Quellen-Bildungsprozeſſes der Erde; e) die Functionen des Entwickelungs- und Evolutionsprozeſſes der Erde und f) über die Organismen und ihr Verhältniß zur Erde. II. Die Geognoſie, dieſe betrachtet: a) Reihe der neptuniſch geſchichteten Formationen, wo die Abwechſelung von Meer- und Landformationen hervorgehoben wird; wo die engliſche Formationsreihe auf eigenthümliche Art mit der deut-

schen parallelisirt ist, und wo die alpinischen Flötzgebilde als eigne Gruppe dargestellt werden, die nicht den teutschen Formationen gleichstehet; b) Reihe der vulkanisch-plutonischen oder kristallinisch-ungeschichteten Gebilde, nach ihren mineralogischen, geologischen und geognostischen Verhältnissen, welche letztere die Zeitperiode andeuten, in welcher diese plutonischen Massen zu Tage traten. III. Die Geologie; diese legt dar: a) die Cosmologie oder Entstehung der Erde; b) die Entwickelungsgeschichte der Erde in der antegeognostischen Zeit und in den zehn geognostischen Perioden; c) die Sündfluth oder die Erdrevolution, die unmittelbar vor dem Beginne der jetzigen geschichtlichen Epoche stattgefunden haben wird; d. die Ursachen, durch welche die Wanderung der Meere bedingt wird; e) von den Ursachen der vulkanischen Erscheinungen und Erdbeben. IV. Die Paläontologie, wo das ganze organische Reich der Vorwelt übersichtlich dargelegt ist, alle bekannt gewordenen Gattungen und Arten der fossilen Thiere und Pflanzen aufgeführt sind, eine Zusammenstellung, wie sie in der Literatur noch nirgends gegeben war, die in jener Zeit unendlich schwierig war, einen großen Aufwand von Zeit und Mühe veranlaßte.

An diese Naturgeschichte des Erdkörpers schließt sich nun meine

Geschichte und Literatur der Geognosie, Halle 1840, die darzulegen sucht, wie das jetzo Bekannte allmählig entstand und sich entwickelte, aus wie verschiedenen Gesichtspunkten das Thatsächliche theoretisch beleuchtet, was überhaupt für die Geognosie bisher geleistet war. In Hinsicht der Literatur werden nicht allein die größeren einflußreichen Werke berücksichtigt, sondern auch alle Localbeschreibungen, alle dahin einschlagenden einzelnen Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften bei den concernirenden Localitäten aufgezählt, das Wesentlichste ihres Inhaltes ist meist berichtet. Wie der Gegenstand behandelt wurde, lehrt die nachstehende Uebersicht des Inhaltes. I. Spuren der Geognosie in der Zeit bis zu Anfange des 17. Jahrh. II. Die Leistungen für die Geognosie im Laufe des 17. Jahrh. III. Die Geognosie im Laufe des 18. Jahrh. und zwar: a) die systematische Geognosie in der ersten Hälfte und b) in der zweiten Hälfte dieses Zeitraumes, sowohl im Allgemeinen, als in Frankreich, Italien, England, Skandinavien, Teutschland, den alpinischen Landen und ferner über die wichtigsten Momente der Geologie in dieser Zeit, und Darlegung der Orographien in

und es nicht wohl möglich war, Geld zu depenſiren; ich betrat nun die höchſten Tauren, beſtieg den Groß-Glockner, wo die großen Naturſcenen und die Gletſcher den mächtigſten Eindruck auf mich machten, wendete mich nun nach der italieniſchen Seite, über Brixen und Clauſſen, in das ſo berühmte, für den Geognoſten ganz claſſiſche Val di fassa und beſtieg die Saiſer Alpe, nahm den Rückweg über Inſpruck und Miersbach (um die Kohlengebilde der Voralpen zu unterſuchen), ging dann über München, Augsburg, Memmingen an den Bodenſee und in die Schweiz nach Zürich. Dann über die würtembergiſche rauhe Alp nach Tübingen und Stuttgart (wo ich den würdigen Bergrath Dr. Hehl kennen lernte, mit ihm auf das innigſte mich befreundete), beſuchte dann die neuen würtembergiſchen Salinen, wo mich der Director Alberti ſehr freundlich aufnahm und eilte nun über Würzburg und das Fichtelgebirge zurück. Der Hauptgewinn dieſer genußreichen Tage waren zwei Querdurchſchnitte durch die Alpenkette, deren eigenthümliche Conſtitution ich hier ſchon erkannte.

Das Jahr 1821 führte mich über Göttingen und Caſſel in das rheiniſche Schiefergebirge durch Weſtphalen, den Teutoburger Wald, nach dem Harz und dem ſächſiſchen Erzgebirge. Im Jahre 1822 unterſuchte ich Böhmen, den ganzen Bayerſchen Jura und das Fichtelgebirge; im Jahre 1823 beſchränkte ich mich auf Thüringen und Hannover; im Jahre 1824 durchzog ich wieder Bayern und die Donaugegenden.

Als ich 1825 meine Tabellen der vergleichenden Geognoſie herausgab, hatte ich mich ſchon ziemlich in Teutſchland umgeſehen, aber kaum war deren Druck vollendet, und ich hatte angefangen mir ein allgemeines Syſtem zu bilden, trieb es mich weiter, um deſſen Richtigkeit zu erforſchen. Im Jahre 1825 erreichte ich das lang erſehnte Paris, wo ich täglich mit Brogniard, Boué, Prevoſt, Elie de Beaumont und vielen andern Notabilitäten der Geognoſie zuſammen war; dann verweilte ich länger in der ſo berühmten vulkaniſchen Auvergne, beſonders bei dem bekannten Grafen Montlozier, durchwanderte dann das ſüdliche Frankreich bis Marſeille, ging durch Savoyen und die Schweiz zurück, um auch durch dieſen Theil der Alpen einen Durchſchnitt zu gewinnen.

Im Jahre 1827 nahm ich einen längern Aufenthalt in Wien, um mich an der Hand meines lieben Freundes Partſch mit den dortigen Gelehrten und Sammlungen bekannt zu machen, begab

mich dann nach Wieneriſch-Neuſtadt, um von hier aus einen Haupt-Längen-Durchſchnitt durch die Alpen zu machen, der höchſt genußreich war. Ich durchzog das pittoreske Längenthal der Alpen, über Mariazell, die Windalpen, Hiflau und Admont und kam ſo nach Wolfsberg in Steiermark, wo ich mich mit dem eifrigen Franz Edler von Roſthorn bald ſehr befreundete, ging von hier aus über Salzburg, München und Stuttgart zurück. Das Jahr 1828 führte mich ſchon wieder nach Steiermark, dann in die ſüdlichen Kalk-Alpen und nach Wien. Im Jahre 1829 machte ich wieder einen Haupt-Quer-Durchſchnitt durch die Alpen, ging durch Baiern, die Schweiz, über den Bernhard und Splügen nach Ober-Italien, bis zu dem pittoresken Genua, hielt mich in Mailand und Vicenza längere Zeit auf, in welchem letztern Orte der alte Graf Mazara und der emſige Prof. Catullo mich beſonders freundlich aufnahmen; nun ging es nach Venedig, das bei dem Beſchauer den eigenthümlichſten Eindruck macht, dann durch Kärnthen und Steiermark wieder nach Wien, von wo ich mit A. Boué durch Ungarn nach Gallizien in das hohe Tatra-Gebirge reiſte, dann über Krakau und durch Oberſchleſien zurückkehrte, wo ich die daſigen Erzlagerſtätten näher unterſuchte.

Im Jahre 1830 wurden die Schweizeriſchen und Savoyſchen Alpen auf neuen Wegen durchforſcht; dann beſchränkte ich mich im Jahre 1832 auf Weſtphalen, im Jahre 1833 auf Mecklenburg, im Jahre 1834 auf Schleſien und Böhmen, aber das Jahr 1835 führte mich wieder in die Tyroler und Schweizer Alpen, das Jahr 1836 nach Neufchatel, wo der liebenswürdige Agaſſiz eben die Zwiſchenglieder zwiſchen der Jura- und Kreideformation entdeckt hatte, die er bald unter dem Namen Neocomien beſchrieb; im Jahre 1837 und 1838 machte ich nur beſchränkte Wanderungen durch Böhmen, aber das Jahr 1839 rief mich zum letzten Male in die Alpen, ich ſah hier Bad Gaſtein wieder, welches ſchon eine ganz andere, mehr moderne Geſtalt angenommen hatte und bald nach unſerer Abreiſe ſollten auch die letzten Spuren der alten Straubinger Hütte raſirt werden; ich wendete mich von hier nach dem lebendigen Trieſt, das ich noch nicht geſehen hatte, deſſen Umgebungen dem Geognoſten von hohem Intereſſe ſind und ging nach Wien, um Abſchied von dieſer ſchönen Stadt und ſeinen freundlichen Einwohnern zu nehmen; das Treiben in den großen Metropolen ſagte mir nicht mehr zu, ich fand es gemüthlicher in dem ruhigen Töplitz. Ich fühlte

jetzt, wie das Reiſen, ſo hohe Genüſſe es auch gewährt, dem alten Körper nicht mehr ſo zuſagt, wie dem jungen, kräftigen; wie das Alter die gewohnten Bequemlichkeiten nicht gern entbehrt; und ſeit der Zeit hat die Reiſeluſt ganz aufgehört, das bequeme Leben in einem nicht ſehr entfernten Bade ſpricht mehr an, das reizende Ilmenau mit ſeinen gemüthlichen Einwohnern hat mich die letzten Jahre gefeſſelt.

Die mir angeborne Neigung, möglichſt das Generelle ins Auge zu faſſen, ohne das Specielle zu vernachläſſigen, trieb mich an, einen klaren Ueberblick zu gewinnen über die Geognoſie des geſammten teutſchen Vaterlandes, eine genaue, aus einem Guſſe geformte Beſchreibung deſſelben zu liefern, deren erſte und wichtigſte Grundlage die Anfertigung geognoſtiſcher General- und Specialcharten ſein mußte; deßhalb unternahm ich meine Reiſen und ſchrieb mächtige Collectaneen zuſammen, die größtentheils unausgeführt und unbenutzt blieben, wie es ja bei ſo vielen menſchlichen Arbeiten der Fall iſt. Nur über das nördliche Teutſchland iſt eine ſolche Beſchreibung gedruckt, wie ſie über das ganze Land erfolgen ſollte.

Der Gedanke, nach welchem ſich die generellſten und ſpeciellſten geognoſtiſchen Charten und Beſchreibungen auf einander beziehen ſollten, war in der Zeit, wo ich ihn zu hegen begann, ein wirklich coloſſaler, weil es faſt noch gar keine Vorarbeiten gab, nur Einzelnes bekannt war. Der Bergmeiſter Gläſer hatte 1775 die erſte, aber nicht illuminirte geognoſtiſche — eigentlich petrographiſche — Charte von dem kleinen Fürſtenthum Henneberg geliefert; Charpentier gab 1778 eine ſolche aber illuminirte vom Churfürſtenthum Sachſen; Laſius 1789 vom Harz; v. Flurt 1792 von Alt-Bayern; Ebel 1808 von der Schweiz; dieſe, nach ganz verſchiedenen Principien, von ſehr auseinander gelegenen Localitäten entworfenen Charten bildeten anfangs faſt die einzigen ſehr geringen Hülfsmittel, welche die Litteratur darbot, alles Andere mußte ich erfinden und zuſammentragen, hatte daher ein übergroßes Feld vor mir. Später freilich vermehrten ſich faſt mit jedem Jahre die Hülfsmittel.

Wollte ich eine ſolche theils generelle, theils ganz ſpecielle Beſchreibung von Teutſchland, begleitet von einer ſehr großen Anzahl genereller und ſpecieller Charten zur Ausführung bringen, ſo konnte

konnte dieſes am zweckmäßigſten nur durch eine Zeitſchrift ausgeführt werden in der auch Platz zu erläuternden geologiſchen und paläontologiſchen Abhandlungen war, aber nothwendig mußte hierzu eine Buchhandlung gewonnen werden, die über einen großen Schatz von anwendbaren Charten disponiren konnte, denn dieſe ſelbſt ſtechen zu laſſen, wäre nicht ausführbar geweſen. Das Induſtrie-Comptoir in Weimar, hierzu am geeignetſten, übernahm auch den Verlag und es ſollten mit jedem Hefte Text erſt generelle Ueberſichts-Charten und Durchſchnitte, dann generelle Charten der einzelnen Länder erfolgen, hierauf ſollte allmählig die große, ganz ſpecielle Charte von Teutſchland in 220 Blättern geognoſtiſch illuminirt folgen, an deren Illumination ich fortwährend gearbeitet habe, die, bei der Wohlfeilheit der einzelnen Blätter das Gute hatte, daß mit Leichtigkeit einzelne fehlerhafte Charten durch andere erſetzt werden konnten; ſo würde ein geognoſtiſcher Atlas von Teutſchland gewonnen ſein, wie ihn kein anderes Land auch in jetziger Zeit beſitzt.

Ich ging nun raſch ans Werk, erweiterte aber bald den Plan noch etwas mehr, da ich ein Centrum zu bilden wünſchte für die ganze geognoſtiſch-geologiſche Literatur des In- und Auslandes, mit ausführlichen Recenſionen (wie ich ſie bisher für die Halleſche Literatur-Zeitung und die Berliner Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik geliefert hatte) und verband daher mit meiner Zeitſchrift auch eine Zeitung für Geognoſie und Geologie. Wenn dieſe Zeitung auch nicht allzulange beſtand, ſo hat ſie vielleicht doch das Verdienſt, daß ſie auf die, ſeit alter Zeit beſtehende v. Leonhard'ſche Zeitſchrift einwirkte, die allmählig ſo vortrefflich redigirt wurde, wie es in der neueren Zeit der Fall iſt.

Beinahe zehn Jahre beſtand meine Zeitſchrift, die faſt nur von meiner Feder erhalten wurde, wenige Aufſätze von fremder Hand brachte und die einen recht bedeutenden Kreis von Leſern hatte, aber im Jahre 1830 wurde ſie von der Buchhandlung aus mir unbekannten Gründen aufgegeben, und ich war zu alt, um ihr neues Leben einzuhauchen.

Im Jahre 1820 hatte ich meine geognoſtiſche Ueberſichts-Charte von ganz Teutſchland ausgeführt, alle Schwierigkeiten überwunden und ſie wurde 1821 publicirt; ſie war die erſte, blieb lange die einzige und bei allen Mängeln lieferte ſie doch eine brauchbare Ueberſicht. Da es unendlich ſchwerer iſt, etwas ganz

Neues herzustellen, als etwas Vorhandenes zu verbessern, so sehe ich noch heute jene alte Arbeit mit Befriedigung an, glaube seiner Zeit etwas Gutes und Brauchbares geliefert zu haben.

Im Jahre 1821 erschien der erste Band meiner Zeitschrift unter dem Titel:

Teutschland geognostisch-geologisch dargestellt, mit Charten und Durchschnitts-Zeichnungen, welche einen geognostischen Atlas bilden, von Ch. Keferstein. Weimar 1821;

er war Göthe gewidmet, welcher lebhaften Antheil an dem Unternehmen aussprach, führte das Motto: „der Anfang ist in allen Sachen schwer, bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge." Er enthielt eine Uebersicht der allgemeinen geognostischen Verhältnisse von Teutschland Pg. 1—252; b. Reisebemerkungen über Tyrol und einige angrenzende Gegenden, mit Beilagen Pg. 253—442; und von dem geognostischen Atlas 6 Tafeln, nämlich: 1) die geognostische Uebersichts-Charte von ganz Teutschland, 2) die geognostische Charte von Tyrol und Vorarlberg, 3) eine solche vom Königreich Baiern und 4—6) ideale Durchschnitte durch Teutschland und Tyrol.

Der zweite Band v. J. 1822 enthält: a. geognostisch-geologische Beschreibung der heißen und warmen Quellen in Teutschland, Pg. 1—60; b. geognostisch-geologische Untersuchungen über das Steinsalz, die Salzquellen und die Salzbildung im Allgemeinen, Pg. 131—236 und 275—511, außerdem mehrere kleinere Aufsätze; von dem geognostischen Atlas, Tafel 7—11, nämlich: die geognostische Charte 1) von der Schweiz, 2) von Würtemberg und Baden, 3) vom Königreiche Hannover, 4) von den Preußischen Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein, dem Großherzogthume und dem Churfürstenthume Hessen.

Der dritte Band v. J. 1824 enthält: a. eine Abhandlung über das Vorkommen des tertiären Grobkalkes in Teutschland, Pg. 1—42; b. Fortsetzung der Untersuchung über die Salzquellen, Pg. 24—249, mit angehängten allgemeinen Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse in Würtemberg und Baden; c. geognostische Beschreibung der Gegend von Halberstadt, Quedlinburg, Helmstädt ꝛc., Pg. 249—382 und eine Reihe kleinerer Aufsätze Pg. 383—612; von dem geognostischen Atlas erfolgte Taf. 12 und 13, geognostische Charte von Sachsen und von Schlesien.

Der vierte Band v. J. 1826 enthält: a. geognoſtiſch-geologiſche Unterſuchungen über den Torf und andere ſich jetzt bildende Straten, Pg. 1—28; b. Verſuch einer kreisförmigen Reihung der chemiſchen Elemente, als Baſis eines Mineralſyſtems (nach welchem meine Sammlung geordnet iſt, und welches ſchon meinem mineralogiſchen Taſchenbuche v. J. 1820 zu Grunde gelegt war), Pg. 351—379, und mehrere kleinere Aufſätze; ſtatt der geognoſtiſchen Charten wurden mehrere Tafeln mit Abbildungen von Petrefacten beigelegt.

Der fünfte Band v. J. 1827 enthält als Schluß der Unterſuchung über die warmen und ſalzigen Quellen: Verſuch einer neuen Theorie der Quellen überhaupt, Pg. 1—184; b. als Anfang der von Hauſe aus intentirten ſpeciellen Beſchreibung von Teutſchland: mineralogiſch-ſtatiſtiſch-geographiſche Beſchreibung von Teutſchland und zwar: Darſtellung der großen nordteutſchen Ebene, Pg. 186—423; c. Beobachtungen und Anſichten über die geognoſtiſchen Verhältniſſe der nördlichen Kalkalpen-Kette in Oeſtreich und Baiern, geſammelt auf einer Reiſe im Sommer 1827, Pg. 425—592.

Der ſechste Band v. J. 1828—1829 enthält: a. Fortſetzung der mineralogiſch-ſtatiſtiſch-geographiſchen Beſchreibung von Teutſchland, und zwar: den Bezirken Magdeburg, Merſeburg, der anhaltiſchen wie der mecklenburgiſchen Lande, dem Gebiete von Hamburg, Bremen, Lübeck, Helgoland, Oldenburg, Pg. 1—92, und des Harzgebirges, Pg. 328—576; b. Bemerkungen, geſammelt auf einer geognoſtiſchen Reiſe im Sommer 1828, beſonders über die Alpen in Steiermark, Krain und Illyrien, Pg. 125—322; auch mehrere kleinere Aufſätze, und in dem geognoſtiſchen Atlas die Tafeln 14—16, die Charten von Würtemberg, von Baden und von Hannover (neu revidirt).

Der ſiebente Band v. J. 1831 enthält: a. geognoſtiſche Bemerkungen über den Bau der Alpen, Apenninen, Karpathen und die oberſchleſiſchen Gegenden, geſammelt 1829 und 1830, Pg. 1—267 und mehrere kleinere Abhandlungen.

Neben und mit dieſer Zeitſchrift erſchien:

Zeitung für Geognoſie, Geologie und innere Naturgeſchichte der Erde

und zwar Stück 1 und 2 vom Jahre 1826; Stück 3 und 4 v. J. 1827; Stück 5, 6 und 7 v. J. 1828; Stück 8 und 9 v. J. 1829; Stück 10 und 11 v. J. 1831. Sie war vorzugsweiſe literariſchen

Inhaltes, lieferte aber außer Recenſionen, Anzeigen ꝛc., auch ausführlichere Abhandlungen, wie: Verſuch einer kurzen Schilderung des jetzigen Standpunktes der Geognoſie, Stück 1 Pg. 1—73; Verzeichniß der Mineralien-Sammlungen in Teutſchland, Stück 2 Pg. 107—183; Verzeichniß der Univerſitäten, Academien und naturforſchenden Geſellſchaften auf dem Erdenrund, Stück 2 Pg. 107—183; Verzeichniß aller Vulkane und ihrer bekannten Ausbrüche, wie aller Erdbeben, Stück 3 Pg. 261—347; Verzeichniß aller heißen Quellen und der kohlenſauren Quellen, Stück 4 Pg. 1—61; Verzeichniß der übrigen Mineralquellen, Stück 6 Pg. 1—29; Verzeichniß der Mineralienſammlungen in Schweden und Italien, Pg. 29—37; chronologiſche Ueberſicht der Geburts- und Sterbejahre derjenigen Naturforſcher, welche auf die Ausbildung der Mineralogie eingewirkt haben, unter Beifügung der wichtigſten Entdeckungen ꝛc., Stück 7 Pg. 1—83; alphabetiſches Verzeichniß der foſſilen Conchylien und Echiniden-Gattungen und Arten, Stück 8 und 9. Gewiß findet man hier eine Menge Nachweiſungen und Notizen, die auch noch für ſpätere Generationen einen brauchbaren Anhalt geben.

Meine geognoſtiſch-geologiſchen Ideen, die von den herrſchenden in weſentlichen Punkten abweichen, waren in dieſen Schriften niedergelegt oder angedeutet, es fehlte ihnen aber eine überſichtliche, ſtreng ſyſtematiſche Form, wie ſie in einem Hand- und Lehrbuche auftritt. Ein ſolches, wohlgegliedertes ſyſtematiſches Ganzes lieferte ich in meiner:

Naturgeſchichte des Erdkörpers in ihren erſten Grundzügen dargeſtellt. Leipzig 1834.

Der erſte Theil enthält: I. die Phyſiologie der Erde, dieſe handelt: a) über das Weſen der materiellen Grundſtoffe, ihre Bildung, den morphologiſchen und chemiſchen Prozeß; b) über die inneren Bewegungen der materiellen Stoffe; c. über die Erſcheinungen, die aus den gegenſeitigen Verhältniſſen entſpringen, in denen die Erde mit andern Himmelskörpern ſteht; d. über die Function des Athmungs- und damit in Connex ſtehenden Quellen-Bildungsprozeſſes der Erde; e) die Functionen des Entwickelungs- und Evolutionsprozeſſes der Erde und f) über die Organismen und ihr Verhältniß zur Erde. II. Die Geognoſie, dieſe betrachtet: a) Reihe der neptuniſch geſchichteten Formationen, wo die Abwechſelung von Meer- und Landformationen hervorgehoben wird; wo die engliſche Formationsreihe auf eigenthümliche Art mit der deut-

Wenn man ſolche Uebergänge an ſo ſehr vielen Punkten beobachtet, ſo dürfte eine Berechtigung vorliegen, ſolche überall anzunehmen, und daher ſehe ich alle ungeſchichteten, maſſigen, mehr oder weniger kriſtalliniſchen Geſteine, die oft auch einen pyrotypiſchen Character tragen, als metamorphoſirte Geſteine an, als Producte von amorphiſchen geſchichteten Flötzſtraten, hervorgegangen aus einem Umbildungs- oder mehr oder weniger vollkommnen Kriſtalliſations-Prozeſſe, der in allen Epochen der Erde mehr oder weniger intenſiv wirkte, auch jetzo gar nicht erſtorben ſein mag, doch in gewiſſen Epochen der Erde mit beſonderer Energie hervortrat, beſonders in der Zeit, mit welcher unſere jetzige Periode beginnt, wo eine mächtige Revolution ſtatthatte, die wir als Sündfluth bezeichnen, wo alle unſere Baſalte zu Tage traten.

In ſo fern nun nach der jetzo herrſchenden vulkaniſchen Theorie, alle dieſe kriſtalliniſchen Geſteine, vom Granit bis zur Lava, als Emanationen eines feurig flüſſigen Erdkerns betrachtet werden, welche in verſchiedenen Epochen, als der vorhandenen Erdrinde etwas ganz Fremdartiges hervordrangen, dieſe Erdrinde hoben, zerbrachen, durchſetzten, überlagerten ꝛc., ſo ſcheint mir dieſe vulkaniſche Theorie mit den Beobachtungen in der Natur, beſonders den oft klaren Uebergängen, nicht in Uebereinſtimmung zu ſtehen, und ich habe daher meine plutoniſche Theorie aufgeſtellt und vertheidigt (welche man auch die hypogene nennt, die ſich der Hutton'ſchen am meiſten nähert), nach welcher alle dieſe kriſtalliniſchen Geſteine ihren Bildungs- oder vulkaniſchen Heerd nicht in einer feurig flüſſigen Centralmaſſe, unterhalb der etwa ſechs Meilen dicken Erdrinde haben, ſondern nur Umbildungen der uns zum Theil wohlbekannten neptuniſchen Formationen ſind und Producte eigenthümlicher Prozeſſe, die uns freilich ihrem innern Weſen nach noch wenig bekannt ſind. Aber ſelbſt der etwa analoge Gährungsprozeß der organiſchen Subſtanzen, der ſtets vor unſern Augen ſtatthat, iſt uns ſeinem innern Weſen nach auch nicht recht klar.

Als Hauptſtützen der vulkaniſchen Theorie werden aufgeführt: 1) der feurig flüſſige Zuſtand der Laven; 2) die hohe Temperatur der heißen Quellen; 3) die mit der Tiefe ſteigende Temperatur der Erde. Allerdings zeigen die zu Tage tretenden Laven einen feurig flüſſigen Zuſtand, der aber, wie bereits erwähnt, ſchon durch die Friction hervorgebracht ſein wird, den die Maſſe dadurch erleiden mußte, daß ſie durch lange enge Spalten hervorgepreßt wurde;

allen jenen Ländern. IV. Die Geognoſie im Laufe des 19. Jahrh. und zwar: a) die ſyſtematiſche Geognoſie von 1800 bis um das Jahr 1820, in Teutſchland, den alpiniſchen Ländern, in Frankreich, den Niederlanden und England; b) die ſyſtematiſche Geognoſie ſeit 1820 in allen bekannten Ländern; c) Ueberſicht der ſeit Anfang des jetzigen Jahrh. erſchienenen Orographien in allen bekannten Ländern.

Es erhellet aus dieſer Ueberſicht, wie außer der, mit möglichſter Klarheit und Unpartheilichkeit abgefaßten Geſchichte der ſyſtematiſchen Geognoſie, eine ſpecielle Nachweiſung aller Orographien, aller Localbeſchreibungen geliefert iſt, durch welche man ſich leicht überall orientiren kann, wodurch ein feſtes Anhalten gewonnen iſt, das man leicht fortzuführen vermag. Dieſe, gewiß ziemlich vollſtändige Arbeit hatte ſehr große Schwierigkeiten, baſirte auf einer großen Kenntniß der oft ſchwer zugänglichen auswärtigen Literatur.

Mit dieſem Werke und mit dem Jahre 1840 habe ich meiner zwanzigjährigen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit auf dem Felde der Geognoſie und Geologie ein Ziel geſetzt, nachdem ich zu einem gewiſſen Abſchluſſe über dieſe Wiſſenſchaften mit mir ſelbſt gekommen war; ich wurde zu alt, zu ſteif, zu bequem, um die nöthigen Wanderungen fortzuſetzen, habe dieſes Feld nun einer jüngern Generation geräumt. Ob ich richtig beobachtet, aus dem Beobachteten richtige Schlüſſe gezogen, ob meine aufgeſtellte Theorie einigen Werth habe, wird erſt die ſpätere Zeit feſtſtellen, großen Fleiß wird man mir wohl zuerkennen müſſen. Wenn ich in den letzten zehn Jahren in dieſem Fache nicht mehr productiv war, ſo habe ich doch die Geognoſie ſtets im Auge behalten, bin mit ihrer Literatur fortgegangen, und es will mir ſcheinen, daß in dieſer Zeit nichts weſentlich Neues aufgefunden ſei, die mir eigenthümlichen Anſichten nicht erſchüttert, mehr beſtätigt, als widerlegt wurden. Dieſe ſtreitigen Punkte, die von mir verfochtenen Anſichten näher hervorzuheben, gewähren vielleicht einiges Intereſſe.

Die Geognoſie im Allgemeinen, wenigſtens die theoretiſche, dürfte im Laufe der Zeit wohl keine weſentlichen Fortſchritte gemacht haben, ſo viel auch im Einzelnen, beſonders für die entfernten Gegenden, geleiſtet wurde. Außerordentlich entwickelt hat ſich dagegen die Paläontologie oder Verſteinerungskunde, wodurch der Kreis der foſſilen Geſchöpfe ſich mit jedem Tage unendlich erweiterte, aber der vorzüglichſte Gewinn hiervon fällt doch wohl der

Zoologie und Botanik zu, indem hierdurch die Entwickelung und Gestaltung des organischen Reiches in den verschiedenen Erdepochen klarer hervortritt. Gewiß ist es sehr wichtig, den petrefactologischen Character jeder Schicht, jeder Formation zu ermitteln, und dafür zu wirken war ich vom Anfange an bestrebt; gewiß geben auch die Petrefacten dem Geognosten einen wichtigen Fingerzeig für gewisse Gegenden und Kreise; wie mir aber scheint, geht man in der jüngsten Zeit viel zu weit, wenn man für die Geognosie die Petrefacte in erste Linie stellt, aus ihnen die geognostischen Verhältnisse deduciren will, aus einigen gleichen Petrefacten auch auf die Gleichheit und Gleichzeitigkeit, oft höchst entfernter Schichten schließt. Meiner stets ausgesprochenen Ueberzeugung nach, können für die Geognosie nur allein die Lagerungsbeziehungen einen festen Anhalt geben; erst muß wohl der Geognost die Stratenfolge ermitteln, bevor der Petrefactolog den paläontologischen Character micrologisch bestimmt, wenn etwas Sicheres für die Geognosie festgesetzt werden soll; der umgekehrte, jetzo oft eingeschlagene Weg scheint mir der irrige.

Die Grundlage der Geologie und des geognostischen Systemes dürfte in der richtigen Erkenntniß und möglichsten Fixirung der stratificirten Formationen liegen, bei denen Meer- und Landgebilde mit einander wechseln werden, freilich nur im Großen und Allgemeinen, denn auf den Grenzen müssen Wechsellagerungen und Uebergänge stattfinden; man darf, meiner Ansicht nach, gar nicht mächtige Meeresgebilde mit eben so mächtigen Landgebilden, die zusammen grenzen, in eine und dieselbe Formation vereinigen, wie es doch so häufig, auch von englischen Geognosten geschieht.

Diese geschichteten Formationen scheinen mir die Grundlage und die Mutter aller kristallinischen, massigen Gesteine zu sein, wie der Granite, Porphyre, Basalte, Laven ꝛc.; die durch morphologische Umbildung aus jenen entstanden und bei dem dabei stattfindenden Aufschwellen, die etwa aufliegenden Straten hoben, verschoben, sie auch durchsetzten, sich über sie verbreiteten, was in sehr verschiedenen Zeiträumen statthaben konnte; immer aber mußten die jüngern Flötze vorhanden sein, wenn sie gehoben und verschoben werden sollten. Bei diesen kristallinischen Gesteinen jeder Art, die stets nur späterer Entstehung als die geschichteten Straten, aus denen sie entstanden, sein werden, und die immer secundärer Bildungen sind, habe ich stets zu ermitteln gesucht: welcher neptunischen Formation

ſie urſprünglich angehören, aus welcher ſie durch Morphologie entſtanden und in welcher Erdepoche dieſe Morphologie, dieſe Entwickelung, dieſes Hervortreten ſtatthatte, welches mit Aufblähung, auch mit Durchſetzung aufliegender Straten in Verbindung ſteht. Der Granit z. B. ſcheint mir nur eine ſecundäre Form, eine bloße Umbildung von quarzreichen Flötzſtraten zu ſein, man kann daher a priori über ſein Alter nichts feſtſetzen, er kann ſich aus Straten ſehr verſchiedener Formationen entwickelt haben und ich unterſcheide daher den Granit aus dem Schiefergebirge von dem aus dem rothen und bunten Sandſtein und aus den viel jüngern Flyſchſtraten der Schweiz, und dieſe Granite aus verſchiedenen Urſprungsgeſteinen können und werden auch zu ſehr verſchiedenen Zeiten aufgetreten ſein. Dieſer von mir eingeſchlagene und verfolgte Weg hat zur Zeit wenig Beifall gefunden, kann auch auf ſolchen nicht Anſpruch machen, ſo lange der Granit als Emanation eines flüſſigen Erdkernes betrachtet wird.

Die ſtratificirten oder neptuniſchen Formationen bilden — wie ich glaube — gar nicht Bänder oder zuſammenhängende Straten, die ſich fortlaufend und gleichmäßig über die ganze Erde erſtrecken, ſondern nur ſtrichweiſe Gruppen mit eigenthümlicher Organiſation; es iſt daher nicht wohl ſtatthaft, wenn man z. B. die thüringiſche Flötzreihe in entfernten Ländern um jeden Preis nachzuweiſen ſucht, oder wenn man die ganze engliſche Flötzreihe um jeden Preis in den Alpen wiederfinden will. Wie jetzo in manchen Gegenden, wie in den Meeren der wärmeren Erdſtriche, ſich eine ſehr mächtige Meerformation abſetzt, während in andern Gegenden mehr oder minder ſich das feſte Land erhöhet, ſo mögen ſtets Meer- und Landformationen ſich gleichzeitig neben einander entwickelt haben; die Wanderung der Meere aus einer Erdhälfte in die andere wird aber dadurch mehr als wahrſcheinlich, das unſer Land wohl ſechsmal tiefer Meergrund geweſen ſein wird.

Durch die verſchiedenen Verhältniſſe haben ſich geognoſtiſche Gruppen gebildet, deren jede in ſich analoge, aber mit den andern Gruppen nicht übereinſtimmende Verhältniſſe zeigt. Skandinavien, Teutſchland und Nord-Frankreich dürften Eine ſolche Gruppe bilden, deren Glieder mit einander in beſtimmten Beziehungen ſtehen; das alpiniſche Gebirgsſyſtem mit den Alpen, Apenninen und Karpathen, dürfte einen weſentlich verſchiedenen Bau darſtellen; Rußland, Nord- und Südamerika bilden wieder eigene Gruppen.

Auch innerhalb dieſer Gruppen ſelbſt zeigt ſich der geognoſtiſche Bau nicht ganz gleichförmig, die Flötzformationen ſind verſchieden vertheilt, die ganze Flötzreihe findet ſich faſt nirgends vollſtändig.

In Skandinavien erſcheint faſt nur die älteſte Schieferformation; dieſe verbreitet ſich auch durch Teutſchland, darüber ſehen wir aber bis zum Thüringerwalde das ältere Flötzgebirge bis zum Keuper ſehr entwickelt, während die jüngeren Straten fehlen oder ſehr unbedeutend auftreten; jenſeits des Thüringerwaldes, durch ganz Südteutſchland, ſind zwar dieſe ältern Flötzformationen auch vorhanden, meiſt aber bedeckt durch eine oft tauſend Fuß mächtige Decke von Jurakalk, der ſich weit nach England hineinzieht; noch ſüdlicher finden wir in Frankreich und England die noch jüngeren Gebilde der Kreide und des tertiären Grobkalkes ſehr herrſchen, die in Teutſchland wenig bedeutend erſcheinen. Aber ſelbſt die einzelnen Straten der Formationen nehmen meiſt im Laufe großer Erſtreckungen einen etwas andern mineralogiſchen und ſelbſt petrefactologiſchen Character an, wie z. B. die Juraſtraten, wenn man ſie von Würtemberg bis Nord-England verfolgt. Aber ohngeachtet ſolcher localen Verſchiedenheiten, behält die Gruppe doch ihren allgemeinen Typus.

Einen ganz verſchiedenen und ganz eigenthümlichen Character zeigt dagegen der alpiniſche Gebirgszug mit den Alpen, Apenninen und Karpathen, in welchem man die Gliederung unſerer Flötzreihe vergebens ſuchen dürfte; ſtrichweiſe tritt hier wohl das Schiefergebirge hervor, welches dem unſrigen gleichzeitig ſein mag, aber an dieſes lehnt ſich ein ſehr wenig entwickeltes Stratenſyſtem, das unſere älteren Flötzformationen im Allgemeinen repräſentirt, meiſt als ein rother Sandſtein oder Mergel erſcheinend (die Melsformation); darauf folgt ein ungeheuer mächtiges Stratenſyſtem, welches vorzugsweiſe die enormen Kalkaxen bildet, das ich als ein untrennbares Ganze anſpreche und als Flyſchformation bezeichnet habe, das alle jüngeren Flötzformationen, vom Jura bis zum Grobkalk repräſentirt, ohne deren conſtante Abtheilung und Gliederung zu zeigen, wie ſie ſich dem Auge in den weſtlichern und nördlichern Gegenden zeigen. Dieſe Formation beſtehet theils aus Flyſchſandſtein (auch als Wiener-, Karpathen- und Apenninen-Sandſtein oder Macingo bekannt) und Molaſſeſandſtein, welche Sandſteine außerhalb des alpiniſchen Gebirgszuges nicht weiter

solchen Gesteinen besteht, dieselbe Function zukommen, sie muß atmosphärische, sauerstoffreiche Luft einziehen, zum Theil assimiliren oder verändern, zum großen Theile in veränderter Form meist als Wasser ausstoßen. Diese, dem organischen Athmungsprozesse analoge Function der Erde setzt diese mit der Luft, der Atmosphäre und dem Wasser in die innigsten, wechselseitigen Beziehungen, in eine gegenseitige Wechselwirkung, bedingt wohl die Hauptprozesse, die im Innern der Erde und in der Atmosphäre vor sich gehen, auch wohl die innere Wärme der Erde im Allgemeinen, abgesehen von localen Bedingungen.

Diese rhytmischen Inhalationen und Exhalationen, die mit der Verschiedenheit der Erdschichten in Connex stehen mögen, die sich gegenseitig durchdringen, werden in der Atmosphäre eine stete rhytmische Bewegung nach unten und oben bedingen, auf die wieder andere Verhältnisse vielseitig influiren mögen. Unsere Barometer zeigen nun neben den unregelmäßigen auch eine ganz durchgreifende regelmäßige Bewegung der Atmosphäre, ein rhytmisches Auf- und Niedergehen, das, wie überhaupt der Barometerstand, mit der Entfernung von der Erde abnimmt. In der Umgebung eines jeden organischen Körpers wird durch den Athmungsprozeß und dessen rhytmische Inhalationen in der Atmosphäre eine ähnliche Bewegung hervorgebracht, die gegen dritte Körper als ein Druck erscheint, und da der Erdkörper nun aus mehr oder weniger veränderten Resten von Organismen besteht, welche die Athmungsfunction nie ganz verlieren, so dürfte man wohl der ganzen Erdrinde eine Function zuschreiben können, die dem Athmungsprozesse analog ist, und diese Function dürfte es sein, welche theils die atmosphärische Luft bis in die aller untersten Erdschichten inhalirt, einzieht, dadurch der Grund und die Ursache des Druckes der Luft wird, theils Gase und Wasser ausstößt, theils auch die regelmäßigen Schwankungen des Barometers bedingt. Diese Idee habe ich schon vor zwanzig Jahren speciell auszuführen gesucht in der Abhandlung:

Ueber die Ursachen der regelmäßigen Barometer-Schwankungen,

in der Zeitschrift: Isis, von Oken, Januar 1831, pag. 20. Obwohl diese Idee sehr wenig berücksichtigt wurde, so bin ich auch jetzo noch von deren Wahrheit überzeugt und die Lehre vom Drucke der Luft scheint mir auf diese Art fest und wissenschaftlich begründet.

Doch verdenke ich Niemanden bei der hergebrachten Theorie zu verharren, was selbst nothwendig wird, wenn man nicht den ganzen Kreis meiner Anschauungen annehmen will, von welchen die Lehre vom Athmungsprozesse der Erde ein integrirender Theil ist, der nicht wohl getrennt werden kann.

Durch den Athmungsprozeß der Erde wird innerhalb derselben — wie im organischen Körper — die inhalirte Luft theilweise verändert, ein Theil des Sauerstoffes an die Erdstraten abgegeben, es wird irrespirabele Luft, besonders Kohlensäure und Wasser gebildet und ausgestoßen. Als Resultat dieses innern Prozesses, dieser Thätigkeit der Erde selbst, die in den höhern und tiefern Erdschichten statthat, erscheinen die überall verbreiteten Gas- und Wasserquellen, die gewiß nicht mechanisch, sondern durch eigenthümliche Kraft oder Thätigkeit, mit verschiedener Intensität zu Tage getrieben werden, und sich analog verhalten mancher Flüssigkeiten des organischen Körpers. Diese Gas- und Wasserquellen, die theils in Connex, theils für sich erscheinen, sind Productionen von constanter Qualität, Quantität, Temperatur und Emanations-Fähigkeit, die mit der Luft im Innern der Erdrinde und mit der äußern Atmosphäre in innigster Wechselwirkung stehen, und — wenigstens die Gasquellen — an den atmosphärischen Bewegungen, welche das Barometer zeigt, auch Antheil nehmen. Das atmosphärische Wasser dringt, der Erfahrung und den Versuchen nach, nur in die äußerste, unbedeutende Oberfläche der Erde, gewiß nicht ins Innerste und Tiefste der Erde, und wenn es eindränge, würde es nicht als springende Quelle zu Tage treten, da das Innere der Erde nirgends röhrenartige Räume zeigt, die hierzu erforderlich wären. Wenn die Quellen wirklich ihre festen Bestandtheile mechanisch auflösten und dies durch unendliche Zeiträume gethan hätten, so müßten wir doch im Innern der Erde und in der Umgebung der Quellen die desfallsigen hohlen, ausgewaschenen Räume finden, die sich aber nirgends zeigen. Wie die Gas- und Wasserquellen, die kalten und warmen, die reinen und mineralischen Quellen, die wegen ihrer Constanz als eigenthümliche Individuen erscheinen, durch die Function des Athmungsprozesses der Erde bedingt und durch Umbildung der inhalirten atmosphärischen Luft entstehen, nur auf diese Art ihre wahre Erklärung finden werden, habe ich zu zeigen gesucht in meiner Abhandlung:

enthalten im 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Bande vom Jahre 1822 bis 1827 meiner Zeitschrift: Deutschland geognostisch-geologisch dargestellt. Ausführlicher und specieller als wohl irgend wo anders sind hier die Salzquellen behandelt, deren Salzgehalt mir gar nicht von mechanisch aufgelöstem Steinsalz herzurühren scheint; die wirklichen, springenden Salzquellen, von constanter Qualität, Quantität und Temperatur, dürften nicht mit dem Steinsalze zusammenhängen, um so mehr, da dieses ganz trocken und leer an Quellen sich zeigt. Leitet man freilich durch ein Bohrloch süßes Wasser in das Steinsalzlager, wie es bei vielen neuen Salinen der Fall ist, so löst es Salz bis zur Sättigung auf, und man kann nun die stärkste Sorte heraufziehen, nur hat man dann keine eigentliche Salzquelle. Im Laufe der letzten 20 Jahre sind in den verschiedensten Gegenden eine große Menge Bohrlöcher gestoßen, man hat an sehr vielen Punkten Steinsalzlager gefunden, gewinnt aus diesen so viel gesättigte Soole als süßes Wasser einläuft, aber durch keine Thatsache habe ich mich zur Zeit von der Falschheit meiner Theorie, oder vielmehr von der Richtigkeit der entgegengesetzten überzeugen können, halte daher die meinige noch fest, so ansprechend auch die Auflösungs-Theorie erscheint; sollten mir Thatsachen bekannt werden, die mich widerlegten, so würde ich mit größtem Freimuthe meinen Irrthum bekennen.

Wie die organischen Körper, so scheint mir auch der Erdkörper, von dem wir freilich nur die äußerste feine Haut kennen, doch etwas Anderes zu sein als ein bloßes chemisches Laboratorium, wo nur mechanische und chemische Kräfte wirken. Je schärfer wir die Natur beobachten, desto mehr finden wir auffallende, abnorme Bildungen, die Stoffe scheinen dort anders als hier zu wirken und sich zu verändern, die Thätigkeiten dort liefern andere Produkte als hier die chemischen Gesetze; aber gewisse analoge Beziehungen zwischen den Funktionen der Organismen und des Erdkörpers scheinen mir nicht wohl abweisbar, nur muß man diese Idee von Analogie in der äußersten Allgemeinheit halten, jede speciellere Vergleichung ist gewiß unstatthaft, selbst lächerlich.

Seit den ältesten Zeiten hat es eine Reihe von Geologen und Philosophen gegeben, welche diese Analogie anerkannt, die Erde als ein großes Organon betrachtet und es, im Gegensatze zu der kleinen organischen Welt — oder dem Microcosmos — als

den großen allgemeinen Macrocosmos bezeichnet haben, und in diesem Sinne kann es auch wohl erlaubt sein, von dem Leben der Erde und deren Funktionen zu sprechen.

Solch eine Anschauungsweise war mir gleichsam angeboren, ich hegte sie schon in sehr jungen Jahren, und eine meiner ersten Abhandlungen, die ich in der hiesigen naturforschenden Gesellschaft am 9. Decbr. 1809, also vor länger als 40 Jahren vorlas, handelte:

Ueber das Leben der Erde wie der Gebirge, und die Bildungsepochen der Erde

wo embryonisch die meisten der Ideen entwickelt wurden, die ich später in meinen Schriften ausführte. Wer für solche Ideen nicht von Natur empfänglich ist, wird ihnen nie und nimmer huldigen, da die anderartige, mehr mechanische Anschauungsweise, auch ihr sehr Ansprechendes hat.

Die Erde als ein macrocosmisches Organon zu betrachten, diese Idee ist — wie erwähnt — so alt, als man überhaupt über die Entstehung und Bildung der Erde nachgedacht hat; eine bloße speculative Begründung und Durchführung derselben dürfte nur geringen Werth haben; es kann nur darauf ankommen, sie durch Beobachtungen und Thatsachen zu unterstützen, und in dieser Hinsicht glaube ich mir einiges Verdienst beilegen zu können, einige neue Gesichtspunkte dargelegt zu haben.

Daß unsere ganze feste Erdrinde ursprünglich aus dem organischen Reiche stammen, nur als ein Produkt von Organismen zu betrachten sein wird, welches deßhalb Analogien von Functionen der Organismen theilhaftig sein dürfte, und wie aus dieser organischen oder aus Organismen gebildeten Masse, vermittelst der innern Thätigkeiten und der Morphologie der Erdstraten selbst, alle unsere, auch die ganz krystallinischen Gebirgsgesteine hervorgegangen sein mögen, auch welche wichtige Rolle der Athmungsprozeß der Erde spielt, habe ich wohl mehr als irgend Jemand durch Beobachtung und Zusammenstellung darzulegen und zu unterstützen gesucht. Die krystallinischen, massigen Gesteine, die Granite, Porphyre, Grünsteine Trachyte, Basalte, Laven ꝛc., sehe ich nicht, wie fast alle übrigen Geognosten, für eigenthümliche, von der Natur gegebene, aus einem präsumirten glühenden Erdkerne entstandene Formationen an, sondern in Folge meiner Beobachtungen, wie den krystallinischen Ur-

kalk, den Zechstein, Dolomit, Gyps und das Steinsalz nur als secundaire kristallinische Formen von meist wohlbekannten geschichteten Flötzstraten, als Producte der Morphologie an.

Die reine Speculation, die ohne thatsächliche Grundlage, ohne Kenntniß und Beachtung der speciellsten Verhältnisse, Alles, auch die Geologie und das naturhistorische System, nur allein aus der Thätigkeit des menschlichen Geistes construiren und entwickeln will, war mir stets sehr widerwärtig, aber es scheint mir auch nicht räthlich die Geologie nur allein auf das chemische Experiment zu basiren, da die Chemie der großen freien Natur, schon ihrer großen Massen und Zeiträume wegen, eine andere sein dürfte, als die des sehr beschränkten Experimentes im Laboratorio des Menschen (wie sie es auch wohl im organischen Körper ist); nur auf die Beobachtung der freien Natur im Großen, nur auf die scharfe, vorurtheilsfreie Beobachtung der Gebirgsverhältnisse selbst, dürfte die theoretische, speculative Geologie zu basiren sein. Die Beobachtung von Uebergängen und Lagerungsverhältnissen machen es mir mehr als wahrscheinlich, daß die Straten von Steinsalz unserer Gebirge größtentheils aus Anhydrit und Gyps, dieser aber wieder aus kohlensaurem Kalk durch Umbildung entstanden sein wird, wenn ich auch nicht begreife, wie dies nach unserer chemischen Theorie zu erklären sein dürfte. Weil ich an unendlich vielen Punkten den Uebergang von stratificirten amorphen Straten in ganz heterogene, massige kristallinische Gesteine, durch eine Menge von Mittelstufen beobachtete, so schloß ich daraus auf eine Umbildung, wenn ich auch den Grund dieses Prozesses nicht nach unserer chemischen Theorie zu erklären vermag.

Ich habe mir allmählig ein eigenthümliches System der Geognosie und Geologie gebildet, wesentlich abweichend von den herrschenden Mode-Systemen, aber basirt auf sehr langjährige, weitreichende Beobachtungen, wie auf ein tiefes Studium der ganzen Litteratur. Indem ich dasselbe für wahr und wohlbegründet halte, will ich gar nicht verkennen, daß wenigstens Einzelnes sehr irrthümlich sein mag, wie es auch nicht anders bei einem menschlichen Werke sein kann.

Mein System, oder meine eigenthümliche Ansicht vieler Verhältnisse, hat wenig Anklang gefunden, ich habe keine Schule gestiftet, bin kein berühmter, hochgefeierter Mann geworden, bin nicht mit Orden decorirt, wie mancher Andere; mein Name als Geognost

und Geolog ist schon jetzt fast verschollen, dieses aber kümmert mich sehr wenig; ich habe aber auch alle die Wege, die zu größerer Berühmtheit hätten führen können, gar nicht eingeschlagen. Ich fühle mich behaglich, glücklich und zufrieden in dem Bewußtsein, mir in der Wissenschaft vollkommen klar geworden zu sein, rastlos nur und allein für die Wissenschaft, gar nicht für eigenen Vortheil gearbeitet, nie gegen meine Ueberzeugung geschrieben zu haben. Es ist ein beruhigendes Gefühl mit sich im Reinen zu sein und friedlich seinen Weg verfolgt zu haben, ohne Andere im geringsten wegen ihrer Anschauungen zu befehden, in denen sie die Wahrheit zu finden glauben. Hochmuth und Fehdelust war mir auch stets fremd. Wie in häuslichem, habe ich auch stets in wissenschaftlichem Frieden gelebt.

Nachdem ich ein halbes Jahrhundert durchlebt hatte, meldete sich das Alter an, mit der Neigung zur Bequemlichkeit und vielerlei Bedürfnissen; Monate lang mit dem Ränzel auf dem Rücken, bepackt mit Steinen, in oft unwirthbaren Gegenden zu wandern, war nicht behaglich, wollte nicht mehr gehen; mein geognostisch-geologisches System war ziemlich abgeschlossen, und wie in den politischen, so war auch in den geistigen Regionen eine Zeit der Ruhe eingetreten, es standen sich auch in der Geognosie und Geologie keine Partheien mehr feindlich gegenüber, die zum Kampf herausforderten, wie früher die Neptunisten und Vulkanisten; so schwand nun bei mir allmählig das Interesse für die beobachtende Geognosie, wie für die speculative Geologie, ich hörte auf in dieser Richtung thätig zu sein, wiewohl es mir auch seit dieser Zeit Vergnügen gemacht hat, mit der Litteratur fortzugehen.

Unthätig aber konnte ich nicht bleiben, mußte mir neue Felder suchen, die meiner Neigung entsprachen, die angeborene Thätigkeit beschäftigten und in behaglicher Ruhe hinter dem Schreibtische zu bearbeiten waren.

Die Geschichte der Wissenschaft, wie der Völker und deren Sprachen hatte mich von Jugend auf angezogen; nie hatte ich diese Gegenstände aus den Augen gelassen, ich ergriff sie nun mit großem Eifer.

Meine Collectaneen über die Mineralnamen wurden durch das Studium der Wörterbücher von mehr und mehr Sprachen ungemein bereichert und erhielten eine gewisse Vollständigkeit und Abrundung; so erschien als Nachzügler zu meinen mineralogischen Werken die schon oben erwähnte:

kalk, der bald zu dichtem Geſtein wird, das in mächtigen Straten und Felsmaſſen erſcheint. Die ſchon viel ältere, ſchreibende, lockere Kreide, beſteht wieder ganz aus ſolchen organiſchen Reſten, und ohne Zweifel werden auch die harten, dichten Kalkſtraten der Kreideformation einen gleichen organiſchen Urſprung haben, nur ſind hier, durch den Erhärtungs- oder Verdichtungs-Prozeß, die organiſchen Formen verwiſcht. Wie dieſe Kalkſteine der Kreideformation, verhalten ſich auch die Schichten der ältern Kalkformationen, und kaum läßt ſich jetzo mehr zweifeln: daß alle Kalkſtraten im Innern der Erde ihren Urſprung aus dem organiſchen Reiche haben werden, welche Anſicht ſchon der große Naturforſcher Linné vertheidigte, wenn er ſie auch weniger begründen konnte, als es jetzo möglich iſt. Dieſe, von Organismen gebildeten Kalkſtraten ſind nun im Laufe unendlicher Zeiten, durch die Prozeſſe im Innern der Erde vielfach verändert, zu kriſtalliniſchem Urkalk, zu Dolomit, Rauchwacke, zu Anhydrit, Gyps, auch wohl zu Steinſalz umgebildet.

Andere Gattungen ſolcher winzigen Organismen, haben eine Hülle von reiner Kieſelerde, und wir kennen jetzo mächtige Ablagerungen von Kieſelerde, die ganz aus noch wohl erhaltenen organiſchen Formen (beſonders Bacillarien) beſtehen, während theilweiſe ſie als feſtes, dichtes Quarzgeſtein erſcheinen. Im Pflanzenreiche ſind vorzugsweiſe die Gräſer ſehr reich an Kieſelerde, welche daher in ungeheurer Maſſe im organiſchen Reiche erzeugt wird und dann durch die Prozeſſe im Innern der Erde vielen Veränderungen unterliegen mag.

Noch andere Gattungen ſolcher kleinen Geſchöpfe haben ein Gerüſt von Eiſen; aller Eiſenſtein, der ſich in der jetzigen Periode in Sümpfen, Mooren ꝛc. bildet, wird von ſolchen Organismen herſtammen, die in frühern Perioden der Erde wohl noch verbreiteter waren, und ähnliche Eiſenſteinlager bildeten, welche dann durch die Thätigkeiten der Erde weiter umgebildet, auch in kriſtalliniſche Eiſenerze verwandelt wurden.

Alle verweſenden Organismen werden zu Moder, in welchem die organiſchen Formen leicht verſchwinden, dieſer Moder erſcheint bald als Thon und viele Thonſtraten mögen dieſen Urſprung haben. Durch die Prozeſſe im Innern der Erde ſcheinen ſich aus ſolchen thonigen Maſſen Thonſchiefer, Glimmer, Grünſtein, auch Feldſtein und Feldſpath zu bilden, welcher letztere wieder durch einen Entkriſtalliſirungsprozeß in Thon verwittert.

Kalk, Quarz, Thon, Eiſen erſcheinen als diejenigen Stoffe, aus denen vorzugsweiſe unſere Erdrinde beſteht, ſind aber dieſe organiſchen Urſprunges, ſo werden es auch die übrigen, ſeltnern ſein, um ſo mehr, da wir ja im organiſchen Reiche faſt alle unſere chemiſchen Elemente in großer Menge antreffen.

Es ſcheint faſt unbegreiflich, wie durch microscopiſche Organismen mächtige Straten, ja großentheils unſere Gebirge entſtanden ſein können, aber die Zeugung derſelben, meiſt durch Theilung, folgt ſo unendlich ſchnell — in wenigen Tagen Billionen Male — daß wirklich in kurzer Zeit ein dem Auge unſichtbarer Punkt zu einer bedeutenden Maſſe anſchwellen kann, wenn nur die Verhältniſſe günſtig ſind. Unſere Zoologen werden es für möglich erklären: wie durch ein Paar gegebene Exemplare ſolcher kleinen Geſchöpfe im Laufe der Zeit bei günſtigen Verhältniſſen, ein Produkt von der Größe unſerer Erde erzeugt werden kann. Groß und klein ſind nur relative Begriffe; auch unſer mächtiger Erdkörper mag im Weltenraume nur ſo ein winzig kleiner Organismus ſein.

Unſere feſte Erdrinde iſt dicht bedeckt mit ſich fortwährend erneuernden Organismen, die ihre Hülle aus feſten chemiſchen Elementen zurücklaſſen; das Waſſer des Meeres, der Seen, der Teiche, der Flüſſe iſt zum Theil ganz erfüllt mit Organismen, enthält theilweiſe wohl mehr organiſche als anorganiſche Stoffe, ſelbſt die Atmoſphäre iſt reich an Organismen, fortwährend bildet ſich daher organiſche Maſſe, aus verſchiedenen chemiſchen Elementen beſtehend, welche die Erdrinde erhöhen muß und, wenn das derartig gewonnene chemiſche Product auch von wenig Bedeutung ſein ſollte, ſo wird es großartig im Laufe langer Zeiträume und welche unbedeutende Spanne Zeit mögen Jahrtauſende im Leben der Erde ſein.

Woher fragt man, nehmen wohl die Organismen, welche ſo mächtige Kalk-, Quarz-, Thon- und Eiſenſtraten conſtruiren das Material her, aus dem ſie ihre Hülle, ihr feſtes Gerüſt erbauen? Daß ſie es nur und allein aus ihrer Umgebung mechaniſch aufnehmen ſollten, ſcheint mir nicht recht wahrſcheinlich, aber vermuthlich vermögen ihre Functionen, aus den umgebenden, überall verbreiteten Medien, aus Luft und Waſſer, dieſe chemiſchen Stoffe zu bereiten, ſie aus jenen zu differenciren; mir ſcheint vorzugsweiſe die Vegetation dazu beſtimmt, Waſſer und Luft durch organiſche Thätigkeiten in die chemiſchen Elemente umzubilden.

ſolchen Geſteinen beſteht, dieſelbe Function zukommen, ſie muß atmoſphäriſche, ſauerſtoffreiche Luft einziehen, zum Theil aſſimiliren oder verändern, zum großen Theile in veränderter Form meiſt als Waſſer ausſtoßen. Dieſe, dem organiſchen Athmungsprozeſſe analoge Function der Erde ſetzt dieſe mit der Luft, der Atmoſphäre und dem Waſſer in die innigſten, wechſelſeitigen Beziehungen, in eine gegenſeitige Wechſelwirkung, bedingt wohl die Hauptprozeſſe, die im Innern der Erde und in der Atmoſphäre vor ſich gehen, auch wohl die innere Wärme der Erde im Allgemeinen, abgeſehen von localen Bedingungen.

Dieſe rhytmiſchen Inhalationen und Exhalationen, die mit der Verſchiedenheit der Erdſchichten in Connex ſtehen mögen, die ſich gegenſeitig durchdringen, werden in der Atmoſphäre eine ſtete rhytmiſche Bewegung nach unten und oben bedingen, auf die wieder andere Verhältniſſe vielſeitig influiren mögen. Unſere Barometer zeigen nun neben den unregelmäßigen auch eine ganz durchgreifende regelmäßige Bewegung der Atmoſphäre, ein rhytmiſches Auf- und Niedergehen, das, wie überhaupt der Barometerſtand, mit der Entfernung von der Erde abnimmt. In der Umgebung eines jeden organiſchen Körpers wird durch den Athmungsprozeß und deſſen rhytmiſche Inhalationen in der Atmoſphäre eine ähnliche Bewegung hervorgebracht, die gegen dritte Körper als ein Druck erſcheint, und da der Erdkörper nun aus mehr oder weniger veränderten Reſten von Organismen beſteht, welche die Athmungsfunction nie ganz verlieren, ſo dürfte man wohl der ganzen Erdrinde eine Function zuſchreiben können, die dem Athmungsprozeſſe analog iſt, und dieſe Function dürfte es ſein, welche theils die atmoſphäriſche Luft bis in die aller unterſten Erdſchichten inhalirt, einzieht, dadurch der Grund und die Urſache des Druckes der Luft wird, theils Gaſe und Waſſer ausſtößt, theils auch die regelmäßigen Schwankungen des Barometers bedingt. Dieſe Idee habe ich ſchon vor zwanzig Jahren ſpeciell auszuführen geſucht in der Abhandlung:

Ueber die Urſachen der regelmäßigen Barometer-Schwankungen,

in der Zeitſchrift: Iſis, von Oken, Januar 1831, pag. 20. Obwohl dieſe Idee ſehr wenig berückſichtigt wurde, ſo bin ich auch jetzo noch von deren Wahrheit überzeugt und die Lehre vom Drucke der Luft ſcheint mir auf dieſe Art feſt und wiſſenſchaftlich begründet.

Doch verdenke ich Niemanden bei der hergebrachten Theorie zu verharren, was ſelbſt nothwendig wird, wenn man nicht den ganzen Kreis meiner Anſchauungen annehmen will, von welchen die Lehre vom Athmungsprozeſſe der Erde ein integrirender Theil iſt, der nicht wohl getrennt werden kann.

Durch den Athmungsprozeß der Erde wird innerhalb derſelben — wie im organiſchen Körper — die inhalirte Luft theilweiſe verändert, ein Theil des Sauerſtoffes an die Erdſtraten abgegeben, es wird irreſpirabele Luft, beſonders Kohlenſäure und Waſſer gebildet und ausgeſtoßen. Als Reſultat dieſes innern Prozeſſes, dieſer Thätigkeit der Erde ſelbſt, die in den höhern und tiefern Erdſchichten ſtatthat, erſcheinen die überall verbreiteten Gas- und Waſſerquellen, die gewiß nicht mechaniſch, ſondern durch eigenthümliche Kraft oder Thätigkeit, mit verſchiedener Intenſität zu Tage getrieben werden, und ſich analog verhalten mancher Flüſſigkeiten des organiſchen Körpers. Dieſe Gas- und Waſſerquellen, die theils in Connex, theils für ſich erſcheinen, ſind Productionen von conſtanter Qualität, Quantität, Temperatur und Emanations-Fähigkeit, die mit der Luft im Innern der Erdrinde und mit der äußern Atmoſphäre in innigſter Wechſelwirkung ſtehen, und — wenigſtens die Gasquellen — an den atmoſphäriſchen Bewegungen, welche das Barometer zeigt, auch Antheil nehmen. Das atmoſphäriſche Waſſer dringt, der Erfahrung und den Verſuchen nach, nur in die äußerſte, unbedeutende Oberfläche der Erde, gewiß nicht ins Innerſte und Tiefſte der Erde, und wenn es eindränge, würde es nicht als ſpringende Quelle zu Tage treten, da das Innere der Erde nirgends röhrenartige Räume zeigt, die hierzu erforderlich wären. Wenn die Quellen wirklich ihre feſten Beſtandtheile mechaniſch auflöſten und dies durch unendliche Zeiträume gethan hätten, ſo müßten wir doch im Innern der Erde und in der Umgebung der Quellen die desfallſigen hohlen, ausgewaſchenen Räume finden, die ſich aber nirgends zeigen. Wie die Gas- und Waſſerquellen, die kalten und warmen, die reinen und mineraliſchen Quellen, die wegen ihrer Conſtanz als eigenthümliche Individuen erſcheinen, durch die Function des Athmungsprozeſſes der Erde bedingt und durch Umbildung der inhalirten atmoſphäriſchen Luft entſtehen, nur auf dieſe Art ihre wahre Erklärung finden werden, habe ich zu zeigen geſucht in meiner Abhandlung:

Beginn unſerer Zeitrechnung die der gothiſchen Völker, die, vom ſchwarzen Meere aus, ſich vorzugsweiſe über Germanien, Scandinavien und Britannien verbreiteten, hier feſte Wohnſitze nahmen; ſich allmählig mit den ſeßhaft gebliebenen Kelten vollkommen amalgamirten, wodurch die deutſche, die ſcandinaviſche und die engliſche Nationalität im Laufe vom 2ten bis zum 8ten Jahrhundert hervorging. Durch die Bildung dieſer neuen Völker und Sprachen wurde das Keltenthum mit ſeiner alten Sprache auf wenige Winkel von Europa zurückgedrängt.

Sind die über das alte, weite Germanien verbreiteten Alterthümer mit den unzweifelbar keltiſchen in Britannien und Gallien wirklich ganz identiſch, dann werden gewiß auch die alten Germanen der keltiſchen Nationalität angehört haben, welche daher als die urſprüngliche Einwohnerſchaft des Landes erſcheint, die hier, wie in Gallien und Britannien keltiſch ſprach, ehe das deutſche Idiom herrſchend wurde. Wie nun in Britannien aus dieſer keltiſchen Einwohnerſchaft durch Zutritt der gothiſchen oder angelſächſiſchen und normanniſchen Völker ſich die engliſche Nationalität allmählig herausgebildet hat, ſo wird ſich wohl auf ähnliche Art aus den keltiſchen Germanen, durch Zutritt der gothiſchen Völker, die deutſche Nationalität entwickelt haben. Weder die Kelten noch die Gothen benutzten die Schreibkunſt zu einer Volkslitteratur, die erſt mit der chriſtlichen deutſchen beginnt; ſeit Beginn der deutſchen Litteratur, giebt es daher weder keltiſche Germanen noch Gothen, ſondern nur das Miſchvolk aus beiden, die Deutſchen.

Für die Wiſſenſchaft, für die Geſchichte des deutſchen Volkes ſchienen mir dieſe Unterſuchungen und Anſichten weſentlichen Werth zu haben, ſelbſt wenn ſie manches Irrige enthalten ſollten, was ja immer unvermeidlich iſt, und ſo entſchloß ich mich, meine gewonnenen Anſichten, ſo iſolirt ſie daſtehen, ſo ſehr ſie der hergebrachten Geſchichte entgegentreten, zur allgemeinen Prüfung der Oeffentlichkeit zu übergeben und auf meine Koſten ein größeres Werk zu ediren über das bisher vernachläſſigte, verachtete, ſelbſt verrufene Keltenthum, welches den Titel erhielt:

Anſichten über die keltiſchen Alterthümer, die Kelten überhaupt, beſonders in Deutſchland, ſo wie den keltiſchen Urſprung der Stadt Halle.

Der

Der erſte Band erſchien 1846, iſt vorzugsweiſe archäologiſchen Inhaltes und giebt:

I. eine beſchreibende Ueberſicht der vorchriſtlichen, wie vorrömiſchen und vorgriechiſchen Alterthümer, nach geographiſcher Ordnung, in den europäiſchen Ländern, vorzüglich aber in Teutſchland, ſo wie der analogen tſchudiſchen, die ſich vom ſchwarzen Meere bis nach Indien ziehen, Pg. 1—249, welche Zuſammenſtellung man in keiner Litteratur, am wenigſten in der teutſchen findet, die Auskunft giebt über den Kreis von Alterthümern, die man als keltiſche zu bezeichnen haben dürfte.

II. Eine nähere, wiſſenſchaftliche Betrachtung der Erd- und Steinmonumente, der Gräber, der Kunſtſachen oder Anticaglien, auch der keltiſchen Münzen, wie ſie beſonders in Teutſchland gefunden werden. Pg. 250—357.

III. Eine Erörterung über die Beziehungen dieſer Alterthümer zu den ſeßhaften Völkern, den Kelten, Gothen, Slaven und Teutſchen; — über den Zweck und die Bedeutung der germaniſchen Kunſt-Alterthümer; — über die Menge und Großartigkeit der germaniſchen und verwandten Alterthümer, über die ſo intereſſante, geſchmackvolle Verzierung der Kunſtſachen und die Architectur der Bauwerke bei den Germanen und Kelten; — endlich über den Zuſtand der ſehr ausgebildeten Induſtrie bei den Germanen und den Kelten überhaupt, Pg. 357—469.

Wenn ich nicht irre, ſo ſind durch dieſe meine Arbeit die erſten Conturen einer wirklichen und wiſſenſchaftlichen germaniſchen Archäologie gezeichnet, wovon das vollendetere Gemälde nun leichter auszuführen ſeyn dürfte; es iſt das Material zuſammengetragen, aus dem eine geſchicktere Hand vielleicht ein vollkommneres Gebäude aufzuführen verſtehet.

Alle die vorchriſtlichen Alterthümer — abgeſehen von den römiſchen — ſo viel ſich deren in Teutſchland finden, begriff man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der teutſchen, berückſichtigte wohl hie und da die ſlaviſchen. Meiner Ueberzeugung nach ſind dieſe Alterthümer im Allgemeinen, und vorzugsweiſe alle Steinmonumente, rein keltiſchen Urſprunges, nur in den öſtlichern Gegenden erſcheinen auch und oft ſehr viele ſlaviſche Alterthümer, zu denen vorzugsweiſe die Erdmonumente gehören, und dieſe beiden Claſſen von Alterthümern möglichſt ſcharf zu trennen, war mein Beſtreben. Neben den Kelten und Slaven erſcheinen im alten Ger-

Beginn unſerer Zeitrechnung die der gothiſchen Völker, die, vom ſchwarzen Meere aus, ſich vorzugsweiſe über Germanien, Scandinavien und Britannien verbreiteten, hier feſte Wohnſitze nahmen; ſich allmählig mit den ſeßhaft gebliebenen Kelten vollkommen amalgamirten, wodurch die deutſche, die ſcandinaviſche und die engliſche Nationalität im Laufe vom 2ten bis zum 8ten Jahrhundert hervorging. Durch die Bildung dieſer neuen Völker und Sprachen wurde das Keltenthum mit ſeiner alten Sprache auf wenige Winkel von Europa zurückgedrängt.

Sind die über das alte, weite Germanien verbreiteten Alterthümer mit den unzweifelbar keltiſchen in Britannien und Gallien wirklich ganz identiſch, dann werden gewiß auch die alten Germanen der keltiſchen Nationalität angehört haben, welche daher als die urſprüngliche Einwohnerſchaft des Landes erſcheint, die hier, wie in Gallien und Britannien keltiſch ſprach, ehe das deutſche Idiom herrſchend wurde. Wie nun in Britannien aus dieſer keltiſchen Einwohnerſchaft durch Zutritt der gothiſchen oder angelſächſiſchen und normanniſchen Völker ſich die engliſche Nationalität allmählig herausgebildet hat, ſo wird ſich wohl auf ähnliche Art aus den keltiſchen Germanen, durch Zutritt der gothiſchen Völker, die deutſche Nationalität entwickelt haben. Weder die Kelten noch die Gothen benutzten die Schreibkunſt zu einer Volkslitteratur, die erſt mit der chriſtlichen deutſchen beginnt; ſeit Beginn der deutſchen Litteratur, giebt es daher weder keltiſche Germanen noch Gothen, ſondern nur das Miſchvoll aus beiden, die Deutſchen.

Für die Wiſſenſchaft, für die Geſchichte des deutſchen Volkes ſchienen mir dieſe Unterſuchungen und Anſichten weſentlichen Werth zu haben, ſelbſt wenn ſie manches Irrige enthalten ſollten, was ja immer unvermeidlich iſt, und ſo entſchloß ich mich, meine gewonnenen Anſichten, ſo iſolirt ſie daſtehen, ſo ſehr ſie der hergebrachten Geſchichte entgegentreten, zur allgemeinen Prüfung der Oeffentlichkeit zu übergeben und auf meine Koſten ein größeres Werk zu ediren über das bisher vernachläſſigte, verachtete, ſelbſt verrufene Keltenthum, welches den Titel erhielt:

Anſichten über die keltiſchen Alterthümer, die Kelten überhaupt, beſonders in Deutſchland, ſo wie den keltiſchen Urſprung der Stadt Halle.

Der

Der erste Band erschien 1846, ist vorzugsweise archäologischen Inhaltes und giebt:

I. eine beschreibende Uebersicht der vorchristlichen, wie vorrömischen und vorgriechischen Alterthümer, nach geographischer Ordnung, in den europäischen Ländern, vorzüglich aber in Teutschland, so wie der analogen tschudischen, die sich vom schwarzen Meere bis nach Indien ziehen, Pg. 1—249, welche Zusammenstellung man in keiner Litteratur, am wenigsten in der teutschen findet, die Auskunft giebt über den Kreis von Alterthümern, die man als keltische zu bezeichnen haben dürfte.

II. Eine nähere, wissenschaftliche Betrachtung der Erd- und Steinmonumente, der Gräber, der Kunstsachen oder Anticaglien, auch der keltischen Münzen, wie sie besonders in Teutschland gefunden werden. Pg. 250—357.

III. Eine Erörterung über die Beziehungen dieser Alterthümer zu den seßhaften Völkern, den Kelten, Gothen, Slaven und Teutschen; — über den Zweck und die Bedeutung der germanischen Kunst-Alterthümer; — über die Menge und Großartigkeit der germanischen und verwandten Alterthümer, über die so interessante, geschmackvolle Verzierung der Kunstsachen und die Architectur der Bauwerke bei den Germanen und Kelten; — endlich über den Zustand der sehr ausgebildeten Industrie bei den Germanen und den Kelten überhaupt, Pg. 357—469.

Wenn ich nicht irre, so sind durch diese meine Arbeit die ersten Conturen einer wirklichen und wissenschaftlichen germanischen Archäologie gezeichnet, wovon das vollendetere Gemälde nun leichter auszuführen seyn dürfte; es ist das Material zusammengetragen, aus dem eine geschicktere Hand vielleicht ein vollkommneres Gebäude aufzuführen verstehet.

Alle die vorchristlichen Alterthümer — abgesehen von den römischen — so viel sich deren in Teutschland finden, begriff man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der teutschen, berücksichtigte wohl hie und da die slavischen. Meiner Ueberzeugung nach sind diese Alterthümer im Allgemeinen, und vorzugsweise alle Steinmonumente, rein keltischen Ursprunges, nur in den östlichern Gegenden erscheinen auch und oft sehr viele slavische Alterthümer, zu denen vorzugsweise die Erdmonumente gehören, und diese beiden Classen von Alterthümern möglichst scharf zu trennen, war mein Bestreben. Neben den Kelten und Slaven erscheinen im alten Ger-

manien die Gothen als ein drittes eingewandertes Volk, was wohl kaum eine Induſtrie beſaß, und wenn es vorchriſtliche gothiſche Alterthümer geben mag, ſo werden ſie wenigſtens höchſt ſelten ſeyn, aber eigentlich teutſche Alterthümer aus der vorchriſtlichen Zeit dürften kaum vorhanden ſeyn, weil eben die Bildung des teutſchen Weſens, aus keltiſchen und gothiſchen Elementen, mit Einführung des Chriſtenthumes ſo ziemlich zuſammenfallen wird. Wo die teutſchen und chriſtlichen Alterthümer beginnen, haben die heidniſchen, die keltiſchen und gothiſchen ihr Ende erreicht. Dieſer, archäologiſch gewiß ſehr wichtige Satz iſt es, der mit den herrſchenden Anſichten im vollſten Widerſpruche ſtehet, und erſt die folgende Zeit wird lehren, ob er ſich als wahr bewährt.

Wie aus der Betrachtung der Alterthümer hervorgehet, waren die heidniſchen Germanen gewiß gar kein ſo rohes, uncultivirtes Volk als man gewöhnlich annimmt. Germanien war keine Wildniß, kein Urwald ſondern im Gegentheil ganz ungemein angebauet und bevölkert, vielleicht ſo ſtark als gegenwärtig (wie ja auch am beſten die Kriege und die trefflich ausgerüſteten Armeen der Germanen gegen die Gallier und Italier, Griechen und Römer lehren), und dieſe dichte Bevölkerung ſtand in Hinſicht der Civiliſation, der Kunſt, Religion und Staatsverwaltung gewiß auf gleicher Stufe mit den alten Britten, Galliern, Italiern und Thrakern, daher auf gar keiner niedern; ferner hatten die alten Germanen eine, wohl mit der Religion zuſammenhängende, ſo ausgebildete Kunſt, wie die genannten Völker, auch mit dieſen wohl ziemlich gleiche Staats-Inſtitutionen, eine ähnliche, druidiſche Religion, deren Mittelpunkt wahrſcheinlich an der Elbe, etwa in Holſtein lag, wo ſich auch die meiſten und ſchönſten Alterthümer finden.

Wenn man ſolchen Anſichten huldiget, ſo erhalten die germaniſchen Alterthümer eine tiefe, wiſſenſchaftliche Bedeutung; den aufgerichteten Steinen, Gräbern und Anticaglien wird ein geiſtiges Leben eingehaucht, das ein großes Intereſſe rege macht. Von allen Seiten werden wir aber auf das Keltenthum hingewieſen, denn alle unſere Alterthümer, inſofern ſie nicht ſlaviſche oder römiſche ſind, dürften keltiſche ſeyn, und die überall verbreiteten keltiſchen Alterthümer ſetzen eine eben ſo verbreitete keltiſche Nationalität voraus.

So eben, wie ich dieſes ſchreibe (Ende 1851) gehet mir ein Buch zu Händen unter dem Titel: Vorſi, die Kelten und Althelvetier, Solothurn 1851, welches nicht viel mehr iſt, als ein populär

gehaltener Auszug aus dem ersten Theile meiner keltischen Alterthümer, mit besonderen Beziehungen auf die alten Helvetier und es kann mich nur freuen, wenn meine Ideen in weitern Kreise bekannt werden.

Das Keltenthum der Germanen, Britten, Gallier, der alten Italier, Thraker 2c. war durch archäologische Gründe meiner Ueberzeugung zufolge nachgewiesen, aber so schwer auch diese Gründe ins Gewicht fallen, so müssen sie doch noch andere Stützen haben, wenn sie ganz concludent und schlagend seyn sollen. Besonders sind es zwey Felder, welche ausgebeutet werden müssen, wenn klare Resultate gewonnen werden sollen, wenn die Archäologie fest unterstützt werden soll.

Nationalität und Sprache stehen unverkennbarermaßen im innigsten Zusammenhange; wenn daher die Teutschen, Engländer, Franzosen, Römer, Griechen 2c. wirklich aus der keltischen Nationalität hervorgegangen sind, so müssen wir in den Sprachen dieser Völker ein hervorstechendes keltisches Element finden, und, wenn andererseits in den erwähnten Sprachen sich ein unverkennbares keltisches Element geltend machen läßt, da werden wir auch mit Sicherheit auf ein keltisches Element im Volke schließen dürfen. Indem mir diese Sätze klar einleuchtend waren, schien es mir unerläßlich, die europäischen Sprachen in die Untersuchung zu ziehen, wenn über das Keltenthum ein gründliches Resultat gewonnen werden sollte. Ich mußte mich wieder auf ein neues, fremdes Feld wagen, that dieses mit der gewohnten Energie, ohne vor den Schwierigkeiten zurückzubeben, die mir entgegenstanden. Da noch Niemand — so viel mir bekannt — die Gesammtheit der europäischen Sprachen aus diesem keltischen Gesichtspunkte behandelt hatte, so fand ich keine, oder höchst wenige Vorarbeiten, mußte mir alles Material selbst schaffen.

Jede Sprache hat zwey wesentliche Theile, den lexicalischen (den Wortschatz) und den grammatischen (die Wortbeugung), die, beyde zusammengehörig, in ihrem Einklange die Sprache bilden, der Sprachforschung zu Grunde liegen. Für das Grammatische bin ich so wenig organisirt, als für das Mathematische, mußte mich daher auf das Lexicalische beschränken, und mir die nöthigen Wörterbücher anschaffen, da auf den hiesigen öffentlichen Bibliotheken z. B. kein wälisches Lexicon zu finden war.

Ich begann natürlich mit der, stets als Ursprache betrachteten teutschen Muttersprache, verglich deren Worte mit den Worten der lebenden keltischen Dialecte und fand so an 3000 teutsche Worte, die mit keltischen ziemlich zusammenklingen, aus diesen entstanden seyn können. Diese erste mühevolle Zusammenstellung ist — wie ich sehr wohl weiß — eine sehr unkritische, die keinen großen ächt wissenschaftlichen Werth hat, zeigt aber doch ein unabweisbares keltisches, bisher so gut als ganz übersehenes Element im Teutschen, und dürfte doch eine nicht unwichtige Arbeit seyn, besonders da sie dem künftigen Bearbeiter ein großes Material zum ersten Anhalt liefert, was leicht weiter verarbeitet werden kann. Von diesen 3000 teutschen Worten mögen recht viele irrthümlich mit keltischen zusammengestellt seyn, man mag viele wegstreichen müssen; da aber fast nur hochteutsche Worte in den Kreis der Untersuchung gezogen werden, so wird man noch sehr viele Anklänge an das Keltische finden, wenn auch die platteutschen, holländischen, dänischen, isländischen und altteutschen Worte specieller mit angezogen werden, als es geschehen ist, wodurch sich gewiß alle Worte reichlich ersetzen, die man aus meinem Verzeichnisse auszumerzen für gut befindet. Diese Zusammenstellung und Arbeit liefert:

das Verzeichniß (No. I.) von keltischen Worten, welche die Grundlage von teutschen gebildet haben und in unsere Sprache übergegangen seyn mögen, mit dem dazu gehörigen teutsch-keltischen Index (No. II.)

im zweiten Bande meiner keltischen Alterthümer v. J. 1848 Pg. 1 — 101.

Ich wendete mich nun zu der gothischen Sprache und suchte zu ermitteln: welche teutsche Worte mit gothischen zusammenklingen und aus diesen entstanden seyn mögen. Das Resultat dieser Untersuchung liefert:

das Verzeichniß (No. XI.) der teutschen Worte, die aus der gothischen Sprache stammen mögen, mit der dazu gehörigen Nachschrift, im

zweiten Bande meiner keltischen Alterthümer Pg. 715 — 728. Ich war erstaunt, zu finden, wie bey weitem die Mehrzahl der gothischen Worte (wie der keltischen), nicht in die teutsche Sprache übergegangen seyn wird. Nur 5 — 600 gothische Worte konnte ich finden, die dieser Sprache entnommen seyn werden, obwohl die wirkliche

Zahl der gothiſchen Worte im Teutſchen viel größer ſeyn mag und die deutſche Grammatik mehr der gothiſchen als keltiſchen entſprechen wird.

Iſt nun wirklich die größere Mehrzahl der gothiſchen Worte der teutſchen Sprache ganz fremd, ſo ſcheint es mir doch ein weſentlicher Irrthum zu ſeyn, wenn man, nach der herrſchenden Anſicht, Gothiſch und Teutſch für ſynonym und die Gothen, eben wegen ihrer Sprache für Teutſche hält.

Dieſen Unterſuchungen nach laſſen ſich wohl ziemlich alle teutſche Worte auf andere, ältere Sprachen zurückführen, zum größern Theil auf die keltiſche, zum kleinern Theil auf die gothiſche Sprache, natürlich abgeſehen von den Worten, die aus den neuern Sprachen ſtammen. Kann man die mehrſten teutſchen Worte wirklich auf wohlbekannte ältere Sprachen zurückführen, ſo will es mich bedünken, iſt es unrecht, die teutſche Sprache für eine Urſprache zu halten, wie es ſehr allgemein geſchiehet, man mag lieber der Wahrheit die Ehre geben, ſie für eine Miſchſprache halten und für eine neuere Sprache, wodurch ſie in gleiche Kategorie mit den meiſten europäiſchen Sprachen tritt.

Iſt aber die teutſche Sprache keine Urſprache, ſondern zuſammengeſetzt aus vorwaltend keltiſchen, verbunden mit gothiſchen Worten, ſo werden auch die Teutſchen kein Urvolk ſeyn, ſondern ein Miſchvolk, aus vorwaltend keltiſchen Elementen, oder gebildet aus einer keltiſchen Einwohnerſchaft, mit welcher ſich das ſpäter eingewanderte gothiſche Volk miſchte. Bei der engliſchen Nationalität und Sprache vermögen wir ſo ziemlich nachzuweiſen, wie dieſe ſich allmählig aus der urſprünglich keltiſchen Bevölkerung in Brittannien durch den Zutritt und die Miſchung mit dem Gothenthum entwikkelte, und einen ähnlichen Gang können ja die Verhältniſſe in Germanien genommen haben. Wie dem auch ſey, ſo dürften aus ſprachlichen wie aus archäologiſchen Gründen die alten Germanen als der keltiſchen Nationalität angehörig erſcheinen.

Um das Keltenthum der Germanen, welches offenbar die Angel iſt, um welche ſich meine Arbeit vorzugsweiſe drehet, auch aus dem Alterthume näher zu begründen, gab ich noch sub No. IV. ebenfalls im zweiten Bande meiner keltiſchen Alterthümer Pg. 172 — 292.

Die Namen von Städten, Gebirgen und Flüſſen im alten Germanien, die Perſonen-Namen von

Germanen, die in den Autoren erwähnt sind und die sonst vorkommen, die sich zum Theil in unsern Vornamen erhalten haben.

Hier sind wohl so ziemlich alle derartigen altgermanischen Worte zusammengestellt, die sich in der Litteratur finden, und es ist eine sehr große Reihe; aber teutsch klingende dürften sich unter diesen kaum finden; viele lassen sich aus der keltischen Sprache ganz wohl erklären, so ziemlich alle tragen einen keltischen Typus. Fast alle unsere Vornamen im ganzen teutschen Lande (mit Ausnahme der aus dem Christenthum hergenommenen), die alle früher Zunamen oder Familiennamen gewesen seyn dürften, werden offenbar keltische seyn, was Alles nicht für das Teutschthum der Germanen spricht. Wer nach allen diesen Darlegungen dennoch behauptet, die Germanen wären zur Römerzeit, auf jeden Fall und ohne Zweifel, Teutsche gewesen, hätten teutsch gesprochen, der möchte doch wohl eine Hypothese verfechten, die ohne alle Stütze dastehet und dürfte es wenigstens nothwendig seyn, einige specielle Gründe dafür vorzubringen. Allerdings sprach man zu der Zeit als die teutsche Litteratur beginnt, etwa im 9ten Jahrhundert und später im christlichen Germanien teutsch, aber daraus folgt gewiß nicht: daß man 9 oder nur 5 Jahrhunderte vorher dieselbe Sprache geredet hätte; zu jener Zeit hatte sich auch die französische und englische Sprache gebildet, welche die keltische Sprache verdrängten, die bis ins 6. Jahrhundert in Gallien und Brittannien geherrscht hatten.

Herr Professor Leo beschäftigte sich zu derselben Zeit, als ich, mit dem Vorkommen keltischer Wörter in der teutschen Sprache, zwar nicht in meiner umfassenden Weise, dagegen mit der ihm eigenen sprachlichen Gelehrsamkeit und scharfen Kritik. In seinen Ferienschriften vom Jahre 1848 liefert er ein Verzeichniß von etwa 300 teutschen, überall verbreiteten Worten, die Gegenstände der Landwirthschaft oder des gewöhnlichen Lebens bezeichnen, und zeigt: wie diese ohne allen Zweifel ganz ächte keltische Worte sind. Herr Professor Leo ist nichts weniger als Keltomane, er hält im Gegentheile die Germanen zu der Römerzeit für ächte teutsche, seßhafte Landesbewohner, welche teutsch sprachen, aber diese und noch viele andere Worte von den benachbarten Kelten entlehnt hätten. Es scheint mir aber doch wirklich ganz undenkbar, wie das ganze große teutsche Volk vom Rheine bis zur Eider, der Oder und der untern Donau, den eigenen teutschen Namen für die allergewöhnlichsten Le-

bensbedürfniſſe ganz vergeſſen und dafür die, aus einer fremden, wenn auch benachbarten Sprache hätte annehmen ſollen; mich will es bedünken, es ſey viel einfacher und wahrſcheinlicher, dieſe Worte für urſprünglich germaniſche und die Germanen für Kelten anzuſprechen, die erſt durch ſpätere Vermiſchung mit den eingewanderten Gothen zu Teutſchen umgebildet ſind.

Eine keltiſche Urbevölkerung von Germanien wird ſelbſt von großen Feinden des Keltenthums angenommen, auch von Jac. Grimm (Geſchichte der teutſchen Sprache 1848). Nach deſſen Anſichten (die auch Herr Prof. Leo theilen wird), war Germanien urſprünglich ein ganz keltiſches Land, bis etwa 300 Jahre v. Ch. eine teutſche oder gothiſche Einwanderung erfolgte. Natürlich können hierbei — wie mir ſcheinen will und auch Jac. Grimm annehmen dürfte — nicht alle keltiſche Urbewohner mit ihrer keltiſchen Sprache vernichtet ſeyn, ſondern es muß wohl eine Vermiſchung der Völker und der Sprachen, überhaupt des keltiſchen und gothiſchen oder teutſchen Weſens ſtattgefunden haben, daher ein Miſchvolk mit einer Miſchſprache entſtand. Wenn nun die Miſchung dieſer Völker anerkannt wird, aus welcher von ſelbſt die keltiſchen und gothiſchen Elemente in der Sprache folgen, ſo erſcheint es im Allgemeinen ziemlich gleichgültig, ob dieſe Miſchung 300 Jahre vor oder nach Chriſti ſtatt fand, aber gewiß iſt die gothiſche Einwanderung nach Germanien 300 Jahre vor Chriſti eine ganz hypothetiſche, ohne ſichere, geſchichtliche Stütze, dagegen die, in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti eine geſchichtlich feſtſtehende iſt, die Niemand in Zweifel ziehen kann. Das Werk von Jac. Grimm — Geſchichte der teutſchen Sprache, v. J. 1848 — enthält außer dem grammatiſchen Theile — der außer meiner Sphäre liegt und vortrefflich ſeyn mag — auch einen ausführlichen geſchichtlichen Theil, der — meiner Anſicht nach — ſehr viel Hypothetiſches und Irrthümliches ſagt; über dieſen habe ich eine kritiſche Betrachtung ausgearbeitet, unter dem Titel:

Beurtheilender Excurs über J. Grimm's Geſchichte der teutſchen Sprache,

die aber noch nicht gedruckt iſt, es vielleicht auch nicht wird, aber in meinem Nachlaſſe ſich finden muß.

Wie ich die teutſche Sprache in ihre keltiſchen und gothiſchen Elemente zu zerlegen ſuchte, ſo habe ich es auch mit der verwandten engliſchen Sprache gethan, die wohl mehr als $^9/_{10}$ rein kelti-

ſche Worte enthält, die hier auch den Verhältniſſen nach zu erwarten ſtehen. Dieſer Arbeit habe ich den Titel gegeben:

Nachweis von engliſchen Worten, die mit keltiſchen und angelſächſiſchen in Relation ſtehen,

ſie iſt zur Zeit auch noch nicht dem Drucke übergeben, wird ſich aber in meinem Nachlaſſe finden, und mit meinen übrigen Manuſcripten den Francke'ſchen Stiftungen übergeben werden.

Ueber die franzöſiſche Sprache ſchien es nicht nothwendig ähnliche Studien zu machen, da ſie anerkanntermaßen im Keltiſchen wurzelt, mehr als $^9/_{10}$ ihrer Worte keltiſchen Urſprunges ſind; die, gewiß ſehr gemiſchte ſpaniſche Sprache und Nationalität, habe ich zur Zeit nicht berückſichtiget, aber an keltiſchen Anklängen wird es hier gewiß nicht fehlen.

Ich wendete mich nun zu der lateiniſchen Sprache, wieder nur in lexicaliſcher Hinſicht, um die lateiniſchen Worte mit den keltiſchen, den wäliſchen, gäliſchen und bretoniſchen zu vergleichen. Das Reſultat dieſer Arbeit giebt:

das Verzeichniß (No. III.) von lateiniſchen Wörtern, welche aus der keltiſchen Sprache ſtammen mögen, unter Beifügung von entſprechenden griechiſchen Worten

in Theil II. meiner Alterthümer Pg. 105—172. Hier findet man etwa 3000 lateiniſche Worte, mit den entſprechenden, gleichklingenden keltiſchen zuſammengeſtellt, oft — wie ich gern zugebe — nicht nach ſtrenger Kritik; gar manche mögen irrthümlich auf einander bezogen ſeyn, aber eben ſo leicht wird man auch andere, von mir überſehene ſubſtituiren können und ich ſelbſt habe ſchon eine große Nachleſe geſammelt. Auf jeden Fall erſcheint das Hauptelement der lateiniſchen Sprache als ein keltiſches und man wird die allergrößte Zahl der lateiniſchen Worte, beſonders die, welche nicht direct griechiſchen Urſprunges ſind, aus der noch lebenden keltiſchen Sprache herleiten können, was ein, bisher wohl gar nicht anerkannter und wohl noch nicht ſo beſtimmt ausgeſprochener, auch für die Philologie gewiß ſehr wichtiger Satz ſeyn dürfte, von nicht unerheblichem wiſſenſchaftlichen Werthe. Sind die keltiſchen Elemente im lateiniſchen Wortſchatze wirklich ſo groß, als hier dargelegt iſt, ſo wird der Philolog, der den lexicaliſchen Theil und ſelbſt den grammatiſchen Bau dieſer Sprache ergründen oder erörtern will, doch vorzugsweiſe das Keltiſche und deſſen Einfluß zu berückſichtigen ha-

ben, wenn er über die lateiniſche Sprache und deren Urſprung zu einer klaren Anſicht kommen will.

Das keltiſche Element in der lateiniſchen Sprache kann nur zuſammenhängen und herſtammen von einem analogen im römiſchen Volke, das auch keltiſchen Urſprunges ſeyn wird, daher dürften die Römer urſprünglich dem keltiſchen Stamme angehören, aus dem durch Hinzutritt eines fremden Elementes das Römerthum entſproſſen iſt.

Das Latein, wie es uns jetzo vorliegt, dieſe bloße Litteratur- und Religionsſprache, die von keinem Volke mehr geſprochen wird, war überhaupt wohl ſtets mehr Regierungs- und Litteratursprache, als eine eigentliche Volksſprache; die Volksſprache in Italien, wohl auch in Latium, zum Theil ſelbſt in Rom, war nicht das Latein, ſondern ein ganz anderes Idiom, die lingua rustica, die gewiß kein verdorbenes Latein ſeyn kann, welches vielmehr als die ausgebildete, abgeglättete, modificirte Volksſprache zu betrachten iſt, die als ältere, gegebene erſcheint. Dieſes Latein kann man ohnmöglich, wie auch Geſchichte und Litteratur lehrt, für eine Urſprache halten, ſondern es hat ſich, ziemlich gleichzeitig mit der Geſchichte Roms, aus der alten Landesſprache entwickelt, beſonders ſeit etwa 452 v. Ch., alſo in verhältnißmäßig neuer Zeit, und iſt offenbar, wie die ganze römiſche Cultur, ſehr gräciſirt. Das Element, welches eben gräciſirt wurde, erſcheint als das keltiſche, war offenbar die alte italiſche Landesſprache, beſonders in Latium. Dieſe vorlateiniſche Sprache iſt als die oskiſche bekannt, die auch weithin durch Unteritalien, bis an die Küſte Illyrien gegenüber, herrſchte; dieſe würde hiernach in den Kreis der keltiſchen Sprachen gehören, als ein Dialect des Keltiſchen betrachtet werden können. Da wir noch Ueberreſte der oskiſchen Sprache haben werden, ſo dürfte es von Intereſſe ſeyn, deren Beziehung zur keltiſchen Sprache zu unterſuchen, was ich gelehrten Sprachforſchern überlaſſen muß. Die vorrömiſchen Schriftzeichen ſind allerdings den keltiſchen Buchſtaben ähnlich und die Entſtehung der lateiniſchen Buchſtaben aus den keltiſchen wird ſich leicht ermitteln laſſen.

Gehörten die Einwohner Latiums in vorrömiſcher Zeit und überhaupt die Osker der keltiſchen Nationalität an, welche durch Gräciſirung zu Römern wurden, ſo müſſen die, aus vorrömiſcher Zeit herſtammenden Alterthümer, keltiſche ſeyn oder den keltiſchen Character tragen. Nun wurde in Theil I. Pg. 211—221, bei der

chen, wird um so unhaltbarer seyn, da sie sich selbst gar nicht dafür ausgeben.

Das zweite Element in der griechischen Sprache, neben dem keltischen, kann nur ein semitisches, vorzugsweise ein phönizisches seyn, das lehrt die Geschichte, wie die Kunst, die Religion und Wissenschaft der Griechen. Dieses semitische Element sprachlich zu verfolgen, stand nicht in meinen Kräften, nur über die Mineralnamen habe ich einige Studien gemacht und (cit. loc. Pg. 590—595) gezeigt: wie diese aus dem Semitischen stammen, insofern sie nicht keltischen oder indischen Ursprunges sind. Neuerlich hat aber Ch. Leidenroth in seiner Abhandlung: Probe aus einer neuen Erklärung und Begründung der homerischen Sprache (in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik oder kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen von Jahn und Klotz, zwölfter Supplementband v. J. 1846 Pg. 268—551) gezeigt: welche Menge griechische Worte mit semitischen (hebräischen) im Zusammenhange stehen. Gehet man auf den von mir und Leidenroth eingeschlagenen Wegen fort, so wird man wohl so ziemlich alle griechischen Worte auf keltische und semitische zurückführen können. Siehet man sich gezwungen die griechische Sprache für eine Mischsprache und zusammengesetzt aus keltischen und semitischen Elementen anzusprechen, so wird auch das griechische Volk dieselben Grundelemente haben. Das nicht semitische Element in Sprache und Volk des Griechenthumes, das hier in sprachlicher Hinsicht als das keltische bezeichnet wurde, kann ethnographisch wohl nur das altthrakische seyn, denn die Thrakier bewohnten ursprünglich die Länder, die sich später hellenisirten und dieses thrakische Volk dürfte schon deßhalb der keltischen Nationalität zuzusprechen seyn.

Wurzelt die griechische Sprache und Nationalität im Keltischen, wie es bei der teutschen der Fall ist, so müssen sich auch große Relationen zwischen der griechischen, teutschen und keltischen Sprache finden; diese sind auch wirklich vorhanden, wie hervorgehet aus:

dem Verzeichniß (No. VII.) von griechischen Worten, die mit teutschen zusammenklingen unter Beyfügung der entsprechenden keltischen Wörter

in Theil II. Pg. 599—624 der Alterthümer. Hier sind über 800 griechische und teutsche Wörter zusammengestellt, die bei gleicher Bedeutung ganz gleich klingen, Gegenstände des gewöhnlichen Lebens bezeichnen und die im Keltischen größtentheils eben so lauten.

Die Teutſchen können dieſe ohnmöglich von den Griechen und dieſe ſie eben ſo wenig von jenen entlehnt haben; wenn aber beide Völker urſprünglich keltiſche waren, ſo erklärt ſich dieſe auffallende Thatſache ganz von ſelbſt.

Für das Keltenthum der vorgriechiſchen und thrakiſchen Völker ſprechen laut die vorgriechiſchen und thrakiſchen Alterthümer, die cyclopiſchen Mauern, aufgerichteten Steine, die Gräber mit ihren Hügeln und Urnen, und die Kunſtſachen, beſonders aus edler Bronce (näher erwähnt in Thl. I. Pg. 221), die alle ganz den keltiſchen Character tragen; aber ſelbſt alle vor- und altgriechiſche Inſtitutionen, die ſich am reinſten und längſten in Sparta, überhaupt in der doriſchen Verfaſſung erhalten haben, congruiren (wie die vorrömiſchen und altitaliſchen) ganz mit den keltiſchen. Neben einer nationalen, höchſt einflußreichen Prieſterſchaft ſtehet eine mächtige Ariſtokratie aus alten Geſchlechtern mit großen Familiengütern und ein ſehr beſchränktes Königthum, während das übrige Volk kaum politiſche Rechte genießt. Es herrſchte eine pantheiſtiſche Naturreligion ohne beſondere Götter, Götterbilder und Tempel. Die großen Familiengüter waren gewöhnlich ziemlich gleichgeſetzt und wechſelten zeitweiſe im Beſitz, damit die großen Gutsherren nicht zu Dynaſten werden ſollten. Die Künſte und Gewerbe gehörten großentheils zu den Attributen der Prieſterſchaft, waren daher ſehr ſtationair, weshalb die Kunſtſachen aller keltiſchen Länder ziemlich gleich ſind.

Aus dieſem kelto-thrakiſchen Urvolke muß wohl das Griechenthum durch ſemitiſchen Einfluß allmählig hervorgegangen ſeyn, und allerdings läßt ſich dieſer von Stufe zu Stufe verfolgen, worüber auch Thl. II. Pg. 427 deutliche Andeutungen gegeben ſind.

Phöniziſche Kaufleute hatten ſchon in der allerälteſten Zeit in den thrakiſchen und vorgriechiſchen Ländern Handelsplätze gegründet, aber das in dieſer Hinſicht einflußreichſte Ereigniß iſt erſt neuerlich ins rechte Licht geſtellt durch Movers (die Phönizier, Bd. II. 1849) und Edw. Röth (Geſchichte der abendländiſchen Philoſophie 1846). Phöniziſche kriegeriſche Stämme der Cananiter und Philiſtäer eroberten unter dem Namen der Hykſos oder Hirten um 2000 v. Ch. das benachbarte Unter-Aegypten, ſtifteten ein mächtiges Reich mit der Hauptſtadt Memphis, welches zeitweiſe über ganz Aegypten herrſchte. Dieſer phöniziſche Militairſtaat beſtand faſt 500 Jahre, da ermannte ſich Ober-Aegypten unter ſeiner alten Dy-

mer, die gar nicht mit den perſiſchen, wohl aber mit den keltiſchen in Relation ſtehen, ferner die vor- und altgriechiſchen Inſtitutionen, die alle den keltiſchen Character tragen, die keltiſchen Elemente in der griechiſchen Sprache und mehrere Gründe.

Ueber die Geneſis des Griechenthumes aus keltiſchen und ſemitiſchen Elementen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, ſowie über die Relation der vor- und altgriechiſchen Inſtitutionen mit den keltiſchen habe ich eine ausführliche Arbeit verfaßt mit dem Titel:

Ueber das keltiſche Element im Griechenthume und die Verwandtſchaft der thrakiſchen Stämme mit den keltiſchen, nebſt einer Anlage, enthaltend die altdoriſche Verfaſſung

die noch nicht gedruckt iſt, ſich in meinem Nachlaſſe finden wird und einen bisher ganz überſehenen, aber höchſt intereſſanten Gegenſtand behandelt, der gewiß große Berückſichtigung verdient.

Es blieben nun noch zwei europäiſche Sprachen und Völker, die für dieſe ethnographiſchen und ſprachlichen Unterſuchungen von höchſter Wichtigkeit erſchienen, welche näher ins Auge gefaßt werden müßten, ſollen dieſe Studien die gehörige Abrundung erhalten, nehmlich die wallachiſche oder rumaniſche und die albaniſche Sprache und Nationalität, denn die Rumanen und Albanier bewohnen ja den claſſiſchen Boden der altthrakiſchen Länder, erſtere das eigentliche Thrakien, Macedonien und Dacien, letztere das benachbarte alte Illyrien, aber Thrakier und Illyrier gehörten allen Nachrichten der Claſſiker nach zu demſelben Volksſtamme, zu einer gleichen Nationalität. Wenn die noch jetzo ſehr zahlreichen Rumanen und Albaneſen meiſt als Hirten und Bauern das Land der altthrakiſchen Völker bewohnen, das im Allgemeinen ein ſehr gebirgiges iſt, daher für fremde Eroberer wenig einladend, ſo werden ſie auch wohl ethnographiſch die alten Thrakier, ſelbſt aus vorgriechiſcher Zeit direct fortſetzen, die ohnmöglich ganz ſpurlos verſchwunden ſeyn können, und bei den Albaneſen wenigſtens ſteht dieß wohl ohne Zweifel feſt, da ſie zu allen Zeiten ihre alten Wohnſitze, ihre Nationalität, auch ihre Freiheit behaupteten, die ſelbſt jetzo, unter türkiſcher Hoheit, nicht vernichtet iſt. Hiernach ſchon erſcheint die albaniſche Sprache als die, mehr oder wenig veränderte altillyriſche, die wir freilich nicht kennen, und die jetzige rumaniſche als die, mehr oder weniger veränderte altthrakiſche Sprache, die uns ebenfalls un-

bekannt iſt; hiernach hätten wir noch bedeutende Repräſentanten des altthrakiſchen und illyriſchen Volkes, was ſeiner Zeit mit den Griechen und Römern in weſentlichen Beziehungen geſtanden haben muß.

Der Name Wlachen oder Walachen iſt ein neuer und bekanntlich nur die ſlaviſche Bezeichnung für Kelten; das Volk ſelbſt nennt ſich auch gar nicht ſo, ſondern Rumanen, d. i. Römer, ihr Name weiſt daher einerſeits auf Kelten, andererſeits auf Römer, die, wie oben ausgeführt wurde, für gräciſirte Kelten anzuſprechen ſind; man wird daher von dieſen Seiten immer an Kelten erinnert. Auch der Name Albanien iſt ein keltiſcher, beſchränkt das alte Illyrien auf das hohe Gebirge. Beide Völker ſind noch jetzt von hoher Bedeutung, denn das Rumaniſche wird von 8—10 Millionen Menſchen geſprochen, und das Albaniſche, oder Schkypi in eigener Volksſprache, von mehr als 2 Millionen, abgeſehen der 75000 Albaneſen, die im Neapolitaniſchen wohnen und hier ihr altes Weſen noch ziemlich feſtgehalten haben.

Die rumaniſche Sprache, wie die albaniſche, ſind zur Zeit noch ſehr wenig bearbeitet, wir beſitzen keine umfaßenden Wörterbücher, weshalb die Hülfsmittel ſehr beſchränkt waren, die ich mir verſchaffen konnte. Daher auch meine Arbeiten über dieſe um ſo mehr den Stempel der Unvollkommenheit tragen müſſen.

Das Rumaniſche, oder Walachiſche betrachtet man allgemein als eine ſehr neue, ſeit dem 2. und 3. Jahrhundert v. Ch. entſtandene Sprache, ſieht es als eine ſehr ausgeartete Tochter des Lateiniſchen an, die ſich gebildet habe ſeit die Römer Dacien eroberten; was man aus der albaniſchen Sprache machen ſoll, weiß man nicht recht; Adelung hielt ſie für das Ueberbleibſel eines tartariſchen Dialectes, Xylander ſpricht ſie neuerlichſt für eine indogermaniſche Sprache an, ohne ſich aber beſtimmter zu erklären.

Wenn das Rumaniſche ein verdorbenes Latein, das Albaniſche eine Urſprache, oder eine ganz außereuropäiſche wäre, ſo könnten beide Sprachen wohl keine Relation zu einander zeigen, es kommt darauf wohl an: ob Rumaniſch und Albaniſch verwandte Sprachen ſind, auch wie ſie ſich zu dem Griechiſchen, dem Lateiniſchen und dem Keltiſchen verhalten, wenigſtens in lexicaliſcher Hinſicht.

Das Verzeichniß (No. VIII.) von griechiſchen Wörtern, die mit walachiſchen und albaniſchen in Relation ſtehen werden,

in Theil II. Pg. 628—648 der Alterthümer, erörtert den ersten und zweiten jener Punkte. Es sind hier etwa 600 griechische Worte mit zusammenklingenden rumanischen und albanischen zusammengestellt, woraus allerdings ein Zusammenhang des Rumanischen und Albanischen zu einander und zu der griechischen Sprache hervorleuchten möchte; auch wird diese in Zusammenhang zu dem Altthrakischen kommen, wenn dieses durch jene Sprachen fortgesetzt wird.

Ausführlicher ist und wichtiger dürfe sein:

das Verzeichniß (No. IX.) von Wörtern des Walachischen, welches das Alttraktische fortsetzt und das Albanische, welches das Altillyrische fortsetzt, die mit lateinischen correspondiren, unter Beifügung der etwa entsprechenden keltischen Wörter

in Theil II. Pg. 646—693 meiner Alterthümer. Bei den spärlischen Hülfsmitteln kann diese Nachweisung nur eine sehr beschränkte sein, umfaßt kaum 1300 Wörter, giebt aber doch auf jeden Fall einen wichtigen Anhalt.

Zuvörderst erscheint hier deutlicher der Zusammenhang des Rumanischen mit dem Albanischen, wenn daher letzteres eine Ursprache ist, das Altillyrische fortsetzt, so kann das Rumanische nicht wohl eine neue Sprache sein, ein verdorbenes Latein. Die anerkannte große Verwandtschaft mit dem Latein wird hier ausführlich bestätigt und die Verwandtschaft mit dem Keltischen dargelegt. Gewiß ist es nicht ohne bedeutendes Interesse dieses latino-walachisch-albanische Wörterbuch mit dem latino-keltischen (No. III.) zu vergleichen, wodurch offenbar die große Verwandtschaft der lateinischen, rumanischen, albanischen Sprachen dargelegt wird, die fast nur als — wenn auch sehr verschieden — Dialecte einer Ursprache auftreten, welche wohl nur die keltische sein kann.

Das Albanische und wohl noch mehr das Rumanische enthalten eine Menge offenbar fremder eingemengter Wörter, slavische, türkische, finnische, wie es nicht anders sein kann bei dem Einflusse, den diese fremden Völker auf die Landeseinwohner geübt haben, die sie noch jetzo influiren. Dieß sind Fremdlinge, die nicht in das eigentliche Wesen der Sprache übergegangen sein werden, die man ausmerzen kann, um die Ursprache rein zu erhalten. Entfernt man diese, so stehet, wenigstens in lexicalischer Hinsicht, das Rumanische

dem Latein ſehr nahe, es verhält ſich zu letzterem etwa wie eine rohe Volksſprache zu der entſprechenden feinen, abgeſchliffenen Bücherſprache, was auch ſehr allgemein anerkannt wird und bei der Entfernung der Völker als eine höchſt ſonderbare überraſchende Thatſache daſtehet, um ſo mehr, da die alten Thraker und Römer geſchichtlich in ſehr wenigen Relationen ſtanden. Um das Problem zu erklären, bleibt faſt nichts übrig, als die Alternative: entweder iſt das Rumaniſche ein verdorbenes Latein oder das Latein iſt ein ausgebildetes Rumaniſch d. h. alt Thrakiſch. Mag man ſich aber nach dieſer oder jener Seite neigen, immer wird man davon ausgehen müſſen, die Rumanen als directe Nachkommen der alten Thraker zu betrachten.

Die erſte, jetzo allgemein herrſchende Conjectur, nach welcher das Rumaniſche eine ſecundaire Sprache, nichts als ein verdorbenes Latein iſt, hat manches Anſprechende. Die Römer kamen zwar erſt ſehr ſpät mit Thrakien in nähere Berührung, aber im Jahre 105 v. Ch. eroberten ſie Dacien, welches ein kleines Stückchen der thraciſchen Länder bildete, ſendeten auch Coloniſten hin; ſie kamen aber nie in ruhigen Beſitz des Landes, mußten es nach kaum 100 Jahren gänzlich verlaſſen. Bekanntlich und geſchichtlich iſt jede militäriſche Occupation durch das Heer eines Mutterlandes ſtets ohne weſentlichen Einfluß auf die Landesſprache, überdies ſprachen weder die römiſchen Legionen noch die Coloniſten lateiniſch, ſondern ihre Volksſprachen, etwa mit Ausnahme der obern Beamten. Wie iſt es bei dieſen Umſtänden nur denkbar, daß alle thrakiſche Völker, von Mähren bis nach Morea (wie weit die rumaniſche Sprache, beſonders unter den Ackerbauern und Hirten zum Theil in hohen ungangbaren Gebirgen verbreitet iſt), von denen wenigſtens $^9/_{10}$ mit den Römern in gar keine Beziehung kamen, ihre uralte Mutterſprache gänzlich, bis zum letzten Reſte vergeſſen und ſich dafür ein verdorbenes Latein angeeignet haben ſollten? ſolch eine Annahme dürfte kaum eine Hypotheſe, eher etwas Widerſinniges involviren. Ueberdem iſt zwar wohl jede Literaturſprache aus Verfeinerung einer Volksſprache entſtanden, ob aber ſchon irgend wo ſich eine Volksſprache durch Verderbung einer ganz fremden Literaturſprache gebildet haben ſollte, bleibt wohl ſehr zweifelhaft.

Aber, fragt man: iſt denn die zweite Alternative möglich, kann das Latein für ein ausgebildetes Rumaniſch angeſprochen

werden? hierauf möchte ich erwiedern: Dies sei allerdings möglich, selbst sehr wahrscheinlich, unter der Voraussetzung nehmlich, wenn das Rumanische die Sprache der altthrakischen Völker fortsetzt, und diese sowohl über Unter- und Mittelitalien sich in der vorrömischen Zeit verbreitet haben.

Allen Nachrichten und allen Verhältnissen nach wurde Unter- und Mittelitalien vorzugsweise von dem gegenübergelegenen Festlande aus bevölkert, woher auch noch in spätern Zeiten neue Colonien kamen, also von Illyriern und Thrakern, die sehr nahe verwandte Völker waren, zu ein und demselben, wahrscheinlich zum keltischen Volksstamme gehörten. Die eigentlichen alten Italier und Unteritalier können wohl nur diesem Stamme beizuzählen sein; ein Theil dieser Alt-Italiener waren die Osken, die nicht allein im untern Italien, sondern auch durch Latium wohnten. Hiernach dürften die ältesten Einwohner von Latium wirklich der thrakischen Nationalität angehört und die thrakische Sprache (oder einen ganz verwandten Dialect) geredet haben, die sich jetzo im Rumanischen fortsetzt, und so könnte dieses allerdings die Muttersprache des Latein sein, das sich offenbar aus der lingua rustica entwickelt hat. Dieß bestätiget auch die Archäologie, denn wir finden in Mittelitalien, besonders in Latium, dieselben vorrömischen Bauwerke, Gräber und Kunstsachen, wie in den thrakischen Ländern, die wieder den vorgriechischen Alterthümern entsprechen, und die vorrömischen sind offenbar ganz dieselben, als die vorgriechischen, altthrakischen und keltischen. Indem die thrakischen Osker sich gräcisirten, democratisirten und republicanisirten, entstand das Römerthum. Allen diesen Verhältnissen nach, wird während der vorrömischen Zeit die Sprache im alten Latium der thrakischen und dadurch der jetzigen rumanischen sehr verwandt gewesen sein, die sich zu der spätern lateinischen allerdings verhielt, wie eine rohe Volkssprache zu einer ausgebildeten, abgeschliffenen Literatursprache. Die alte italische Volkssprache, die sich in der lingua rustica fortsetzte, diese dürfte der altthrakischen sehr nahe gestanden haben und aus dieser ging die römische Literatursprache hervor, die nicht sehr tief ins eigentliche Volk drang.

Wenn man einestheils die directen Beziehungen des Rumanischen zu dem Keltischen, dem Lateinischen und Albanischen, anderntheils die Beziehungen dieses zu dem Lateinischen erwägt, so

zeigt sich überall große Verwandtschaft und immer treten das Rumanische und Albanische als Zweige der keltischen Sprache hervor, wodurch die altthrakischen und alt illyrischen Völker in den Kreis der keltischen Nationalität eingehen, wofür auch die archäologischen, enthnographischen und geschichtlichen Verhältnisse sprechen.

Wurzelt Rumanisch, Albanisch und Teutsch im Keltischen, so müssen auch Beziehungen dieser drei Sprachen zu einander vorhanden seyn, und daß dies wirklich in bedeutendem Grade der Fall ist, lehrt:

das Verzeichniß (No. X) von rumanischen und albanischen Worten, die mit deutschen ähnlich klingen und gleiche Bedeutung haben,

in Thl. II. Pg. 695—714 meiner Alterthümer. Man wird wohl kaum die Gleichheit dieser 550 teutschen Worte mit den rumanischen und albanischen bestreiten können, was gewiß eine recht auffallende Thatsache ist, denn bei dem Mangel der Völker-Beziehungen werden weder die Teutschen von den Rumanen und Albanesen diese Worte entnommen haben, noch diese von jenen, sie können daher wohl nur aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben und diese Ursprache zeigt sich als die keltische.

Nach allen diesen sprachlichen, wenigstens lexikalischen Untersuchungen dürften sich folgende Resultate ergeben, die mit den früher erwähnten archäologischen zusammentreffen: die rumanische und albanische Sprache sind sehr verwandt, beide werden in den Kreis der keltischen Dialecte gehören. Das Rumanische setzt unmittelbar das Altthrakische fort, hat nur viele fremde Einmengungen; das Albanesische setzt das verwandte Altillyrische fort, ist diesem sehr verwandt. Die alten Thraker mit den ihnen sehr verwandten Illyriern, die sich über die thrakischen, über die altgriechischen wie über die italischen Länder verbreiteten, redeten eine, dem jetzigen Keltischen nahe stehende oder verwandte Sprache, also Dialecte des Keltischen, daher gehörten auch die thrakischen und illyrischen, wie die vorgriechischen und vorrömischen oder altitalischen Völker zur Keltischen Nationalität, die daher über das ganze südliche Europa und die Donau-Gegenden, aber auch — wie früher gezeigt — über ganz Germanien verbreitet war, das sich von der Ostsee bis zur Donau-Mündung erstreckte. Der keltische Volksstamm war daher ursprünglich über ganz Europa verbreitet, vom schwarzen Meere bis zur Ost-

werden? hierauf möchte ich erwiedern: Dies ſei allerdings möglich, ſelbſt ſehr wahrſcheinlich, unter der Vorausſetzung nehmlich, wenn das Rumaniſche die Sprache der altthrakiſchen Völker fortſetzt, und dieſe ſowohl über Unter- und Mittelitalien ſich in der vorrömiſchen Zeit verbreitet haben.

Allen Nachrichten und allen Verhältniſſen nach wurde Unter- und Mittelitalien vorzugsweiſe von dem gegenübergelegenen Feſtlande aus bevölkert, woher auch noch in ſpätern Zeiten neue Colonien kamen, alſo von Illyriern und Thrakern, die ſehr nahe verwandte Völker waren, zu ein und demſelben, wahrſcheinlich zum keltiſchen Volksſtamme gehörten. Die eigentlichen alten Italier und Unteritalier können wohl nur dieſem Stamme beizuzählen ſein; ein Theil dieſer Alt-Italiener waren die Osken, die nicht allein im untern Italien, ſondern auch durch Latium wohnten. Hiernach dürften die älteſten Einwohner von Latium wirklich der thrakiſchen Nationalität angehört und die thrakiſche Sprache (oder einen ganz verwandten Dialect) geredet haben, die ſich jetzo im Rumaniſchen fortſetzt, und ſo könnte dieſes allerdings die Mutterſprache des Latein ſein, das ſich offenbar aus der lingua rustica entwickelt hat. Dieß beſtätiget auch die Archäologie, denn wir finden in Mittelitalien, beſonders in Latium, dieſelben vorrömiſchen Bauwerke, Gräber und Kunſtſachen, wie in den thrakiſchen Ländern, die wieder den vorgriechiſchen Alterthümern entſprechen, und die vorrömiſchen ſind offenbar ganz dieſelben, als die vorgriechiſchen, altthrakiſchen und keltiſchen. Indem die thrakiſchen Osker ſich gräciſirten, democratiſirten und republicaniſirten, entſtand das Römerthum. Allen dieſen Verhältniſſen nach, wird während der vorrömiſchen Zeit die Sprache im alten Latium der thrakiſchen und dadurch der jetzigen rumaniſchen ſehr verwandt geweſen ſein, die ſich zu der ſpätern lateiniſchen allerdings verhielt, wie eine rohe Volksſprache zu einer ausgebildeten, abgeſchliffenen Literaturſprache. Die alte italiſche Volksſprache, die ſich in der lingua rustica fortſetzte, dieſe dürfte der altthrakiſchen ſehr nahe geſtanden haben und aus dieſer ging die römiſche Literaturſprache hervor, die nicht ſehr tief ins eigentliche Volk drang.

Wenn man einestheils die directen Beziehungen des Rumaniſchen zu dem Keltiſchen, dem Lateiniſchen und Albaniſchen, anderntheils die Beziehungen dieſes zu dem Lateiniſchen erwägt, ſo

zeigt ſich überall große Verwandtſchaft und immer treten das Rumaniſche und Albaniſche als Zweige der keltiſchen Sprache hervor, wodurch die altthrakiſchen und alt illyriſchen Völker in den Kreis der keltiſchen Nationalität eingehen, wofür auch die archäologiſchen, enthnographiſchen und geſchichtlichen Verhältniſſe ſprechen.

Wurzelt Rumaniſch, Albaniſch und Teutſch im Keltiſchen, ſo müſſen auch Beziehungen dieſer drei Sprachen zu einander vorhanden ſeyn, und daß dies wirklich in bedeutendem Grade der Fall iſt, lehrt:

das Verzeichniß (No. X) von rumaniſchen und albaniſchen Worten, die mit deutſchen ähnlich klingen und gleiche Bedeutung haben,

in Thl. II. Pg. 695—714 meiner Alterthümer. Man wird wohl kaum die Gleichheit dieſer 550 teutſchen Worte mit den rumaniſchen und albaniſchen beſtreiten können, was gewiß eine recht auffallende Thatſache iſt, denn bei dem Mangel der Völker-Beziehungen werden weder die Teutſchen von den Rumanen und Albaneſen dieſe Worte entnommen haben, noch dieſe von jenen, ſie können daher wohl nur aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben und dieſe Urſprache zeigt ſich als die keltiſche.

Nach allen dieſen ſprachlichen, wenigſtens lexikaliſchen Unterſuchungen dürften ſich folgende Reſultate ergeben, die mit den früher erwähnten archäologiſchen zuſammentreffen: die rumaniſche und albaniſche Sprache ſind ſehr verwandt, beide werden in den Kreis der keltiſchen Dialecte gehören. Das Rumaniſche ſetzt unmittelbar das Altthrakiſche fort, hat nur viele fremde Einmengungen; das Albaneſiſche ſetzt das verwandte Altillyriſche fort, iſt dieſem ſehr verwandt. Die alten Thraker mit den ihnen ſehr verwandten Illyriern, die ſich über die thrakiſchen, über die altgriechiſchen wie über die italiſchen Länder verbreiteten, redeten eine, dem jetzigen Keltiſchen nahe ſtehende oder verwandte Sprache, alſo Dialecte des Keltiſchen, daher gehörten auch die thrakiſchen und illyriſchen, wie die vorgriechiſchen und vorrömiſchen oder altitaliſchen Völker zur Keltiſchen Nationalität, die daher über das ganze ſüdliche Europa und die Donau-Gegenden, aber auch — wie früher gezeigt — über ganz Germanien verbreitet war, das ſich von der Oſtſee bis zur Donau-Mündung erſtreckte. Der keltiſche Volksſtamm war daher urſprünglich über ganz Europa verbreitet, vom ſchwarzen Meere bis zur Oſt-

werden? hierauf möchte ich erwiedern: Dies ſei allerdings möglich, ſelbſt ſehr wahrſcheinlich, unter der Vorausſetzung nehmlich, wenn das Rumaniſche die Sprache der altthrakiſchen Völker fortſetzt, und dieſe ſowohl über Unter- und Mittelitalien ſich in der vorrömiſchen Zeit verbreitet haben.

Allen Nachrichten und allen Verhältniſſen nach wurde Unter- und Mittelitalien vorzugsweiſe von dem gegenübergelegenen Feſtlande aus bevölkert, woher auch noch in ſpätern Zeiten neue Colonien kamen, alſo von Illyriern und Thrakern, die ſehr nahe verwandte Völker waren, zu ein und demſelben, wahrſcheinlich zum keltiſchen Volksſtamme gehörten. Die eigentlichen alten Italier und Unteritalier können wohl nur dieſem Stamme beizuzählen ſein; ein Theil dieſer Alt-Italiener waren die Osken, die nicht allein im untern Italien, ſondern auch durch Latium wohnten. Hiernach dürften die älteſten Einwohner von Latium wirklich der thrakiſchen Nationalität angehört und die thrakiſche Sprache (oder einen ganz verwandten Dialect) geredet haben, die ſich jetzo im Rumaniſchen fortſetzt, und ſo könnte dieſes allerdings die Mutterſprache des Latein ſein, das ſich offenbar aus der lingua rustica entwickelt hat. Dieß beſtätiget auch die Archäologie, denn wir finden in Mittelitalien, beſonders in Latium, dieſelben vorrömiſchen Bauwerke, Gräber und Kunſtſachen, wie in den thrakiſchen Ländern, die wieder den vorgriechiſchen Alterthümern entſprechen, und die vorrömiſchen ſind offenbar ganz dieſelben, als die vorgriechiſchen, altthrakiſchen und keltiſchen. Indem die thrakiſchen Osker ſich gräciſirten, democratiſirten und republicaniſirten, entſtand das Römerthum. Allen dieſen Verhältniſſen nach, wird während der vorrömiſchen Zeit die Sprache im alten Latium der thrakiſchen und dadurch der jetzigen rumaniſchen ſehr verwandt geweſen ſein, die ſich zu der ſpätern lateiniſchen allerdings verhielt, wie eine rohe Volksſprache zu einer ausgebildeten, abgeſchliffenen Literatursprache. Die alte italiſche Volksſprache, die ſich in der lingua rustica fortſetzte, dieſe dürfte der altthrakiſchen ſehr nahe geſtanden haben und aus dieſer ging die römiſche Literatursprache hervor, die nicht ſehr tief ins eigentliche Volk drang.

Wenn man einestheils die directen Beziehungen des Rumaniſchen zu dem Keltiſchen, dem Lateiniſchen und Albaniſchen, andertheils die Beziehungen dieſes zu dem Lateiniſchen erwä-

zeigt sich überall große Verwandtschaft und immer treten das Rumanische und Albanische als Zweige der keltischen Sprache hervor, wodurch die altthrakischen und alt illyrischen Völker in den Kreis der keltischen Nationalität eingehen, wofür auch die archäologischen, enthnographischen und geschichtlichen Verhältnisse sprechen.

Wurzelt Rumanisch, Albanisch und Teutsch im Keltischen, so müssen auch Beziehungen dieser drei Sprachen zu einander vorhanden seyn, und daß dies wirklich in bedeutendem Grade der Fall ist, lehrt:

das Verzeichniß (No. X) von rumanischen und albanischen Worten, die mit deutschen ähnlich klingen und gleiche Bedeutung haben,

in Thl. II. Pg. 695—714 meiner Alterthümer. Man wird wohl kaum die Gleichheit dieser 550 teutschen Worte mit den rumanischen und albanischen bestreiten können, was gewiß eine recht auffallende Thatsache ist, denn bei dem Mangel der Völker-Beziehungen werden weder die Teutschen von den Rumanen und Albanesen diese Worte entnommen haben, noch diese von jenen, sie können daher wohl nur aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben und diese Ursprache zeigt sich als die keltische.

Nach allen diesen sprachlichen, wenigstens lexikalischen Untersuchungen dürften sich folgende Resultate ergeben, die mit den früher erwähnten archäologischen zusammentreffen: die rumanische und albanische Sprache sind sehr verwandt, beide werden in den Kreis der keltischen Dialecte gehören. Das Rumanische setzt unmittelbar das Altthrakische fort, hat nur viele fremde Einmengungen: das Albanesische setzt das verwandte Altillyrische fort, ist diesem [illegible] verwandt. Die alten Thraker mit den ihnen sehr [illegible] riern, die sich über die thrakischen, über die [illegible] die italischen Länder verbreiteten, redeten eine, dem [illegible] nahe stehende oder verwandte Sprache, also [illegible] daher gehörten auch die thrakischen und illyrischen [illegible] chischen und vorrömischen oder altitalischen [illegible] Nationalität, die daher über das [illegible] Donau-Gegenden, aber auch [illegible] Germanien verbreitet war, das [illegible] Mündung erstreckte. Der [illegible] lich über ganz Europa [illegible]

[illegible] ne [illegible] ester [illegible] re ei- [illegible] n Ein- [illegible] und die [illegible] gothische [illegible] dern der alten [illegible] schwarzen Meere [illegible] wohl zuerst in Con- [illegible] verung ihres Landes [illegible] n ihrer Sprache Gothen [illegible] so werden sie im Allgemei- [illegible] sprachlich und nationell von [illegible] en sind.

Dieſe gothiſchen Völker mit ihrer gothiſchen Sprache und ihren eigenthümlichen Inſtitutionen dringen nun auf zwei Wegen vorwärts; theils werden ſie ſich nordweſtlich gewandt haben, gehen ſiegreich durch die ſlaviſchen (ruſſiſchen) Länder auf der uralten Handelsſtraße, kommen zur Nordſee, endlich zur Oſtſee, von wo ſie gewiß nach ſchweren Kriegen mit den keltiſchen Germanen im Laufe des 1. und 2. Jahrhunderts, endlich bis zum untern Rhein als Sieger vordringen, das Land unter den Namen der Franken, Angeln, Sachſen, Gothen ꝛc. beherrſchen, ſpäter ganz Gallien erobern, das mächtige Frankenreich bilden, auch nach England überſetzen, unter dem Namen der Angelſachſen, hier ein kleines kelto-brittanniſches Reich nach dem andern erobern, endlich die Herrſchaft über ganz Brittannien erhalten. Andererſeits wenden ſie ſich weſtlich, beſiegen die thrakiſchen Länder, gehen dann allmählig der Donau entlang, vernichten die römiſche Herrſchaft, ergießen ſich über Italien, Gallien, Spanien und Germanien. Nicht allzuzahlreiche, aber thatkräftige Haufen ſetzen ſich durch Gewalt oder Compromiß in allen dieſen Ländern feſt, nehmen Landeigenthum, das ſie dynaſtiſch beſitzen, bilden den kriegeriſchen Adel und beherrſchen das Land. Im Verlaufe vom 2. bis zum 8. Jahrhundert miſchen ſich nun allmählig dieſe gothiſchen Völker mit den ſeßhaft gebliebenen Einwohnern zwiſchen denen ſie wohnen auch in Hinſicht der Sprache wie der Inſtitutionen und die verſchiedenen Religionen verwiſchen ſich in dem allgemein werdenden Chriſtenthume. Indem die Schreibkunſt aus der Hand der keltiſchen Prieſterſchaft ins Volk kommt entwickelt ſich eine Litteratur in der neuen gemiſchten Volksſprache ſeit den 8. und 9. Jahrhundert und wie dieſes der Fall iſt, giebt es keine Gothen mit gothiſcher Sprache, keine Kelten mit keltiſcher Sprache mehr, welche letztere nur auf einige iſolirte, meiſt gebirgige Punkte zurückgedrängt ſind, dagegen erſcheinen die, durch die Miſchung erzeugten, neuen Nationalitäten und Sprachen, die teutſche, engliſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche ꝛc., bei denen bald das Keltiſche, bald das Gothiſche mehr vorwaltet.

Die Siege der vordringenden Gothen benutzen andere Völker, um in deren Rücken vorzudringen und dauernde Eroberungen zu machen. Die ſlaviſchen Völker drangen von der Weichſel bis über die Elbe und Saale, ſelbſt bis Franken vor, ſlaviſirten Alles, wurden erſt nach langen und blutigen Kriegen überwältigt zurückgedrängt;

noch viel größere Eroberungen machten ſie im ſüdlichen Europa, in den thrakiſchen und illyriſchen Ländern, die ſie zum Theil ſlaviſirten, wo ſie in großen Strichen noch jetzo ſitzen. Finniſche Völker nahmen dauernde Wohnſitze in der Donau-Gegend, herrſchen noch als Magyaren in Ungarn; andere finniſche Völker kamen dort unter dem Namen der Bulgaren zu großer Macht, wurden allmählig ſlaviſirt.

Die gothiſche Invaſion längs der Donau vermögen wir ſo ziemlich geſchichtlich zu verfolgen, da dieſe mehr oder weniger das Römerthum tangirte und die römiſche Litteratur doch nicht ganz erloſch; aber von der gothiſchen Invaſion, welche durch die ſlaviſchen Länder in dem nördlichen Theil von Germanien erfolgte, in den Oſtſeegegenden, nach Skandinavien, nach Weſtphalen und bis zum Rheine hin, haben wir faſt gar keine Nachrichten, da hiervon die römiſchen Schriftſteller nichts wiſſen. Von ſolchen Zügen im 4. Jahrhundert ſpricht die Literatur, aber ſie müſſen auch ſchon viel früher ſtattgefunden haben, denn nur durch ſolche frühere Züge können die gothiſchen Franken, die Sachſen, Angeln und ähnliche Völker nach Weſtphalen und an den Rhein gekommen ſein, wo ſie ſeit etwa dem 2. Jahrhundert erſcheinen, indem zugleich die Namen der alten germaniſchen Völker verſchwinden, alle Verhältniſſe verändert erſcheinen.

Solche Heerzüge der Gothen theils auf dem nördlichen Wege durch die ſlaviſchen Länder, theils auf dem weſtlichen Wege längs der Donau, brachten im Laufe der erſten Jahrhunderte nach Chr. ganz Germanien unter die Herrſchaft der Gothen. Indem dieſe ſich ſeßhaft machten, feſte Wohnſitze mit Grundbeſitz zwiſchen den keltiſchen Einwohnern nahmen, das Heer und den Adel Germaniens neu bildeten, ſo miſchten ſich dieſe verſchiedenen Völker inniger von Generation zu Generation, die Germanen gothiſirten ſich in Sprache und Inſtitutionen, das Chriſtenthum, das die alten verſchiedenen Religionen verdrängte, einigte beide inniger und das ſo allmählig gebildete Miſchvolk iſt eben das teutſche Volk, das bei ſeiner Bildung chriſtlich ward, eben ſo wohl keltiſche wie gothiſche Elemente zeigt in der Sprache, in den Inſtitutionen und allen Verhältniſſen; daher ſind die vorchriſtlichen Alterthümer keltiſche, die mit dem Chriſtenthume aufhören, daher giebt es keine teutſchen Alterthümer aus vorchriſtlicher Zeit.

In jedem Districte mag ſich die Miſchung der keltogermaniſchen und gothiſchen Sprache je nach den vorhandenen Grundelementen anders geſtaltet haben, beſonders da es im Keltiſchen, wohl auch im Gothiſchen verſchiedene Dialecte gab. Vielleicht entſtand an jedem Orte ein eigenthümlicher Gargon der neuen Miſchſprache wovon ſich auch noch jetzo Spuren zeigen möchten. Die verwandten Gargons, mit ähnlichen Grundelementen geſtalteten ſich zu einem weithin herrſchenden Dialecte, wie das Platt- und Hochteutſche, das Holländiſche, Däniſche ꝛc. Manche dieſer Dialecte wurden, beſonders durch Einfluß der Höfe und Sänger zur Dichter-, Converſations-, Regierungs- und Litteraturſprache erhoben, als ſolche mehr und mehr ausgebildet, auch verbreitet; von allen dieſen Litteraturſprachen iſt unſer jetziges Hochteutſch die vorherrſchende geworden, bildet die teutſche Sprache im engſten Sinne. Ohngefähr dieſen Gang ſcheint mir die Bildung unſerer heimiſchen Sprache genommen zu haben.

Neuerlichſt hat Jac. Grimm in ſeiner Geſchichte der teutſchen Sprache v. Jahre 1848 eine andere Anſicht geltend zu machen geſucht, die wohl viel Eingang finden wird, weil es Mode iſt, Alles zu bewundern, was der gelehrte Herr Verfaſſer ſagt. Mag es vergönnt ſeyn einige Worte hierüber beizubringen, wobei ich nur vorläufig bemerken will, wie hier von Grimm die Worte: Germaniſch, Gothiſch und Teutſch als faſt ſynonym betrachtet werden, was ich für irrthümlich halte, wodurch viel Unklarheit in die Darſtellung kommt.

J. Grimm nimmt ſelbſt eine keltiſche Urbevölkerung Germaniens an (Pg. 164), räumt den Kelten noch zu des Tacitus Zeiten — alſo in einer verhältnißmäßig ſpäten Periode — einen großen Theil von Germanien ein, erkennt die Helvetii, Boji, Guttones, Aestii für Kelten zur Römerzeit, will aber deſſen ungeachtet von keltiſchen Elementen in der teutſchen Nationalität und Sprache nichts wiſſen. Dem ſüdlichen Theil des alten Germaniens an der untern Donau, dem giebt er eine urſprüngliche teutſche Bevölkerung.

Er geht von dem Satze aus (Pg. 800): die Getae (im alten Getenlande) und Gaudae oder Gothi, ſo wie die Daci (im alten Dacia) und die Dani ſind den Worten nach gleich, folglich müſſen es auch die Völker geweſen ſeyn. Die alten Getae und Daci der griechiſchen Schriftſteller ſind daher die Gothi und Dani des Mittelalters, dieſe waren Teutſche, folglich waren es jene auch.

Das Land der alten Geten und Daken war daher urſprünglich von Teutſchen bewohnt, die ſich von hier aus ſchon in ſehr früher Zeit über das keltiſche Germanien verbreiteten, welches zur Römerzeit faſt ganz teutſch war, die eigentliche Völkerwänderung ſetzt der Herr Verfaſſer lange vor Chriſti Geburt, denn nach Pg. 809 ſollen die gothiſchen oder teutſchen Völker ſchon um die Zeit Alexanders des Großen (um 330 v. Chr.) vom ſchwarzen Meere her nach Germanien bis zur Oſtſee und zum Rheine gekommen ſeyn, wodurch das keltiſche Germanien teutſch wurde. Durch die Geſchichte dürfte dieſe Annahme eben nicht unterſtützt werden, auch ſprechen die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller bis nach dem Schluſſe des erſten Jahrhunderts n. Chr. wohl von keltiſchen, aber nie von gothiſchen oder teutſchen Völkern in Germanien. Dieſer Aufſtellung von J. Grimm iſt neuerlichſt auch Prof. Leo gefolgt, in ſeinem Lehrbuche der Univerſalgeſchichte, Bd. II. Geſchichte des Mittelalters, dritte Auflage, Halle 1851.

Für ethnographiſche Unterſuchungen dürfte die Aehnlichkeit oder Gleichheit der Namen an ſich allein wohl ein unſicheres Fundament ſeyn, da im Laufe der Zeit die Namen oft eine ganz andere Bedeutung erhalten, wie die Erfahrung vielfach lehrt. Nehmen wir nun unſern eigenen Volksnamen — Preußen — der ohne Zweifel herkommt und zuſammenhängt mit den alten Prutzen, einer neuerlichſt ganz erloſchenen ſlaviſchen Völkerſchaft; wie irrig würde es ſeyn, wenn man einſtens ſchließen wollte: weil die Prutzen Slaven waren, müſſen auch alle Preußen dieſer Nationalität angehört und ſlaviſch geſprochen haben.

Ob Getae und Gothi gleiche Worte ſind, oder von einander abſtammin, dürfte ziemlich unerheblich ſeyn, alles kommt wohl darauf an: ob ſie ethnographiſch und geſchichtlich ein und daſſelbe Volk waren, dieſelbe Sprache, dieſelben Inſtitutionen, dieſelbe Religion hatten. Dies aber war gewiß nicht der Fall. Der Litteratur zufolge gehörten die alten Getae und Daci dem thrakiſchen Volksſtamme an, ſprachen daher thrakiſch, hatten thrakiſche Inſtitutionen, die thrakiſche Religion, können daher nicht wohl Teutſche oder Gothen geweſen ſeyn, die in allen von den Thrakern verſchieden waren. Die unmittelbaren Nachkommen der immer ſeßhaft gebliebenen Getae, Daci, Thraci, werden die jetzigen Rumanen ſeyn, die rumaniſch ſprechen, nichts weniger als Teutſche ſind. In das alte thrako-ge-

tiſche Land drangen in den erſten Jahrhunderten nach Chriſto gothiſche Völker ein, beherrſchten es eine Zeit lang, ſetzten den Staat der Geten fort, mögen ſich ſelbſt Geten, in ihrer Sprache Gothen genannt haben, zögen ſich dann aber weiter weſtlich.

Unklarer und verworrener als über die älteſte Geſchichte des teutſchen Volkes ſcheint mir J. Grimm über die alte Geſchichte der teutſchen Sprache zu reden. Er nimmt eine teutſche Urſprache an, aber nicht die gothiſche des Ulfilas, ſondern eine andere, zwar verwandte, aber ganz unbekannte, welche die alten Geten und Gothen ſprachen. Dieſe unbekannte, untergegangene Sprache hat ſich, nach Pg. 835 und 837, in verſchiedenen Zeiträumen und bei verſchiedenen Völkern verſchoben, was mit dem Muthe und dem Stolze derſelben in Verbindung ſtehen wird. Manche teutſche Völker blieben auf der erſten, andere auf der zweiten, noch andere auf der dritten Stufe der Lautverſchiebung ſtehen, wodurch unſere jetzigen teutſchen Sprachen bedingt ſind. Mir will es nicht gelingen, hier einen klaren Sinn finden zu können, mag es Anderen, Begabteren möglich ſeyn.

J. Grimm giebt Pg. 163 als Grundlage ſeines Werkes eine ethnographiſche Tabelle der Urvölker von Europa, deren Glieder Einwanderungen, auch wohl Stämme genannt werden, welche folgendermaßen geordnet ſind:

1) der griechiſche Stamm,
2) der römiſche Stamm,
3) der keltiſche Stamm, das dritte Volk europäiſcher Geſchichte (alſo jünger als Griechen und Römer),
4) der teutſche Stamm, das vierte in Europa vorrückende Volk,
5) die Litthauen, das fünfte europäiſche Volk,
6) der ſlaviſche Stamm,
7) der finniſche Stamm,
8) der iberiſche (baskiſche) Stamm (alſo wohl jünger als alle vorher genannten)
9) der thrakiſche Stamm,
10) der ſkythiſche Stamm.

Mag ich dieſe Tabelle, aus welchem Geſichtspunkte es auch ſey, betrachten, immer bleibt ſie mir gleich unklar und verworren.

Weder die Griechen noch die Römer haben ſich, ſo viel ich weiß, für Urvölker gehalten, im Gegentheil fällt die Bildung des

römiſchen Weſens mit der lateiniſchen Sprache etwa ins 4. Jahrh. v. Chr., ſelbſt die Gründung von Rom wird erſt ins 7. Jahrhundert geſetzt, wenn auch Italien mit ſeinen italiſchen Völkern, eine viel ältere Geſchichte hat, für welche auch die vorrömiſchen Alterthümer ſprechen. Wollte man mit dem Herrn Verfaſſer den Anfang des Griechenthumes ſelbſt um etwa 1800 v. Chr. ſetzen, ſo fällt doch in dieſe Zeit erſt die Einwanderung der phöniziſchen Völker in die ſpäter griechiſchen Länder, die damals von einer andern Nationalität bewohnt wurden, aus der das Griechenthum eben hervorging, wie ſchon Herodot erwähnt, und dieſe Nationalität iſt daher gewiß älter als die griechiſche.

Warum die Kelten erſt das dritte Volk europäiſcher Geſchichte ſein ſollen, daher wohl jünger als die Römer, begreift man nicht wohl, da ſie von Herodot erwähnt werden, und in der älteſten Geſchichte ſchon eine wichtige Rolle ſpielen.

Der teutſche Stamm ſoll das vierte in Europa vorrückende Volk ſeyn. Hiermit können wohl nicht die Teutſchen oder Gothen gemeint ſein, die in der Zeit nach Chriſto in Europa vorrückten, auch wohl nicht die, welche nach des Verfaſſers Hypotheſe 300 Jahr v. Chr. nach Teutſchland kamen, ſondern es ſind wohl die gemeint, die nach des Verfaſſers Meinung von jeher in dem Lande der Geten und Daken wohnten, von hier in verſchiedenen Zeiträumen nach Germanien kamen; dann aber erſcheinen ſie hier als ein Urvolk, nicht als jünger wie Römer und Griechen. Strabo ſucht ausführlich darzulegen, wie — zur Römerzeit — Germanen und Gallier zur gleichen Nationalität gehört hätten; wer nun die damaligen Germanen, die Geten und Daken für Teutſche hielt, der wird auch die Gallier dahin zählen können, was doch wohl nicht thunlich ſeyn möchte.

Warum die Litthauer als das fünfte Volk für älter oder mächtiger als die Slaven und Finnen angeſprochen werden, ſcheint mit nichts unterſtützt. Die Basken, die ſo ganz eigenthümlich daſtehen, tragen mehr den Character eines alten, als eines neuen Volkes. Die Thraker erhalten erſt die neunte Stelle, obwohl ſie von den Griechen ſelbſt für das älteſte und größte Volk angeſehn werden. Der ſogenannte ſkythiſche Stamm hat wohl gar keine ethnographiſche Bedeutung, ſtehet deßhalb vielleicht zuletzt, obwohl der Name ein uralter iſt.

Meinen unvorgreiflichen Ansichten nach, gestützt auf einige sprachliche, ethnographische und geschichtliche Forschungen, stellt sich die Tafel der Nationalitäten und diesen entsprechender Sprachen für Europa, wesentlich anders, etwa folgendermaßen:

A. Primitive Völker oder Urstämme, deren relatives Alter außer aller Geschichte liegt.

1. Finnen, mit ihrer eigenthümlichen Sprache, in Asien sehr verbreitet, in Europa nur im äußersten Norden heimisch, hier in früherer Zeit vielleicht weiter südlich verbreitet als jetzt. Zu dieser finnischen Nationalität mögen auch die Magyaren in Ungarn gehören, die aber erst im Mittelalter aus Asien in die alt thrakischen Länder einwanderten, wenigstens hat deren Sprache mit der finnischen noch die meiste Analogie; ihnen nationell verwandt dürften die ziemlich gleichzeitig eingewanderten Bulgaren seyn, jetzo meistens slavisirt.

2. Die Slaven mit den verwandten Litthauern, und ihrer eigenthümlichen Ursprache, in Osten von Europa sehr verbreitet, seit dem Mittelalter auch in großen Strichen des südlichen, selbst im mittleren Europa verbreitet.

3. Die Basken mit ihrer absonderlichen Sprache ohne irgend eine Verwandtschaft, ein kleines, ganz eigenthümliches, sehr isolirt dastehendes Urvolk der Pyrenäen, früher vielleicht weiter verbreitet.

4. Die Kelten, das eigentliche große europäische Urvolk, das aus Indien stammen mag, sich in einer Urzeit, in einer vorgeschichtlichen Epoche, allmählig fast über ganz Europa verbreitete. Zu ihnen gehörten die thrakischen und illyrischen Stämme, welche die Donaugegend und das südliche Europa mit Kleinasien inne hatten, ferner die alt italischen Völker im südlichen und mittlern Italien, die alt gallischen Völker in Gallien und Oberitalien, die ganz verwandten germanischen Völker und die celtiberischen in Hispanien. Ihre im Alterthume so weit verbreitete eigenthümliche Sprache, hatte wahrscheinlich mehrere Dialecte, als die noch lebende. Im Laufe der Zeit wurde das alte Keltenthum mehr und mehr beschränkt durch die Mischung mit eingedrungenen fremden Völkern, wodurch sich neue Nationalitäten und Sprachen bildeten.

Einheimiſch iſt, wohl in ziemlicher Reinheit, die keltiſche Sprache noch gegenwärtig:

a) in dem engliſchen Fürſtenthume Wales, wo der wälſche oder kimriſche Dialect noch von faſt einer Million Menſchen geſprochen wird, ſich ſeit dem Alterthume nicht weſentlich geändert zu haben ſcheint, früher über ganz England, wohl über das nördliche Germanien, vielleicht noch in andern Gegenden verbreitet geweſen ſeyn mag;

b) in der franzöſiſchen Bretagne, dem alten Armorica, mit dem bretoniſchen Dialect oder dem Breizuneck, dem wäliſchen ſehr verwandt, früher offenbar viel weiter verbreitet als jetzo;

c) in Irland und Hochſchottland mit dem gäliſchen Dialecte, in zwei Verſchiedenheiten, dem eigentlichen Gäliſchen oder Caledoniſchen in Hochſchottland und auf den Hebriden, geſprochen von mehr als 200,000 Menſchen, und dem Iriſchen oder Erſiſchen in Irland und den benachbarten Inſeln, geſprochen von weit mehr als einer Million Menſchen.

Zu den, wenn auch ſehr verunreinigten und vermengten Sprachen, welche das Altkeltiſche direct fortſetzen und zu den, dieſen entſprechenden Nationalitäten dürften gehören:

a) das Albaniſche oder Schkypi, geſprochen von 2 Millionen Albaneſen, in dem rauhen, gebirgigen Albanien, dem alten Illiris, welche in Volk und Sprache, wie auch in manchen Inſtitutionen die alten Illyrier fortſetzen, die früher weiter an den Küſten des adriatiſchen Meeres verbreitet waren, als jetzo.

b) das Rumaniſche oder Walachiſche, geſprochen von der walachiſchen Nationalität an der untern Donau und von Mähren bis Morea, in dem Lande der alten Geten und Thraker, welches das Altthrakiſche fortſetzen wird, freilich gemengt mit viel Fremdem, geredet von 8—10 Millionen Rumanen.

c) das Curwälſche oder Romaniſch, wie es in einem Theile der Schweizer-Hochalpen, in Graubündten, Engadin ꝛc. geſprochen wird, hat vielleicht einen alt galliſchen oder thraliſchen Dialect zur Grundlage, gemengt mit vielen deutſchen Worten, doch iſt mir dieſe Sprache nicht bekannt.

B. Später in Europa eingewanderte Völker (abgeſehen von den ſchon erwähnten Magyaren und Bulgaren) die feſte Wohnſitze nahmen, ſich mit

Meinen unvorgreiflichen Ansichten nach, gestützt auf einige sprachliche, ethnographische und geschichtliche Forschungen, stellt sich die Tafel der Nationalitäten und diesen entsprechender Sprachen für Europa, wesentlich anders, etwa folgendermaßen:

A. Primitive Völker oder Urstämme, deren relatives Alter außer aller Geschichte liegt.

1. Finnen, mit ihrer eigenthümlichen Sprache, in Asien sehr verbreitet, in Europa nur im äußersten Norden heimisch, hier in früherer Zeit vielleicht weiter südlich verbreitet als jetzt. Zu dieser finnischen Nationalität mögen auch die Magyaren in Ungarn gehören, die aber erst im Mittelalter aus Asien in die alt thrakischen Länder einwanderten, wenigstens hat deren Sprache mit der finnischen noch die meiste Analogie; ihnen nationell verwandt dürften die ziemlich gleichzeitig eingewanderten Bulgaren seyn, jetzo meistens slavisirt.

2. Die Slaven mit den verwandten Litthauern, und ihrer eigenthümlichen Ursprache, in Osten von Europa sehr verbreitet, seit dem Mittelalter auch in großen Strichen des südlichen, selbst im mittleren Europa verbreitet.

3. Die Basken mit ihrer absonderlichen Sprache ohne irgend eine Verwandtschaft, ein kleines, ganz eigenthümliches, sehr isolirt dastehendes Urvolk der Pyrenäen, früher vielleicht weiter verbreitet.

4. Die Kelten, das eigentliche große europäische Urvolk, das aus Indien stammen mag, sich in einer Urzeit, in einer vorgeschichtlichen Epoche, allmählig fast über ganz Europa verbreitete. Zu ihnen gehörten die thrakischen und illyrischen Stämme, welche die Donaugegend und das südliche Europa mit Kleinasien inne hatten, ferner die alt italischen Völker im südlichen und mittlern Italien, die alt gallischen Völker in Gallien und Oberitalien, die ganz verwandten germanischen Völker und die celtiberischen in Hispanien. Ihre im Alterthume so weit verbreitete eigenthümliche Sprache, hatte wahrscheinlich mehrere Dialecte, als die noch lebende. Im Laufe der Zeit wurde das alte Keltenthum mehr und mehr beschränkt durch die Mischung mit eingedrungenen fremden Völkern, wodurch sich neue Nationalitäten und Sprachen bildeten.

Einheimiſch iſt, wohl in ziemlicher Reinheit, die keltiſche Sprache noch gegenwärtig:

a) in dem engliſchen Fürſtenthume Wales, wo der wälſche oder kimriſche Dialect noch von faſt einer Million Menſchen geſprochen wird, ſich ſeit dem Alterthume nicht weſentlich geändert zu haben ſcheint, früher über ganz England, wohl über das nördliche Germanien, vielleicht noch in andern Gegenden verbreitet geweſen ſeyn mag;

b) in der franzöſiſchen Bretagne, dem alten Armorica, mit dem bretoniſchen Dialect oder dem Breizuneck, dem wäliſchen ſehr verwandt, früher offenbar viel weiter verbreitet als jetzo;

c) in Irland und Hochſchottland mit dem gäliſchen Dialecte, in zwei Verſchiedenheiten, dem eigentlichen Gäliſchen oder Caledoniſchen in Hochſchottland und auf den Hebriden, geſprochen von mehr als 200,000 Menſchen, und dem Iriſchen oder Erſiſchen in Irland und den benachbarten Inſeln, geſprochen von weit mehr als einer Million Menſchen.

Zu den, wenn auch ſehr verunreinigten und vermengten Sprachen, welche das Altkeltiſche direct fortſetzen und zu den, dieſen entſprechenden Nationalitäten dürften gehören:

a) das Albaniſche oder Schkypi, geſprochen von 2 Millionen Albaneſen, in dem rauhen, gebirgigen Albanien, dem alten Illiris, welche in Volk und Sprache, wie auch in manchen Inſtitutionen die alten Illyrier fortſetzen, die früher weiter an den Küſten des adriatiſchen Meeres verbreitet waren, als jetzo.

b) das Rumaniſche oder Walachiſche, geſprochen von der walachiſchen Nationalität an der untern Donau und von Mähren bis Morea, in dem Lande der alten Geten und Thraker, welches das Altthrakiſche fortſetzen wird, freilich gemengt mit viel Fremdem, geredet von 8—10 Millionen Rumanen.

c) das Curwälſche oder Romaniſch, wie es in einem Theile der Schweizer-Hochalpen, in Graubündten, Engadin ꝛc. geſprochen wird, hat vielleicht einen alt galliſchen oder thrakiſchen Dialect zur Grundlage, gemengt mit vielen deutſchen Worten, doch iſt mir dieſe Sprache nicht bekannt.

B. Später in Europa eingewanderte Völker (abgeſehen von den ſchon erwähnten Magyaren und Bulgaren) die feſte Wohnſitze nahmen, ſich mit

der vorhandenen keltischen Einwohnerschaft zu neuen Nationalitäten amalgamirten.

1. Die semitischen Phönizier, in Asien früher sehr verbreitet, hatten auch Unterägypten erobert und 500 Jahre beherrscht unter dem Namen der Hyksos; diese wurden um 1600 v. Chr. von hier vertrieben, nahmen neue Wohnsitze an den Küsten des Mittelmeeres, vorzugsweise in den thrakischen Landen; hier amalgamirten sie sich mit der kelto-thrakischen Einwohnerschaft und dieses Mischvolk bildet die Hellenen oder Griechen. Dieses Griechenthum verschmolz in sich die keltischen und semitischen Elemente aus denen es besteht.

2. Die Gothen, ein Stamm unbekannten Ursprunges, vielleicht den Persern verwandt, welcher, wie sein Name und seine Nationalität in der Geschichte auftaucht, in Skythien, in der Umgebung des schwarzen Meeres wohnte, bildet die zweite geschichtlich bekannte Einwanderung in Europa. Seit der Zeit um Christi Geburt und in den ersten Jahrhunderten setzt er sich, gedrängt von östlichen Völkern, in Bewegung, ziehet theils nordwestlich an die Ost- und Nordsee bis zum Rhein (als Franken, Angeln, Sachsen, Gothen ꝛc.), theils westlich durch die Donaugegenden, ergießt sich in einzelnen Abtheilungen allmählig fast über alle Länder von Europa. Ueberall, besonders in den nördlichen Gegenden, in Germanien, Skandinavien und Brittannien nehmen dann die einzelnen Heerhaufen feste Wohnsitze und Landbesitze und amalgamiren sich allmählig gänzlich mit der seßhaften keltischen Bevölkerung, wodurch Mischvölker entstehen, die theils mehr den gothischen, theils mehr den keltischen Character tragen, in ihrem Wesen, wie in ihrer Sprache, und das Christenthum verwischte die Verschiedenheit der Religionen. In der langen Zeit vom 2. bis 9. Jahrhundert ist diese Amalgamation bewirkt. Das Heidenthum und das Gothenthum ist ganz verschwunden, das alte, reine Keltenthum auf einige isolirte Gegenden zurückgedrängt, es haben sich neue, secundaire Völker und Sprachen aus dieser Mischung gebildet, eine früher nicht vorhandene Volksliteratur beginnt zu erscheinen und wie das geschiehet, sind die alten Zustände verwischt, es giebt keine Gothen mehr und (christliche) Kelten nur in den wenigen erwähnten Districten.

C. Secundaire neuere Völker und Sprachen, hervorgegangen aus den einheimischen keltischen Elementen durch Vermischung mit fremden.

1. Die Griechen mit ihrer griechischen Sprache. Indem seit etwa 1600 v. Chr. phönizische Heerhaufen bei ihrer Vertreibung aus Aegypten, feste Wohnsitze an den kelto-thrakischen Küsten nahmen, und sich allmählig diese Einwanderer mit der seßhaften Bevölkerung mischen, auch beide eine gemeinsame Religion annahmen, neue Staaten bildeten, so entwickelte sich eine neue Nationalität und Sprache aus diesen keltischen und phönizischen Elementen, die griechische, die bald einen eigenthümlichen Typus annahm. Als dieser sich im Laufe der Zeit vollkommen ausgebildet hatte, als eine griechische Volksliteratur begann, da waren die Erinnerungen an die Grundelemente verdunkelt, selbst vergessen. Das Griechenthum wird daher als ein semitisirtes Keltenthum zu betrachten sein, welches dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen hat.

2. Die Römer mit ihrer lateinischen Sprache. Das altitalische, besonders das oskische Volk in Latium, wird der kelto-thrakischen Nationalität angehört haben. Indem diese Latiner revolutionirten, sich democratisirten, dabei die Institutionen, die Republik und die Religion der Griechen annahmen, gräcisirten sie sich in ihrem ganzen Wesen und ihrer Sprache. So bildete sich allmälig die lateinische Sprache, etwa um 400 v. Chr., welche als eine gräcisirte keltische zu betrachten sein wird, die weniger Volkssprache, als Regierungs-, Literatur- und Conversationssprache gewesen sein dürfte, als solche aber durch die ausgedehnten Eroberungen Roms eine ungeheure Verbreitung, wenn auch nicht in den Völkern selbst erhielt. Als die ausgebildete lateinische Literatur begann, da waren die alten Verhältnisse verwischt, ziemlich vergessen. Im eigentlichen Volke Italiens, wenigstens außerhalb von Rom und seiner Umgebung, herrschte bis in die späteren Zeiten die alte Volkssprache, die lingua rustica, die nichts weniger als ein verdorbenes Latein ist. Eben weil das Latein nicht tief ins eigentliche Volk Italiens eindrang, sondern vorzüglich Regierungssprache war, erlosch dieses Latein auch im Volke gänzlich beim Falle der Regierung selbst in Rom, blieb bloß Religions- und Gelehrtensprache.

3. Die jetzige italienische Nationalität und

Sprache, bildete ſich während des Mittelalters nicht aus den Römern, ſondern aus den italiſchen Völkern und Sprachen, zu denen viel Fremdes zutrat. Die italieniſche Literaturſprache wird entſtanden ſein durch Latiniſirung der alten Volksſprache, beſonders der alten etruriſchen, bildete ſich mit der Literatur beſonders vom 10. — 12. Jahrh. aus.

4. Die franzöſiſche jetzige Nationalität umfaßt zwei Völker und Volksſprachen, die provencaliſche im Süden und die franzöſiſche im Norden, welche letztere zugleich allgemeine Literatur-, Regierungs- und Converſationsſprache der höhern Zirkel iſt und Frankreich zuſammenhält. Dieſe beiden franzöſiſchen Völker ſetzen die alten keltogalliſchen fort und ihre Sprachen baſiren offenbar auf den alt heimiſchen Dialecten, zu denen viel Fremdes trat, die ſich wohl mehr oder weniger latiniſirten. Das alte Keltenthum mit ſeiner Sprache und Religion mag etwa im 6. Jahrh. ganz erloſchen ſein (abgeſehen von der Bretagne). Erſt bildete ſich das Provencaliſche, beſonders ſeit dem 10. Jahrh. aus, ſpäter das Franzöſiſche. Das franzöſiſche Volk ſetzt im Allgemeinen das Alt-Keltiſche fort, wurde von dem Gothenthume nicht ſo ſtark influirt wie Britannien und Germanien.

5. Die ſpaniſche, wie die ſehr verwandte portugiſiſche Nationalität nebſt eigenthümlicher Sprache, ſetzt wohl im Allgemeinen die alten Iberer fort, deren Grundſtock im Keltiſchen wurzeln wird, zu dieſen traten wohl urſprünglich baskiſche, ſeit vielleicht 1800 v. Chr. phöniziſche, ſeit etwa 200 v. Chr. römiſche, dann im Mittelalter ſeit 412 gothiſche, ſeit 740 arabiſche Elemente. Die Grundlage der ſpaniſchen Sprache dürfte ein vielleicht etwas romaniſirtes Keltiſch ſein mit vielen fremden Beimiſchungen. Die jetzige Literaturſprache hat ſich aus dem caſtiliſchen Dialecte, beſonders ſeit dem 12. Jahrh. ausgebildet.

6. Die engliſche Nationalität mit ihrer engliſchen Sprache ſetzt offenbar die alt britiſche fort, wurzelt noch ſo recht im Keltiſchen, auch in ihren Staats-Inſtitutionen, da ihre noch heute höchſt mächtige Ariſtocratie, mit unermeßlichem Familienbeſitz, auch jetzo der Hort des Landes, noch ſehr auf keltiſcher Baſis ſteht, auch eine groß alt-keltiſche Einwohnerſchaft mit alt-keltiſcher Sprache die Engländer in Wales, Schottland und Irland umgiebt. Nirgends können wir wohl beſſer als hier die Geſchichte dieſer neuen Sprache und Nationalität verfolgen. Die militai-

riſche Invaſion der Römer vom 1.—4. Jahrh. wird ohne ſonderliche volksthümliche Bedeutung geweſen ſein, aber ſeit 450 v. Chr. drangen gothiſche Stämme, unter den Namen der Angeln und Sachſen, ſeit etwa 1013 gothiſche Dänen und Norweger (alle wohl ſchon in den germaniſchen Ländern mehr oder weniger germaniſirt) und ſeit 1066 franzöſiſirte Gothen oder Normannen ein, die im keltiſchen Britannien Wohnſitze mit Landbeſitz nahmen, dieſes zwar erobern, beherrſchen, ſich aber mit der keltiſchen Einwohnerſchaft vollkommen amalgamiren, beſonders durch Hülfe des Chriſtenthumes, durch welchen Prozeß die engliſche Nationalität mit breiter keltiſcher Baſis gebildet wurde, auch die engliſche Sprache, die bei $^9/_{10}$ keltiſchen Wörtern, nur als ein gothiſirtes Keltiſch zu betrachten ſein dürfte. Sie iſt nur in einem Theile Englands Volksſprache, aber im ganzen Lande Literatur-, Regierungs- und Converſationsſprache, hält als ſolche das Ganze zuſammen.

7. Die teutſche Nationalität in ihren verſchiedenen Stämmen und Sprachen ſetzt ohne Zweifel die germaniſche fort, die der Archäologie und Literatur nach eine keltiſche war, ſehr verwandt der galliſchen, mit rein keltiſchen Inſtitutionen; daß ſie es war, lehrt beſonders auch die jetzige teutſche Sprache in allen ihren Idiomen, deren Wortſchatz vorzugsweiſe im Keltiſchen wurzelt. Nur auf den unbedeutenden ſüdlichſten Theil übten die Römer, und erſt in ſpäterer Zeit einigen Einfluß aus, übrigens gar keinen auf das große Germanien im Allgemeinen. Seit etwa dem erſten oder zweiten Jahrh. v. Chr. ergoſſen ſich gothiſche Heerhaufen allmälig über ganz Germanien, von der Gegend des ſchwarzen Meeres aus; theils und zuerſt auf dem nördlichen Wege durch Rußland, zogen längs der Oſt- und Nordſee bis zum Rhein, unter dem Namen der Franken, Angel-Sachſen, Gothen ꝛc., theils auf dem weſtlichen Wege unter den Namen der Alamannen, Sueven ꝛc. Ueberall nahmen ſie feſte Wohnſitze und beim weitern Vorrücken auch nach Gallien und Britannien, wurden die verlaſſenen Gegenden von nachrückenden Schaaren eingenommen. So erſcheinen dieſe Gothen nun als Herren des Landes und der Staaten, die ſie politiſch fortſetzen, bildeten das Heer und den Adel mit Grundbeſitz; allmälig miſchten ſie ſich und amalgamirten ſie ſich mit der ſeßhaft gebliebenen keltiſchen Bevölkerung, beſonders durch Vermittelung der chriſtlichen Religion (welche die keltiſche und gothiſche vernichtete), ſowohl im Volke, als in der Sprache und in

den Institutionen, wodurch eben das teutsche Wesen gebildet wurde mit seinen keltischen und gothischen Elementen. Wie im Laufe vom 2. bis 9. Jahrh. auf diese Art allmälig das Keltenthum, wie das Gothenthum verschwunden war, und dafür die Mischung aus beiden, das teutsche Wesen in seiner Vollendung und in seinen verschiedenen Modalitäten dastand, sich auch eine teutsche Volks-Literatur zu bilden angefangen hatte, waren die ursprünglichen Elemente verwischt und vergessen. In der teutschen, wie in der verwandten englischen Sprache finden wir keine römischen Einflüsse, aber im Wortschatze ein breites keltisches Element, welches daher auch im Volke nicht fehlen kann, sich hier auch auf die mannichfaltigste Art kund giebt.

Fassen wir, nach alle diesem, den rein sprachlichen Gesichtspunkt ins Auge, so zeigt sich, wie alle europäischen Sprachen der ältern und neuern Zeit (mit Ausnahme des sehr localen Baskischen, Finnischen und Slavischen), ihr Hauptelement im Keltischen haben werden, sie sind entweder mehr oder weniger rein keltische Sprachen mit Einmengungen fremder Wörter, oder sie sind aus der Amalgamation des Keltischen mit andern Sprachen entstanden, zeigen stets eine keltische Basis. Wie die Archäologie, so weist daher auch die Sprache auf eine keltische Urbevölkerung von fast ganz Europa hin.

Die von mir aufgestellte Gruppirung der europäischen Sprachen, dürfte eine etwas originelle sein, da sie mit keiner vorhandenen auch nur annährend übereinstimmt, indem man stets das Griechische, Lateinische und Teutsche für Ursprachen hielt, an welche sich die meisten andern anschließen. Das jetzo vorherrschende Schema hierüber ist wohl das von Prof. Pott in Halle (dargelegt in der Abhandlung: über den indo-germanischen Sprachstamm, in der allgemeinen Encyclopädie von Ersch und Gruber v. J. 1840) nach welchem die europäischen Sprachen (abgesehen vom Baskischen, Finnischen und Slavischen) bestehen, aus:

I. der griechisch-italischen Familie, mit: 1) dem Griechischen, 2) dem Latein, zu dem die romanischen Töchtersprachen gehören, nämlich: das Italienische, das Walachische, Curwälsche, das Spanische, Portugisische, Provencalische und Französische.

II. Die keltische Familie mit: 1) dem Gälischen, 2) dem Wälischen, 3) dem Bretonischen.

III. Die germaniſche Familie mit dem Gothiſchen, Angelſächſiſchen und allen teutſchen Mundarten.

Mir will es durchaus nicht einleuchten, wie man das Griechiſche, das Latein und das Teutſche als Urſprachen betrachten kann, wie man ferner die Wurzel der ſogenannten romaniſchen Sprachen (des Italieniſchen, Spaniſchen, Portugiſiſchen, Provencaliſchen, Franzöſiſchen, Curwäliſchen und Walachiſchen) allein, oder vorzugsweiſe im Latein finden kann; wie man die ſo nahe lexicaliſche Verwandtſchaft des Lateiniſchen und Keltiſchen bisher ſo ganz überſehen hat, wie man Germanen, Gothen und Teutſche ganz identificirt, wie man ohne Weiteres die Germanen zur Römerzeit allgemein für Teutſche anſprechen kann, da ihr Keltenthum doch wenigſtens viel Wahrſcheinlichkeit hat. Erſt die Zukunft wird lehren, nach welcher Seite die Schale der Wahrheit ſteigt, und ob ich mit meinen Ideen ſo ganz auf Irrwegen war.

Hat es ſeine Richtigkeit — wie ausführlich nachzuweiſen geſucht wurde — daß alle Sprachen von Europa (mit Ausnahme der baskiſchen, finniſchen und ſlaviſchen) wirklich im Keltiſchen wurzeln, dann müſſen auch alle Völker, welche dieſe Sprachen reden, ihre Wurzel in der keltiſchen Nationalität haben, aus welcher alle dieſe Völker mit ihren neueren, ſecundairen Sprachen, als Sprößlinge aufkeimten, durch Vermiſchung erzeugt wurden. Wenn dem ſo iſt, wenn die keltiſche Nationalität wirklich im Allgemeinen die Ur-Einwohnerſchaft von Europa bildet, aus welcher die Griechen, Römer und Teutſchen, ſo wie alle ſogenannten romaniſchen Völker hervorgingen, ſo werden auch alle Alterthümer, die vorgriechiſchen, vorrömiſchen, vorromaniſchen und vorteutſchen oder die germaniſchen, ſie alle werden den keltiſchen Character tragen müſſen; daß aber dieſes wirklich der Fall iſt, hat die ganz unabhängig daſtehende archäologiſche Unterſuchung erwieſen, die der ſprachlichen als eine Fundamental-Stütze dient. Archäologie und Sprachkunde führen daher zu gleichem Reſultate.

Solche rein ſprachliche und rein archäologiſche Unterſuchungen ſind wenig anziehend, halten ſich in höchſt beſchränkten Kreiſen, finden keinen allgemeinen Anklang, ſie erhalten ihre eigentliche Bedeutung erſt, wenn ſie in die allgemeine Geſchichte und Ethnographie eingerahmt werden. Einer ſolchen Arbeit konnte ich mich nicht entziehen, wollte ich meinen keltiſchen Studien eine gewiſſe Abrundung geben.

Die Geſchichte der Völker, der Staaten und der Wiſſenſchaft hatte mich ſtets ſehr angezogen, der deßfallſigen Literatur war ich mit geſpannter Aufmerkſamkeit gefolgt, hatte mir eine reiche Sammlung von Notizen gemacht, die mir ſehr zu Statten kam, wie ich mich nun ſpecieller mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen begann, nun es unternahm, im engen Rahmen die Geſchichte der Völker von Europa überſichtlich darzuſtellen, wobei natürlich an Aſien überhaupt und deſſen Ethnographie angeknüpft werden mußte. Es gewährte ein wahrhaft großes Vergnügen und viel Genugthuung hier zu ermitteln: wie auch Geſchichte und Ethnographie auf eine keltiſche Ur-Einwohnerſchaft von faſt ganz Europa deuten, aus welcher durch Miſchung und Amalgamation mit fremden Elementen die meiſten der jetzigen europäiſchen Nationalitäten allmälig hervorgingen.

Meine deßfallſige Arbeit bildet die Abhandlung Nr. V. und den eigentlichen Text des 2. Bandes meiner Alterthümer, mit dem Titel:

Die Nationalitäten und Sprachen von Europa, Aſien und Nord-Africa aus dem Geſichtspunkte des Keltenthumes Pag. 193—535.

Ganz kurz wird eine Ueberſicht der Ur-Nationalitäten überhaupt nach folgendem Schema gegeben:

A. Mongoliſche Race mit der chineſiſchen, malaiſchen, japaniſchen, tunguſiſchen und mongoliſchen oder tartariſchen Gruppe.

B. Weiße Race, mit

I. der Hindu-Nationalität,

II. der Gruppe der öſtlichen, rohen, der Cultur wenig zugänglichen Völker, mit:

1) dem ſamojediſchen Stamme,
2) dem finniſchen,
3) dem kaukaſiſch-georgiſchen,
4) dem tartariſchen;

III. der Gruppe der weſtlichern, gebildeten Völker, die als Träger der Cultur erſcheinen, und zwar:

a. in der aſiatiſch-afrikaniſchen Abtheilung

1) der ſemitiſche Stamm mit der nubiſch-abeſſiniſchen, der koptiſch-ägyptiſchen, der numidiſchen oder puniſchen, der hebräiſchen, der phöniziſch-ſyriſchen, der chaldäiſchen oder babyloniſch-aſſyriſchen Nationalität,

2) der perſiſch-iraniſche Stamm,
3) der armeniſche Stamm;
b. in der europäiſchen Abtheilung:
4) der baskiſche Stamm,
5) der keltiſche,
6) der gothiſche,
7) der ſlaviſche.

Als die Hauptvölker von Europa erſcheinen: Kelten, Gothen und Slaven, deren geſchichtliche und ethnographiſche Verhältniſſe ſpecieller entwickelt werden. In den Vordergrund treten die Kelten, als die hervorragendſte eigentliche europäiſche Ur-Nationalität, die im Laufe der Zeit erſt mit phöniziſchen, dann mit gothiſchen, endlich mit ſlaviſchen, auch mit finniſchen Völkern in mehr oder weniger innigen Conflict treten, wodurch wieder Miſchvölker entſtehen (als Griechen, Römer, Teutſche ꝛc. wie ſie vorher aufgeführt wurden), die ſich wieder miſchen, wodurch immer neue Nationalitäten zu Tage treten.

Die Geſchichte und Ethnographie dieſes, über faſt ganz Europa verbreiteten keltiſchen Stammes, und wie daraus die jetzigen Nationalitäten entſtanden, wird nun nach den verſchiedenen Ländern ſpeciell geſchichtlich entwickelt und zwar:

1. in Britannien mit den keltiſchen Britten, die Angelſachſen mit Gothen ꝛc. und den ſpätern Engländern, Pg. 269—290.

2. in Gallien mit den keltiſchen Galliern und den ſpätern Provencalen wie Franzoſen, Pg. 290—311.

3. in Iberien mit den keltiſchen Iberiern, den eingedrungenen Phöniziern, Gothen, Arabern wie den ſpätern Spaniern und Portugieſen, Pg. 311—318.

4. in Italien mit den kelto-thraziſchen Alt-Italiern, den ſpätern gräciſirten Römern und den jetzigen Italienern, Pg. 318—344.

5. in Germanien mit den keltiſchen Germanen, den eingedrungen Gothen und den ſpätern Teutſchen, Pg. 344—382.

6. in Pannonien und heutigem Ungarn mit ſeiner urſprünglich keltiſchen, dann magyariſchen, ſlaviſchen und rumaniſchen Bevölkerung, Pg. 382—385.

7. im alten Dacien (jetzo Beßarabien, Moldau, Walachei und Siebenbürgen) mit ſeiner urſprünglich kelto-thrakiſchen, jetzo rumaniſchen Bevölkerung, Pg. 385—396.

8. im alten Möſien (türkiſch Serbien und Bulgarien) mit ſeiner kelto-thrakiſchen, jetzo meiſt ſlaviſchen Bevölkerung, Pg. 396—399.

9. im alten Thrakien (jetzo türkiſch Rumelien) mit ſeiner kelto-thrakiſchen, jetzo rumaniſchen, ſlaviſchen und griechiſchen Bevölkerung, Pg. 399—404.

10. das alte Macedonien und Theſſalien mit ſeiner kelto-thrakiſchen, jetzo rumaniſchen, griechiſchen und türkiſchen Einwohnerſchaft, Pg. 404—407.

11. das alte Illyris und Epirus (jetzo Albanien) mit den frühern keltiſchen Illyriern und jetzigen Albaneſen, Pg. 407—414.

12. das alte Hellas und Kleinaſien mit ſeiner urſprünglich thrako-keltiſchen Einwohnerſchaft, den phöniziſchen Eindringlingen und den ſpätern Griechen, Pg. 411—442.

13. das alte Cimerien und die bosporiſchen Reiche: Colches, Iberien, Albanien (jetzo zu Rußland gehörig) mit der kelto-cimbriſchen, dann griechiſchen und ſcytiſch-barbariſchen Einwohnerſchaft, Pg. 442—451.

14. die Maſſageten und Tſchuden im heutigen Rußland, vom ſchwarzen Meere längs dem Ural und Altai, faſt allein durch ihre, bis Indien hin verbreiteten Alterthümer bekannt, die ſehr den keltiſchen Typus tragen.

Es iſt hier die Skizze einer ethnographiſchen europäiſchen Völker- und Staatengeſchichte dargelegt, ziemlich abweichend von allen bisherigen Darſtellungen, wenn auch auf gleiche geſchichtliche Thatſachen baſirend, die den ungeheuren Einfluß des Keltenthumes nachzuweiſen ſucht, welches als Fundament der neueren Nationalitäten daſtehet und eine Harmonie in die Geſchichte von Europa bringt, wie man ſie nirgends findet.

Kürzer iſt behandelt:

1. die Geſchichte des gothiſchen Stammes mit ſeinem Einfluſſe, beſonders auf Germanien und Britannien, Pg. 451—502. und
2. die Geſchichte des ſlaviſchen Stammes und ſeine große Verbreitung in Europa ſeit dem Mittelalter, Pg. 502—635.,

wo dargelegt wird, wie tief dieſe Stämme in die Geſchichte von Europa und in das Keltenthum eingegriffen haben.

Ich trage das innere Bewußtſein, eifrigſt und nur die Wahrheit geſucht und gewollt zu haben; gewiß iſt im Einzelnen gar man-

cher Irrthum begangen, auf den es weniger ankommen wird, als auf die Wahrheit der großen, dem ganzen Baue zu Grunde liegenden Idee.

Die mächtigen Nationalitäten erscheinen in dieser Darstellung gleichsam als lebendige Individuen mit schwachen oder hoch begabten Geisteskräften, die unter Umständen sich zu starker physischer und geistiger Kraft entwickeln aber auch im Laufe der Zeit absterben können, gleich den einzelnen Menschen, wie es z. B. mit der ägyptischen Nationalität der Fall ist. Andererseits sehen wir die Nationalitäten und ihre Sprachen gleich den Individuen sich mischen und die Mischvölker sich wieder mischen, woraus neue und folgende Geschlechter entstehen, die in dem Verhältnisse aufblühen als die elterlichen vergehen, nie aber ihre Ursprungs-Elemente ganz ablegen.

Wie die einzelnen Menschen so sind offenbar auch die Nationalitäten nicht gleich organisirt, viele sind — als Nationalitäten nämlich — nicht fähig eine höhere Cultur anzunehmen und der Gedanke ist wohl thöricht: daß die ganze Menschheit einer gleich hohen Culturstufe zugeführt werden könne oder dazu bestimmt wäre. Wie nicht alle Menschen eines cultivirten Volkes zu gebildeten, feinen, gelehrten, klugen, patriotischen und moralischen Individuen heran zu bilden sind, so wird es sich ähnlich auch bei den Nationalitäten verhalten. Die Menschheit kann nun einmal gewisse Schranken auch der geistigen Cultur nicht überschreiten, sie kann als endliches Geschlecht nicht stets überall auf gleicher Höhe der Cultur stehen und gewisse schön klingende philantropische Speculationen stehen mit der nüchternen Geschichte in großem Widerspruche. Wie das Individuum altert und stirbt, so auch endlich die Nationalität. Immer war die Cultur speciellen Schwankungen unterworfen, stieg hier, fiel dort. Im großen Haushalte der Menschheit, wo Alles sich die Wage halten muß nach ewigen Gesetzen, wo Alles seine Zeit hat, wenn gleich nach Jahrtausenden gerechnet, muß es auch Zertrümmerer der Cultur geben, die dem Aufbau und Erhalten gegenüberstehen.

Mit traurigem Blicke verweilen wir bei den Trümmern in Persien, in Aegypten, Phönizien, in Kleinasien, Griechenland und Cimerien, wir stehen hier wie am Grabe großer Männer, beugen uns aber vor des Schicksales nothwendigem Walten! Die Menschheit bleibt — wie mir es scheint — im Allgemeinen stets dieselbe,

nur die nationalen Individuen, die einzelnen Völker, steigen und fallen, wie die menschlichen Individuen.

Es ist eine recht ansprechende, auch allgemein herrschende Ansicht, wie nicht allein die Germanen, Briten und Gallier, sondern alle Nationen ursprünglich wilde Völker gewesen wären, die sich allmälig seßhaft gemacht, zu immer höherer Culturstufe gelangt wären, so, daß sich erst Hirtenvölker, dann Ackerbauende, aus diesen industrielle und endlich höchst civilisirte gebildet hätten; dennoch scheint gerade diese Ansicht eine höchst irrthümliche, der alle Geschichte widerspricht; gewiß vergebens sucht man nach einem Beispiele, wo sich ganz wilde Völker in Ackerbauer, diese sich in industrielle und kunstreiche Nationen umgewandelt hätten. Sonderbarerweise erscheint die Cultur nicht als das Product einer stufenweisen Entwickelung aus den aller niedrigsten Anfängen, aus ganz rohen Zuständen, sondern die Geschichte der cultivirten Völker beginnt fast überall mit einer bedeutenden Cultur, die sich unter günstigen Umständen anders gestaltet, weiter entwickelt. Wie weit wir auch in der Geschichte zurückgehen, so hat es stets und immer Völker gegeben, die neben ganz rohen auf einer Culturstufe standen, die unserer jetzigen wenigstens gleicht. Ja die Cultur scheint früher selbst ausgedehnter gewesen zu sein, als in jetziger Zeit, denn sie hat nicht in Europa, nicht in Amerika gefehlt, verbreitete sich aber über die unermeßlichen Landstriche von Persien, Syrien, Abessinien, Aegypten, Phönizien, Nordafrica, Kleinasien, die Türkei, das südliche und westliche Rußland ꝛc., wo sie jetzo im Volke fast überall verschwunden ist.

Verfolgt man den ethnographischen Gesichtspunkt bis zu seinen äußersten Grenzen, so kommt man — glaube ich — auf zwei uranfängliche in sich differente Racen des Menschengeschlechtes, auf die africanischen Neger und auf die Nicht-Neger, die man als die weiße Race bezeichnen kann, wenn wohl hier eben so schwarzfarbige Menschen erscheinen als die eigentlichen Neger sind, denn nicht sowohl die Farbe, als der eigenthümliche Knochenbau unterscheidet diese Racen. Der eigentliche Neger ist wohl gebunden an sein heißes Klima, er vergehet in einem kalten, wie die weiße Race nicht gedeihet im Negerlande. Der einzelne Neger an sich, ist für die Cultur ganz wohl fähig, die Negervölker als solche, in ihrem Negerlande dürften es nicht sein, wenigstens blieben sie in den letzten Jahrtausenden unverändert. Ihr Wesen ist ein Pertinenz

des Klima's, das keine Cultur in unſerem Sinne geſtatten dürfte.

Wenn uns unſere paläontologiſchen Beobachtungen nicht trügen über die in unſerer Erdrinde, aus einer ganzen Reihe von Erdperioden begrabene Thier- und Pflanzenwelt, ſo herrſchte nicht ſtets daſſelbe Klima auf Erden als es jetzo der Fall iſt, ſondern die ganze Erdrinde bis zum äußerſten Norden ſcheint früher, bis zu der letzten Erdrevolution — der Sündfluth — ein ziemlich gleichmäßiges und ſehr warmes, wenn auch nicht ganz tropiſches Clima gehabt zu haben, wovon uns der Grund noch höchſt dunkel iſt. Würde es in jener Vorzeit, in der vorſündfluthlichen Epoche Menſchen gegeben haben, wie es nicht unwahrſcheinlich ſein möchte, ſo könnten es wohl nur negerartige geweſen ſein, die eben ſo wenig Bau- und Kunſtwerke hinterließen als es die africaniſchen jetzo thun.

Die weiße Race, ſo genannt im Gegenſatze jener Neger und abgeſehen von der Farbe, geeignet Hitze und Kälte zu ertragen, deßhalb wohl ein Product der jetzigen Periode, ging ſchwerlich aus der Neger-Race hervor, iſt vielleicht ein jüngeres Kind der Erde, das Reſultat einer neuen Schöpfung. Wie dem auch ſei, der Urſprung derſelben dürfte immer in das centrale Aſien, nach Indien und der Gegend umher fallen, hier ſcheint die Wiege zu liegen, aus welcher die weiße Menſchheit hervorging, welche Aſien, Europa, Nordafrica, Amerika und Auſtralien bevölkerte, aber freilich mögen ſehr lange Zeiträume verſtrichen ſein, bis die Wellen der Bevölkerung in die entfernteſten Enden dieſer Welttheile ſchlugen. Wenn man aber bedenkt, mit welcher außerordentlichen Schnelligkeit Nord-America vor unſern Augen nur durch einige europäiſche Länder ſeine, zum Theil ſchon ſehr dichte Bevölkerung erhielt, dann kann man leicht analoge Verhältniſſe des grauen Alterthumes begreifen. Ein ſolcher Abfluß nach Amerika ſcheint ſchon in ſehr alter Zeit, aus dem übervölkerten Keltenlande ſtatt gefunden zu haben, woher Amerika ſeine jetzigen Kunſt-Alterthümer, ſeine untergegangene Cultur erhalten haben wird, woher vielleicht ſelbſt die jetzige wilde, einheimiſche Bevölkerung ſtammt, wie Thl. II. Pg. 244. meiner Alterthümer näher angedeutet wurde. Es ſcheint als wenn in Amerika die Natur zu üppig wäre, um von einer civiliſirten Menſchheit dauernd überwältigt zu werden, was nur durch ſteten fremden Zufluß möglich ſein mag. Ohne einen ſolchen bleibt

dort der Menſch nicht Herr der Natur, wird leicht von ihr erdrückt, erhielt allmälig den amerikaniſchen Typus, ſinkt zum Wilden oder Schwächling herab. Die amerikaniſchen Wilden oder Urbewohner, die mehr und mehr ihren raſchen Untergang finden, dürften nicht urſprüngliche wilde Völker ſein, die auf der unterſten Culturſtufe ſtehen blieben, ſondern vielleicht verwilderte Europäer und Aſiaten. Wer weiß, ob nicht im Laufe langer Zeiträume, die Nachkommen der jetzigen europäiſchen Bevölkerung in Amerika, dereinſt auch ihrerſeits verwildern, wenn der ſtete Zufluß von Europa aufhört. Der bisherigen Erfahrung gemäß, verwildern jetzo dort viele einzelne Europäer, die aus innerer Luſt mit den Wilden leben, aber die wilde Bevölkerung geht nicht in eine civiliſirte über.

Von dem centralen Aſien aus, dürften nach allen Seiten hin, nach China und die Mongolei, nach Perſien und Aegypten, nach Rußland und Thrakien einſt Colonien ausgegangen ſein, die allmälig weiter und weiter vorrückten, die Cultur des Mutterlandes mitbrachten. Je nach Beſchaffenheit des verlaſſenen Mutterlandes und beſonders des neuen Vaterlandes mögen dieſe Colonien, allmälig einen eigenen Typus angenommen haben, einen andern in den aſiatiſchen Steppen, als in dem warmen, fruchtbaren Thale des Nils oder in dem eiſigen Lappland. Stets wird der Boden des Vaterlandes ſeinen mächtigen, wenn auch ſehr allmäligen Einfluß ausüben, der wohl zurückgedrängt, kaum ganz verdrängt werden kann.

Die, den keltiſchen Typus tragenden Alterthümer, die Bauwerke, aufgerichteten Steine und Kunſtſachen, die über faſt ganz Europa verbreitet, beſonders häufig auch in der Umgebung des ſchwarzen Meeres, die ziehen ſich von hier längs dem Ural und Altai bis gen Indien, in welcher Erſtreckung ſie von einem, in der Geſchichte ganz unbekannten, offenbar ſehr alten, längſt verſchollenen Volke herrühren, welches wohl als Maſſageten oder Tſchuden bezeichnet wird, ohne daß dieſe Namen geſchichtliche Bedeutung haben. Dieſe Alterthümer geben einen gewiß ſehr wichtigen Fingerzeig woher, und auf welchem Wege Europa ſeine erſte Bevölkerung erhalten haben mag, nämlich diejenige, welche die älteſten Alterthümer, die mit keltiſchem Typus hinterließ.

Von Indien, oder von Central-Aſien aus, werden daher im grauеſten Alterthume mächtige Volksmaſſen, mehr und mehr weſtlich, wenn auch ſehr allmälig, ſich bewegt haben, die ganz cultivirt

und wohl ſtreng in ſich organiſirt waren, mit einer ſehr mächtigen Prieſter- und Adelskaſte, mit denen alle europäiſchen Nationalitäten beginnen. Noch gegenwärtig iſt die ſtrenge, unantaſtbare Kaſten-Eintheilung das Palladium der Hindu-Nationalität in Indien, welche trotz aller fremden Eroberungen Jahrtauſende unverändert geblieben, an der ſich alle Stürme der Zeiten gebrochen haben. Da wir nun als Grundlage der älteſten Verfaſſungen von faſt ganz Europa eine ähnliche Kaſten-Eintheilung finden, die wenigſtens drei ſcharf geſonderte Stände zeigt, Adel, Prieſterſchaft und Volk, ſo können dieſe wohl indiſchen Urſprunges ſein. Gegen dieſe Stände waren im Laufe der Zeit auch alle Revolutionen und zwar auf Nivellirung dieſer kaſtenartigen Unterſchiede gerichtet; war aber hierdurch die Volksfreiheit erreicht, ſo folgte auch bald die Vernichtung des Staates und abſolute Despotie. Jene Wanderung aus Indien mit indiſchen Inſtitutionen und indiſcher Kunſt, muß in einer ſehr frühen Zeit, lange vor aller Geſchichte begonnen haben, war vielleicht ohngefähr gleichzeitig mit dem Vorgehen der ſemitiſchen Völker nach Phönizien, Aegypten, Arabien ꝛc.

Dieſe ſich weſtlich ausbreitenden Stämme erreichten ſo das ſchwarze Meer, in deſſen Umgebungen die erſten Acte der europäiſchen Geſchichte geſpielt haben mögen, verbreiteten ſich von hier, gewiß ſehr allmälig, im Verlauf langer Zeiträume über ganz Europa als Thrakier, Germanen, Gallier, Briten ꝛc. in deren Länder auch von andern Seiten andere Nationalitäten, wenn auch in wenig bedeutenden Stämmen kamen, wie Basken, Finnen und Slaven. Abgeſehen von dieſen geringen Elementen, wurde ganz Europa erfüllt mit einer einzigen Nationalität, welche den Namen der keltiſchen trägt, als die eigentlich europäiſche Nationalität betrachtet werden kann, die abgeſehen von den dialectiſchen Unterſchieden, gleiche Sprache, gleiche Sitten, gleiche Inſtitutionen, gleiche Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt hatte, überall eine höchſt einflußreiche gebildete Prieſterſchaft, zu deren Attributen die Wiſſenſchaft, Kunſt und Schreibkunſt gehörten, ferner einen mächtigen Adel mit faſt allem Grundbeſitz und Familien-Verbande. Dieſer Verhältniſſe und der gleichen Abſtammung wegen, hinterließ dieſe keltiſche Nationalität, ſo lange ſie ihre alte Religion hatte, gleiche Alterthümer, von Indien über Europa bis Amerika, deshalb beginnt die europäiſche Geſchichte überall, in Thrakien, Griechenland, Italien, Gallien, Britannien und Germanien, mit einer einfluß-

reichen gebildeten Prieſterſchaft, mit einen mächtigen Adel aus alten Geſchlechtern, während das Bürgerthum und die Induſtrie wenig begünſtigt iſt. Auf ähnliche Art, wie jetzo Nordamerika, mag vor vielleicht 6000 Jahren oder länger Europa allmälig von Volkshaufen bevölkert ſein, die urſprünglich aus Indien ſtammten, indiſche Cultur hatten, dieſes Land in vielleicht noch früherer Zeit verlaſſen hatten.

Je weiter ſich dieſe keltiſche Nationalität nach Weſten bewegte, hier immer fernere Lande beſetzte, deſto älter und vielleicht ſchwächer wurden wohl die öſtlichen Zweige, die allmälig als Beute zufielen den rohen, kriegeriſchen Nationen Aſiens, die man im Alterthume unter dem gemeinſchaftlichen Namen der ſkythiſchen begriff, unter deren Händen das civiliſirte keltiſche Volk dortiger Gegend allmälig abſtarb, ſo daß ſelbſt jede Nachricht davon verſchwunden iſt. Wie die Geſchichte zu dämmern anfängt, ſind die keltiſchen Völker längs dem Altai und Ural ganz verſchwunden, in der Gegend des ſchwarzen Meeres ſind ſie eben im Verſcheiden, unaufhaltſam wird alles verwüſtet, die Grenzen können kaum ſtrichweiſe geſchützt werden.

Nicht allein mit rohen, auch mit civiliſirten Nationen kam das keltiſche Alterthum in Conflict, wurde dadurch mehr und mehr eingeengt. Große phöniziſche Volksmaſſen, theils Krieger, theils Induſtrielle, die lange Aegypten beherrſcht hatten, nahmen bei ihrer Vertreibung, etwa 1600 v. Chr., Wohnſitze weit hin an den Küſten der keltothrakiſchen Völker, beſonders in Kleinaſien, Morea und den Inſeln, ſie vermiſchten und amalgamirten ſich hier allmälig mit der ſeßhaften Einwohnerſchaft, und nach einer Reihe von Jahrhunderten, unter vielfachen Revolutionen, war das alte Keltenthum mit ſeiner Ariſtokratie, mit ſeiner Sprache und Inſtitutionen aber andererſeits auch das phöniziſche Weſen mit ſeinen Eigenthümlichkeiten ganz verwiſcht und verſchmolzen, es hatte ſich eine neue democratiſche, republicaniſche, die griechiſche Nationalität entwickelt, in welcher alles Alte, Stabile in dem allgemeinen Staatsbürgerthume nivellirt war und unterging, ſich dagegen im Bürgerthume eine große nationale Kunſt und Induſtrie entwickelte. Ueppig wucherte dieſes neue Gebilde, entzog dem Keltenthume bedeutende Landſtriche, aber die Blüthe dauerte nicht lange Zeit, wurde vom eigenen Kinde, den Römern, abgepflückt.

Dieſe griechiſche democratiſche Revolution fand ſpäter ihren

Nachklang in Italien. Die kelto-thrakiſche Einwohnerſchaft im alten Latium äffte ſie auf eigene Hand und widerliche Art nach; ſie warf ihr altes ehrwürdiges keltiſches Weſen allmälig ganz bei Seite, ſchaffte die Prieſterſchaft ab mit der alten Volksreligion, auch den Adel mit den alten Familien, proklamirte die Republik mit dem gleichen, democratiſchen Staatsbürgerthume, gräciſirte Alles, auch die alte Volksſprache, die ſich in die lateiniſche umbildete. Es fehlte hier aber das induſtrielle phöniziſche Element, was die Griechen ſo ausgezeichnet machte; Rom blieb ohne Induſtrie, ohne Kunſt und Wiſſenſchaft, vermochte nur ſich an griechiſche Vorbilder zu halten; es trat dagegen als Militair-Staat auf, organiſirte ſtehende Heere, die den keltiſchen Staaten fehlten, mit denen immer größere Eroberungen gemacht wurden, die aber zur Democratie nicht eigentlich paſſen, im Laufe der Zeit ihren Einfluß auch ſehr geltend machten. Das römiſche Weſen beſtehet wohl in einem gräciſirten und democratiſirten Keltenthume, es drang an ſich wenig in die unterworfenen Völker, die meiſt zähe an ihrem alten Weſen hingen, hielt ſich mehr auf der Oberfläche. Die ſtets in ſich zerriſſene römiſche Republik hatte kein langes Leben, ſchlug bald in ein despotiſches Kaiſerthum über, welches die Militairmacht noch eine Zeit lang zuſammen hielt, dann ſtarb alles Römiſche, auch die lateiniſche Sprache ſchnell ab, die nur noch als Religions- und Gelehrtenſprache außerhalb des Volkes ein kümmerliches Leben führte. Aber zur allmäligen Veränderung des Keltenthumes in Italien und Gallien, zur Herſtellung ganz neuer Verhältniſſe, trugen Römer und Griechen gewiß viel bei.

Seit etwa dem Beginne unſerer Zeitrechnung kommt das Keltenthum in einen neuen eben ſo ernſten als erfolgreichen Conflict mit einer Nationalität unbekannten Urſprunges, die in Skythen, in der Umgebung des ſchwarzen Meeres Wohnſitze hatte, ſpäter unter dem Namen der gothiſchen bekannt wurde. Scharf organiſirte tapfere gothiſche Kriegerſchaaren, die kein Vaterland, oder dieſes ſchon längſt verloren hatten, ſuchten ſich, von Oſten her gedrängt, neue Wohnſitze, fochten zugleich mit den Römern, wie mit deren Feinden gegen ſie, occupirten die thrakiſchen Länder, rückten dann, theils durch Sarmatien (Rußland), theils durch die Donau-Gegenden allmälig nach Germanien, Scandinavien und Britannien, in geringerer Zahl nach Italien, Gallien und Spanien vor, hatten wenigſtens anfänglich gewiß ſchwere Kämpfe zu beſtehen; ſie über-

wanden die römiſche Macht und erhielten ihre neuen Wohnſitze theils durch Gewalt, theils durch Compromiß. Sie befreiten die Länder unter römiſcher Herrſchaft von ſehr drückenden Abgaben, wie von allem gezwungenen Militairdienſte, führten überall Ordnung und Sicherheit ein. Gleich den Phöniziern der alten Zeit, wollten dieſe Gothen nicht für einen Mutterſtaat Eroberungen machen, wie es bei den römiſchen Herren der Fall war, ſondern für die eigene Rechnung eines jeden Einzelnen, der nun integrirender Theil des neuen Vaterlandes wurde, daher gegen das eroberte Land ganz anders ſtand, als der ſtets wechſelnde römiſche Soldat. Wo ſie zur Ruhe kommen, werden dieſe Gothen Herren des Landes, zugleich auch Inſaſſen deſſelben mit feſtem Grundbeſitz, bilden einen Militairſtaat mit dynaſtiſchem Adel, machen allmälig ihre militairiſchen, feudaliſtiſchen, dynaſtiſchen Inſtitutionen geltend, behindern übrigens die ſeßhaft gebliebene Einwohnerſchaft nicht weſentlich in ihrem alt hergebrachten keltiſchen Weſen, ſetzen politiſch die alten Staatsverhältniſſe möglichſt fort, bis dieſe ſich allmälig auf eigenthümliche Art ordnen, größere Reiche entſtehen. Wie einſtens die Phönizier in den alt thrakiſchen Ländern, ſo amalgamirten ſich, bei analogen Verhältniſſen im Laufe von Jahrhunderten allmälig die Gothen mit den keltiſchen Germanen und Briten; auch mit den Galliern, Hiſpaniern und Italiern, zu neuen Nationalitäten, wobei ein großer, mächtiger Factor, das Chriſtenthum, ſehr wichtig geweſen ſein dürfte, welches in dieſer Zeit eine allgemeine Verbreitung erhielt; erſt durch dieſes wurde die keltiſche, die gothiſche und die griechiſch-römiſche Religion verwiſcht, an ihre Stelle ein neuer Glaube geſetzt; die Prieſter aller jener Confeſſionen wurden meiſt wohl chriſtliche, beförderten dadurch die Vereinigung der Nationalitäten und Sprachen.

So war auf den alten keltiſchen Stamm ein fremdes, ein gothiſches Auge gepfropft und die aufſchoſſenden jungen Zweige, die neuen Generationen, erſcheinen nach Jahrhunderten als neue Nationalitäten, in Germanien und Britannien als die, in der Sprache mehr gothiſirten Teutſchen und Engländer, in Gallien, Hiſpanien und Italien als die mehr romaniſirten Franzoſen, Spanier und Italiener. Als die Volksliteratur dieſer neuen Nationalitäten, beſonders der teutſchen beginnt, nach dem 8. und 9. Jahrhundert, da giebt es keine Heiden, keine Gothen mehr, ſelbſt

die Erinnerung daran iſt meiſtens verſchwunden, wie auch die Griechen als ſolche nichts von ihrem Urſprunge mehr wußten.

Nachdem die kriegeriſchen Gothen die Kraft der keltiſchen Völker und Staaten gebrochen hatten, ſo erſcheinen in ihrem Gefolge viele fremde Völkerſchaften, die nun ihrerſeits Eroberungen machen, ſich neue Wohnſitze in den keltiſchen Ländern, im Rücken der Gothen ſuchen; beſonders ſind es finniſche Völker (als Magyaren) und ſlaviſche, die in den öſtlichern Gegenden, durch Gewalt oder Compromiß große Landſtrecken beſetzen, wo ſie ſich aber mit der Einwohnerſchaft nicht zu neuen Nationalitäten amalgamiren, ihr eigenthümliches Weſen nicht ablegen, es mehr auf die alte Einwohnerſchaft übertragen. Merkwürdig iſt die Zähigkeit, mit welcher die Magyaren, beſonders aber die Slaven an ihrer Nationalität und Sprache hängen, die kaum überwunden werden kann; große Strecken des alten Keltenlandes ſind im Laufe der Zeit ganz ſlaviſirt.

Während in Germanien und Britannien das Gothenthum in der Sprache ein gewiſſes Uebergewicht über das Keltenthum erhielt, war dies weniger in Gallien, Hispanien und Italien der Fall, wo das Gothenthum mehr aſſimilirt zu ſein ſcheint, während die lateiniſche Sprache einen größern Einfluß auf die Bildung der neuern Sprachen erhielt. Die neuen Nationalitäten, die hier aus der Verbindung fremder Elemente mit den alt keltiſchen Völkern hervorgingen, ſcheinen ſich in der Sprache mehr romaniſirt zu haben, die neue italieniſche, franzöſiſche, provencaliſche, ſpaniſche und portugieſiſche Sprache, ſind wohl nicht hervorgegangen aus der lateiniſchen Sprache, ſondern wohl mehr aus den etwas lateiniſirten, mit vielen fremden vermiſchten altkeltiſchen Landesſprachen.

Durch alle erwähnten Ereigniſſe im Verlaufe von faſt drei Jahrhunderten, beſonders durch Vernichtung der alten keltiſchen Volksreligion, erſcheint nun die Macht des alten Keltenthumes gänzlich gebrochen, überall waren aus der Wurzel zwar junge Zweige, aber anderer Art, als neue Nationalitäten aufgeſchoſſen, das chriſtlich gewordene Keltenthum war auf einige kleine Winkel von Europa zurückgedrängt, hatte hier ſeine Religion, ſelbſt ſeine politiſche Herrſchaft allmählig verloren, nur die Sprache gerettet, dürfte auch keine Lebenskraft mehr haben, die mit der alten Religion verloren ſein wird; ſo ſtehet das Keltenthum nun ganz gealtert und zerknickt da, als ſchwacher Greis, der ſeiner gänzlichen Auflöſung entgegen ſiehet, als uralte Ruine, deren letzter Stein ſchon

wanket. Tief aber ist dem Menschen, dem gebildeten wenigstens, die Ehrfurcht vor dem Alten und Ehrwürdigen eingeflößt, daher gebührt der Mutter fast aller jetzigen europäischen Nationalitäten und Sprachen wohl vor allen unsere Beachtung, Anerkennung und Verehrung. Geboren vielleicht in Indien vor etwa 6000 Jahren hat sie einen bedeutenden Theil der Zeitgeschichte unserer jetzigen Erdepoche erfüllt, hat Großes geleistet in den politischen und geistigen Verhältnissen, war ein vorzüglicher Träger der Geschichte, auch der Kunst und Wissenschaft.

Eine Zeit lang war es neuerlich Mode diese ehrwürdige Nationalität zu ignoriren, selbst zu verspotten, man wollte nichts wissen vom Keltenthume und lachte über die Keltomanen, doch wohl mit Unrecht, und nur um die eigene Unwissenheit zu bemänteln, nicht einzugestehen. Diese Zeit scheint glücklich überwunden, vielleicht findet das alte Keltenthum nun desto eifrigere Freunde, Anhänger und Bearbeiter, die den keltischen Studien ein stets regeres Leben einhauchen, die keltischen Alterthümer mehr beachten, als es jetzt geschiehet, die keltischen Elemente und Institutionen anerkennen.

Für die Geschichte von Teutschland, ja von Europa überhaupt erscheint gewiß das alte heidnische Germanien als ein sehr wichtiger Mittelpunkt, denn so lange wir dieses in ethnographischer und historischer Hinsicht nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte ansehen, werden wir nie eine klare Einsicht erhalten über die Gestaltung der spätern teutschen und überhaupt der europäischen Verhältnisse. Ohnleugbar ist wohl unsere vorteutsche, die germanische Geschichte, zur Zeit in einem recht trostlosen Zustande gewesen, woran theils die Mangelhaftigkeit der Quellen, theils die gewiß höchst einseitige Behandlung Schuld hat, da man von dem Keltenthume gar nichts wissen will, alles in Germanien von Urzeiten her teutsch gewesen sein soll. Die so gelehrten Arbeiten von Grimm über altteutsches Wesen verlieren einen großen Theil ihres Werthes, weil Alles für ganz specifisch Teutsch angesprochen wird, auch wenn es offenbar Keltisch ist, wenn wir dasselbe in allen benachbarten keltischen Landen finden. Ueber die Umbildung der alten Germanen, die doch am Rheine wenigstens auch anerkanntermaßen Kelten waren, in Franken und Teutsche, wissen unsere meisten Historiker, w. z. B. der so gefeierte Luden, nichts mehr zu sagen, als daß an die Stelle der alten Staats-Conföderationen Germaniens neue, anderartige derselben Völker getreten wären; wie aber — fragt man — können

allein durch eine Veränderung ſolcher Conföderationen neue Völker, Nationalitäten, Sprachen, Sitten und Inſtitutionen entſtehen?

Ueber die alte Geſchichte Germaniens und der germaniſchen Völker beabſichtigte ich ein ausführliches Werk herauszugeben zu dem Vieles vorgearbeitet wurde, doch iſt allmählig die Luſt dazu erkaltet und ſchwerlich wird die literariſche Thätigkeit dazu wieder erweckt werden, allein dieſes Vorhaben führte mich dazu, vorzüglichen Fleiß auf das Studium der Germania des Tacitus zu verwenden.

Dieſe Germania iſt ja das einzige Werk des claſſiſchen Alterthumes, welches ausſchließlich über das alte Germanien handelt, das auch als ein liber aureum eine höchſt allgemeine Verehrung genießt, beſonders da es von manchen Tugenden der Germanen ſpricht, die unſerer Eitelkeit ſchmeicheln.

Auffällig wurde mir zuerſt die Erwähnung mehrerer germaniſcher Völker, welche die andern claſſiſchen Autoren nicht in Germanien kennen, die aber in einer viel ſpätern Zeit als gothiſche eine ſehr wichtige Rolle in ganz andern Gegenden ſpielen, die hiernach ſchon zu Zeiten des Tacitus als alte Völker in unſerm Vaterlande ſeßhaft geweſen wären. Hierdurch zuerſt ſtutzig gemacht, wurde der blinde Glaube an die Wahrhaftigkeit erſchüttert; ich ſtudirte das Buch nun genauer, als man es ſonſt wohl thut, prüfte jede einzelne Nachricht, jeden Satz mit möglichſter Unparteilichkeit und Umſicht. Je weiter ich ſo vorrückte, je größere Zweifel erhoben ſich an die Wahrhaftigkeit des Inhaltes, an die Aechtheit des Buches; faſt jeder Satz der Germania erſchien mir bei gehöriger Beleuchtung als ein nichtsſagender, als ein zu viel oder zu wenig ſagender, oder im Widerſpruch ſtehend mit einem andern Paſſus, oder mit ſonſtigen Nachrichten der Literatur, erhielt auch wohl etwas ganz Unverſtändiges. Gegen jeden Satz ließen ſich Einwendungen aufſtellen, die mir von Gewicht ſchienen; mit den hiſtoriſchen Schriften oder den Annalen des Tacitus wollte ſich gar kein Zuſammenhang auffinden laſſen, es ſchien mir ganz unmöglich, wie ein ſo eminenter Hiſtoriker als Tacitus, der Verfaſſer der Annalen aus der römiſchen Geſchichte, auch der Verfaſſer einer ſo unbedeutenden nichtsſagenden Broſchüre, wie die Germania ſich zeigt, ſein könnte, die mit den Annalen mehr in Disharmonie, als in irgend einem Zuſammenhange ſtehet. Selbſt einem ſpätern römiſchen Schriftſteller ſchien mir dieſe Schrift kaum beigelegt werden zu können. Indem ich nun näher in die Geſchichte des Buches als ſolches einging, bis zur erſten Ausgabe und den

älteſten Manuſcripten zurückging, zeigte ſich, wie dieſe Germania erſt im Laufe des 15. Jahrhunderts und zwar unter den allerſonderbarſten und zweifelhafteſten Verhältniſſen in Italien zu Tage gekommen iſt, ſo daß z. B. das Original-Manuſcript, von dem alle vorhandenen Abſchriften herrühren ſollen, gar nicht vorhanden iſt, wahrſcheinlich nie vorhanden war. So war ich wieder in ein ganz neues Feld gerathen, in die Philologie, wohin ich ſo ganz abſichtslos getrieben bin. Aber freilich iſt es nicht die eigentliche Philologie, das Sprachliche, was ich hier erörtert habe, ſondern nur der Inhalt der Schrift, und dies kann geſchehen ohne große philologiſch-ſprachliche Kenntniſſe.

Meiner unvorgreiflichen Ueberzeugung nach, kann dieſe Germania wegen ihres Inhaltes und ihrer zweifelhaften erſten Erſcheinung nicht von dem Hiſtoriker Tacitus herrühren, ſondern nur als ein Produkt des 15. Jahrhunderts betrachtet werden, als ein untergeſchobenes, falſches Machwerk ohne Werth, welches keine Beachtung verdient.

In meiner Schrift:

des Tacitus Germania,

welches die erſte Abtheilung des dritten Bandes meiner keltiſchen Alterthümer bildet, Halle 1851 Pg. 1—187., habe ich dieſen Gegenſtand, der allerdings in das germaniſche und dadurch in das keltiſche Alterthum tief eingreift, näher erörtert, eine teutſche Ueberſetzung der Germania geliefert, begleitet von einer kritiſchen Beleuchtung eines jeden einzelnen Paſſus derſelben, nebſt einem Vorworte und einer Nachſchrift, wo die ſpecielleren Gründe entwickelt ſind, nach welchen dieſe Schrift für werthlos und untergeſchoben, für ein Produkt des 15. Jahrhunderts gehalten wird.

Ein ſolches Urtheil iſt — ſo viel ich weiß — noch von Niemanden ausgeſprochen und erſcheint um ſo kecker, da es von einem Dilettanten der Wiſſenſchaft ausgehet und da man ſehr allgemein einen ganz beſondern Werth auf dieſes Buch legt, an deſſen Wahrhaftigkeit nicht gezweifelt wird, und ſo ſtehe ich wieder mit der herrſchenden Anſicht in directer Oppoſition. Ich kann im Irrthume ſein, mich getäuſcht haben, auf jeden Fall ſtehet mir die allgemeine Meinung entgegen und ich muß es nun abwarten, ob Jemand es der Mühe werth hält, mich zu widerlegen; aber im Laufe der Zeit, da wird es ſich wohl herausſtellen, ob meine Gründe und Behauptungen ſo ganz aus der Luft gegriffen und werthlos ſind oder nicht.

Sollte ſich auch ferner die allgemeine Meinung für die Aechtheit der Germania ausſprechen, ſo glaube ich doch, daß meine Anmerkungen und Erläuterungen zu derſelben einigen Werth behalten werden, da hier manche ganz neue Geſichtspunkte dargelegt ſind.

Hiermit dürfte zur Zeit meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit auf dem Felde der Wiſſenſchaft beendet ſein, wohl ſchwerlich weitere Lebenszeichen geben, gern überlaſſe ich jüngern Kräften die Arena, aber altersſchwach und am Rande des Grabes ſtehend, kann ich mit wohl ziemlich unparteiiſchem Auge überſehen und vielleicht beurtheilen, was ich geleiſtet, wie dieſes ſich gebildet hat, auch einen prüfenden Blick auf die Vergangenheit und in die Zukunft werfen.

Wenn ich wohl weiß, daß mich die Natur nicht mit beſondern Geiſtesfähigkeiten, nicht mit großem Verſtande und Scharfſinn ausgeſtattet hat, ſo kann ich mir doch in Wahrheit das Zeugniß geben, dafür während meines ganzen Lebens unendlich fleißig geweſen zu ſein, als Jüngling, als Mann und als Greis; nie habe ich meine Zeit, auch meine Geſundheit vergeudet, nie Freude an der Karte oder ſonſtigen Spielen gefunden, obwohl ich ſchon früh alle Spiele lernen mußte, was mein Vater wünſchte, auch wohl ganz räthlich war; jede andere Unterhaltung gefiel mir beſſer als das Spiel, in welchem ich auch nie Glück hatte. Von Jugend auf war mir eine große Regelmäßigkeit in Ausfüllung der Zeit eigen und meine Pünktlichkeit wurde im Alter eine faſt übertriebene. Da ich meiſt gar keine eigentlichen Berufsgeſchäfte hatte, mich auch von allen Ehren-, Communal- und Geſellſchafts-Aemtern möglichſt zurückzog, ſo vermochte ich über viele Zeit zu disponiren, aber gewiß wird auch ſelten Jemand in allen Fächern der Wiſſenſchaft ſo viel geleſen und niedergeſchrieben haben, als ich im Laufe meines Lebens; denn abgeſehen von den gedruckten Schriften, Abhandlungen und Recenſionen, ſind meine mehr oder weniger ausgeführten Entwürfe von unvollendeten Werken und meine Collectaneen ſehr bedeutend, ſo viel auch ſchon vernichtet iſt.

Die Wiſſenſchaft läßt ſich aus zwei wohl gleich berechtigten Geſichtspunkten behandeln, aus dem rein ſpeciellen, beobachtenden und dem generellen, ſpeculativen, die zuſammen vereint erſt in ihrer Durchdringung zur Klarheit führen dürften. Es beſtehet die Natur wie jedes Individuelle aus lauter ſpeciellen Theilen und Gegenſtänden, deren genaueſte Kenntniß eben ſo wichtig als unerläßlich iſt; aber andererſeits ſind dieſe Specialitäten in immer höhern

Kreiſen zu immer größern Ganzen verbunden, die in dem höchſten Ganzen, am Ende im allgemeinen Leben ihr Centrum, ihre Bedeutung finden. Die kahle Beobachtung des Einzelnen, die reine Speculation über das Ganze bedingt nur eine einſeitige Behandlung des Gegenſtandes; aber der innige Zuſammenhang des Einzelnen zu dem Allgemeinen und Ganzen, die ſtete Beziehung des Speciellen auf das Generelle und Allgemeine, ſcheint mir das eigentliche Weſen der Wiſſenſchaft zu bilden. Unter Philoſophie verſtehe ich nicht die leere Speculation, das bloße geiſtige Grübeln über die Natur der Dinge, ſondern das Erkennen der Dinge und jedes Ganzen als ein, aus Specialitäten beſtehendes Generelle oder Ganzes, und das Erkennen der Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen und des Ganzen zum Einzelnen. Jeder Gegenſtand kann daher philoſophiſch oder wiſſenſchaftlich, das heißt in Beziehung des Speciellen zum Generellen behandelt werden, und in dieſem Sinne habe ich mich beſtrebt die Gegenſtände, auch die ſogenannte anorganiſche Natur zu behandeln, ſo eine Naturphiloſophie zu geben, wie ſpäter ein: Philoſophie der keltiſchen Archäologie und der Ethnographie, oder wenigſtens Beiträge dazu. Was ich auch unterſuchte oder beſchrieb, mochte es die Geognoſie einer ganz ſpeciellen Localität, oder die Erörterung localer Alterthümer, oder die Sprache eines Volkes betreffen, ſtets und immer hatten dieſe Arbeiten einen ſolchen philoſophiſchen, wiſſenſchaftlich-ſpeculativen Anſtrich, wurden ſtets mit den allgemeinſten Beziehungen in Zuſammenhang gebracht, wobei wohl manche Fehlgriffe gar nicht ausbleiben konnten. Gerade die Hinweiſung auf die höchſten, allgemeinſten Beziehungen, die ſtets einen gewiſſen ſpeculativen Charakter tragen, ſind nicht jedermanns Sache, um ſo mehr, da über dieſe ſehr verſchiedene Grundanſichten herrſchen, daher iſt gegenwärtig dieſe philoſophiſche Betrachtung keine gerade ſehr beliebte, zur Zeit gar wenig in der Mode, beſonders da die Naturphiloſophie — wenn auch in ganz anderm Sinne als die meine — ſich keinen großen Ruhm erworben hat. Wie ich wohl weiß, habe ich mir durch meine philoſophiſchen Betrachtungen und Anſichten ſchwerlich viele Verehrer erworben, denn die Beſchränkung auf das bloß Einzelne findet mehr Anklang, als die Speculation über deſſen Einfügung in das Univerſelle. Aber mein Geiſt hatte einmal dieſe wiſſenſchaftliche Richtung, trieb mich in dieſer fort.

Mir iſt es allerdings ein recht großer Genuß, ein ſehr werthvolles Gefühl, wenn ich mir über alle bearbeiteten Gegenſtände,

über Geognoſie, Geologie, Phyſiologie der Erde, wie über Archäologie, Ethnographie, Sprachkunde und Geſchichte, mein eigenes Syſtem aufgebauet habe, in welchem ich Alles im innigen harmoniſchen Zuſammenhange mit philoſophiſchem Auge zu ſehen glaube, ſo klar wie vielleicht wenig Andere; Natur und Menſchengeſchlecht haben für mich eine gewiſſe Durchſichtigkeit und Harmonie, wie vielleicht für wenige Menſchen, ſo wie, daß ich zu ſolcher Anſchauung gekommen bin, nicht durch leere Speculationen, ſondern durch die genaue Unterſuchung der allerſpeciellſten Verhältniſſe, wodurch ich ein ſicheres Fundament erhalten zu haben glaube.

Alles dieſes gewährt mir Vergnügen und Genugthuung, aber andererſeits iſt damit auch das Gefühl einer gewiſſen Iſolirung verbunden, deßhalb eben, weil meine Ideen ſehr iſolirt ſtehen, den herrſchenden meiſt entgegentreten, für die Welt einen gewiſſen paradoxen Anſtrich haben, der mehr abſtößt als anzieht.

Auch im geſelligen Leben hatte ich die, mit jedem Jahre ſich mehr ausbildende Neigung, mich zu iſoliren, von der Geſellſchaft mich mehr und mehr zurückzuziehen, früher um viel Zeit zu den Studien zu gewinnen, ſpäter, weil ich es am behaglichſten, am ungenirteſten in der Studirſtube, überhaupt in der Häuslichkeit fand, wo ich mich der größten, faſt übertriebenen Pünktlichkeit unterwarf.

Gern beſcheide ich mich, daß die eigenthümlichen Anſichten und Theorieen, die in meinen Schriften entwickelt wurden, theils — wie alle menſchlichen Gebäude — ihre ſchwache, ihre irrthümliche Seite haben mögen, theils zu wenig Anklang fanden, weil ſie den herrſchenden, durch die Mode einmal eingebürgerten Anſichten widerſprechen, ob ſie aber deßhalb falſch ſind, ſcheint mir noch ſehr zweifelhaft. Während ich in meinem Fache alles zu leſen und mit unparteiiſchem Auge zu prüfen beſtrebt war, ſo iſt dies wohl nur bei Wenigen der Fall, denn die meiſten folgen blind den Autoritäten, und der in ſeinem Fache ergraute Gelehrte, der in ſeine Theorie einmal eingelebt iſt, ignorirt und legt gern zurück, was dieſer nicht anſpricht. Erſt im Laufe längerer Perioden kommen entgegengeſetzte Theorieen zur Geltung, wenn ſie ein ſicheres Fundament haben, oft wohl modificirt und unter andern Namen; doch bringt auch die Wiſſenſchaft ganz verſchollene Namen älterer Zeit zur Achtung und ich ſelbſt habe z. B. den Namen Füchſel (geb. 1722 † 1773) wieder belebt, ihn als den vorzüglichſten Schöpfer der deutſchen Geognoſie hingeſtellt, deſſen Ruhm Werner erndtete,

ſo ganz vergeſſen dieſer Name auch in der Wiſſenſchaft war. Möglich iſt es, daß auch meine jetzo ſo iſolirt ſtehenden Anſichten, z. B. über das Keltenthum, über die Metamorphoſe der Geſtirne, über den Plutonismus und Vulkanismus, über die Bildung des Materiellen unſeres Erdkörpers ꝛc. ſpäter einmal allgemeine Anerkennung finden, aber wenn das auch nicht geſchehen ſollte, ſo werden ſie doch vielleicht manche ſpecielle Prüfung und Unterſuchung der Verhältniſſe veranlaſſen, in der Geſchichte der Wiſſenſchaft dadurch doch einigen Werth erhalten.

So ſtehe ich mit Befriedigung am Rande des Grabes, mit dem Bewußtſein, im bürgerlichen Leben wie in der Wiſſenſchaft nur Gutes und Wahres gewollt zu haben, nach Kräften in meiner Sphäre gewirkt, nie hochmüthige, eigennützige Gelüſte gehabt zu haben. Meine Rechnung mit der Welt iſt abgeſchloſſen, jede Minute bin ich bereit abzutreten, kann es mit gutem Gewiſſen.

Indem ich mit Ruhe in die Zukunft ſehe, vermag ich bei hohem Alter ziemlich unbefangen in die Vergangenheit zu ſchauen, auch einen geprüften Blick in die Verhältniſſe der Gegenwart zu werfen, denn ein geſchichtlicher, an den wichtigſten Ereigniſſen unendlich reicher Zeitraum von mehr als 60 Jahren iſt von mir durchlebt, in welchem zwei Generationen der Menſchheit abblüheten, wo viel ausgeführt, viel für die Zukunft vorbereitet wurde, und mit dieſen perſönlichen Erfahrungen liegen zugleich die Reſultate der Geſchichte von mehreren Jahrtauſenden vor mir.

Ohne Zweifel iſt die Zeit, die ich durchlebte, eine geſchichtlich und thatſächlich ſehr wichtige, reich an den merkwürdigſten, ſehr tief greifenden, höchſt bedeutungsvollen Ereigniſſen. Zwei Momente ſind es vor Allem, welche dieſe Periode charakteriſiren: die Revolution in Frankreich und die Entwickelung der Induſtrie in Teutſchland.

Frankreich hatte im Laufe der chriſtlichen Zeitrechnung noch recht viel behalten von ſeinen geſchichtlich tief begründeten, auch kelto-galliſchen Einrichtungen; zwar wurde früh ſchon eine ſtehende Armee gebildet, zwar waren früh ſchon alle kleinen Dynaſtieen und Staaten vernichtet, alle Macht endlich im unumſchränkten Königthume (beſonders ſeit etwa 1700) concentrirt; aber der Staat und die Arbeit war noch gehörig organiſirt, es gab Stände, den Adel, die Geiſtlichkeit, den Bürger, Bauer und Tagelöhner, es gab Innungen oder Zünfte mit Lehrburſchen, Geſellen und Meiſtern, der Grund

und Boden des Landes war großen Theils in festen Händen, gehörte meist dem alten Adel und der Geistlichkeit, war unveräußerlich. Diese alten Zustände hatten allerdings ihre Inconvenienzen, dennoch war Frankreich sehr mächtig und blühend, stand auf der höchsten Stufe der Cultur, die Sprache, die Mode, die Wissenschaft der Franzosen war überall tonangebend.

Das Königthum, das alle Schranken überschritten, ein ganz absolutes geworden war, andererseits der Einfluß der Literatur und philosophisch abstracter Betrachtung, mögen die vorzüglichsten Hebel gewesen sein, die einen Umschwung der Dinge herbeiführten, der sich um die Zeit meiner Geburt vorbereitete, 1789 mit Berufung der National-Versammlung begann.

Vor meinen Augen wiederholte sich, im Laufe der Zeit, aber in sehr schnellen Acten, das ganze Drama der alten griechischen und römischen Revolution, mit ihren scheußlichen, auch großen Momenten. Das Ende dieses Volks-Dramas in Frankreich, ob nah oder fern, kann kaum ein anderes sein, als in Rom und Athen, muß wohl schließen mit grimmigster Despotie. Wie in Athen, wie in Rom wurde auch in Paris das Königthum und der Adel, die Religion und die Geistlichkeit durch Volksdecrete abgeschafft, man riß alle bestehenden Schranken nieder, die Familiengüter wurden den alten Stämmen entzogen, für mobilisirtes Privat-Eigenthum erklärt oder confiscirt, das feste Besitzthum der Krone, der Kirche, der Geistlichkeit kam als freies Eigenthum in die Hände des Staates und der Privaten, alle Stände wurden in dem idealen, freien, gleichen Staatsbürger nivellirt. Wie das Innere des Staatswesens wurde auch die Arbeit vollkommen desorganisirt, man vernichtete alle Arbeiter-Corporationen in den Innungen und Zünften, wie es mit den Staats-Corporationen geschehen war, es gab keine Lehrzeit, keine Meister und Gesellen mehr, sondern nur freie Arbeiter, man löste ein Patent und konnte treiben was man wollte, wie man es wollte, neben dem Arbeitgeber stand der freie Arbeiter durch nichts Aeußeres gebunden, gefesselt und beschränkt. Dieses Panier der Freiheit und Gleichheit, das auf sehr blutiger Basis ruhete, freilich auch jede Entwicklung zuließ, jedem Talente freien Spielraum gab, hatte anfangs große Erfolge, bald wurden auch weite kriegerische Eroberungen gemacht, dadurch dem Nationalstolze sehr geschmeichelt; die Industrie nahm einen mächtigen Aufschwung, Alles, wie es vor Alters in Rom und Athen gewesen war, nur da-

mals mit viel weniger Haſt und Eilfertigkeit als in jetziger Zeit, daher auch von längerem Halt. Ohne ſichere, feſte Organiſation, wo alle Theile ſcharf ineinandergreifen, kann keine Maſchine, am wenigſten die eines Staates beſtehen; man debattirte und decretirte auch Organiſationen und Conſtitutionen, eine nach der andern von dieſen wurde zu Papier gebracht, ſollte Alles befriedigen, ewig unverbrüchlich ſein und keine hatte Dauer. Die franzöſiſche Republik, die goldene Berge, allgemeine Zufriedenheit, unendlichen Wohlſtand verſprach, hat nun faſt 60 Jahre beſtanden, abgeſehen von den Intervallen, in welchen die monarchiſche Regierung die Wunden zu heilen ſuchte, welche die republikaniſche geſchlagen hatte, doch gewinnt man mehr und mehr die Ueberzeugung, wie eine Republik für Frankreich ohne Lebensfähigkeit iſt, wie die allgemeine Freiheit und Gleichheit große Uebel ſind, wie am Ende jede monarchiſche, ſelbſt die abſolute Regierung beſſer als die republikaniſche iſt; der allerliberalſten aller liberalen Regierungen iſt jetzo (Decbr. 1851) unter ſehr allgemeiner Zuſtimmung die illiberalſte mit einem Säbelregimente gefolgt, deren Dauer und Folgen man erwarten muß, wäre aber dieſes nicht erſtanden, ſo würde dagegen, wie nicht unwahrſcheinlich, das ſocialiſtiſche Proletariat zur Regierung gekommen ſein, mit ſeinen ſcheußlichen Folgen, mit der beabſichtigten Vernichtung oder Mißachtung des Eigenthumes, das eben ſeinen Urſprung nimmt aus der Desorganiſation des Staates und der Arbeit, welches aber nie und nimmer ſich dauernd halten kann, ſtets bald der Despotie weichen muß.

Alſo mit dieſer Freiheit und Gleichheit, mit dieſem Nivelliren der Stände in ein ideales Staatsbürgerthum, mit der Mobiliſirung alles Grundeigenthumes, mit der Entfeſſelung der Gewerke von allen Stufen und Schranken, mit der Regierung des Bürgers, Bauers und Proletariers, mit der Herrſchaft der Maſſen und der Induſtrie, damit geht es in Europa ſchwerlich, damit kann kein ſicheres ſtabiles Staatsgebäude aufgeführt werden, das lehrt die alte und die neueſte Geſchichte, damit kann wohl ein kurzer ſchillernder Glanz erreicht werden, aber ſicher ſind die verderblichſten Folgen. Immer hat ſich die monarchiſche Verfaſſung, mit ariſtocratiſchen Principien und durchgreifender ſcharfer Organiſation, als die ſtabilſte und beſte erwieſen.

Die Natur iſt nicht auf Gleichheit, ſondern auf Ungleichheiten, auf Gegenſätzen und Differenzen baſirt, ſelbſt die Menſchheit

als ſolche beruhet auf dieſem Principe der Ungleichheit, auf Mann und Frau, Kind, Mann und Greis, Klugheit und Dummheit; wie ſoll es einen Staatskörper geben, wo alle gleich, gleich berechtigt ſind. Dieſe Idee iſt an ſich eine offenbar unſinnige, da ſie eine unausführbare iſt. Schranken und Beſchränkungen müſſen vorhanden, müſſen gegeben ſein, daher auch offenbar Berechtigungen und Vorrechte. In der Verſchiedenheit der Berechtigung liegt wohl die Organiſation des Staates, ohne welche er nicht beſtehen kann und in welcher die Verſchiedenheit der Stände ein Haupt-Moment ſpielt, wenn der Staat Stabilität erhalten und behalten ſoll. Staaten, die alle Stände in das Staatsbürgerthum nivelliren, haben ſich nie lange gehalten, wie wir es auch an der neueſten Geſchichte von Frankreich ſehen. Die Idee Alles zu baſiren auf Gleichheit und Kopfzahl-Majoritäten, iſt in der Praxis wohl die widerſinnigſte, die es geben kann, wenn ſie vollkommen durchgeführt werden ſollte. Weil wir Menſchen an ſich nicht gleich ſind, können wir auch wohl im Staate nicht gleich berechtiget ſein, um ſo mehr, da der Staat nicht bloß Menſchen an ſich, mit zwei Armen braucht, ſondern auch Gelehrſamkeit, Geld und dergleichen, was nicht Jedermann beſitzt. Wir müſſen daher wohl eine Organiſation des Staates durch Unterſchiede und Schranken haben, wir müſſen daher wohl Stände, Innungen, Adel, Bürger und Bauern, Befehlende und Gehorchende, Herren und Knechte haben, uns die damit verbundenen Inconvenienzen gefallen laſſen, damit durch die allgemeine Nivellirung nicht noch größere Uebelſtände hervortreten. Der Adel- und Prieſterſtand ſind wohl ſo nothwendige, ſo alte Elemente des Staates, als der Bürger- und Bauernſtand. Jetzo hat der Bürger und Bauer den an der Kopfzahl viel geringern Adel beraubt, iſt herrſchend geworden, oder hat das Beſtreben es zu werden, es iſt wohl die natürliche Folge: daß früher oder ſpäter das noch zahlreichere Proletariat, das wenig mehr als ſeine Arme beſitzt, nun ſeinerſeits auftritt, zur Herrſchaft zu kommen ſucht, den Bürger und Bauer ausraubt, gegen das Eigenthum überhaupt zu Felde zieht, alles theilen und gleichmachen will. Das iſt die Idee der rothen Republik, die das Nivellirungs-Princip nicht halb, ſondern ganz und conſequent durchführen will, nicht bloß dem Adel und Prieſter, auch dem Bürger und Bauer zu Leibe geht, ihm von ſeinem wohlerworbenen Eigenthum entkleiden will, wozu er theoretiſch daſſelbe Recht haben dürfte, das ſeinerſeits der Bürger gegen den Adel geltend machte.

Nur wenn der Adel in seinen alten und wohlerworbenen Rechten geschützt dasteht, hat auch der Bürger erst Sicherheit wegen seines Eigenthumes.

Man weist so oft und gern auf Nordamerika, als auf ein Land, welches im höchsten Aufblühen ist und keine Verschiedenheit der Stände hat, wo Jeder sich frei entwickeln und thun kann was er will, gleich berechtigt ist. Ganz abgesehen davon, daß dies nicht vollkommen wahr ist, die Neger und Sclaven ganz außer dem Gesetze stehen, und daß die dortigen Verhältnisse eine sehr große Schattenseite haben, so ist ja Nordamerika kein europäisches Land und kein ausgebildeter Staat, sondern ein im Werden begriffener, der noch in den Kinderschuhen steckt, der eben heranwächst durch die Hunderttausende, die jährlich aus einigen Theilen von Europa dorthinströmen. Hat jenes Land erst seine Kinderschuhe ausgetreten, hören die Zuflüsse auf, steht es auf eignen Füßen, dann wird und kann es nicht bei seinen jetzigen Einrichtungen bestehen, und es dürften sich Zustände entwickeln, den europäischen sehr ähnlich.

Die bittere Erfahrung in unserem Nachbarlande hat uns nicht klug gemacht, wir in Teutschland, wir in Preußen mußten auch in den Freiheits-Ideen, in der Revolution den Franzosen nachäffen, waren auf dem besten Wege zur Republik, auch zur blutrothen, zur wirklich gleichmachenden, von der wir nur einen kleinen Schritt noch entfernt standen, wenn nicht ein kräftiges Halt! von oben herab geboten wäre.

Der Schrei nach Fortschritt, nach unaufhaltsamem, unbegrenzten Fortschritt und nach Reformen, welche nur die Zertrümmerung alles Bestehenden verlangten, ohne etwas solideres und besseres hinstellen zu können, der Schrei nur nach Berechtigungen ohne Verpflichtungen, nach Freiheit und Gleichheit ertönte dem erfahrenen Manne als ein unheilvoller ins Ohr, aber mit raschen Schritten begann die Umwälzung, die das Land, die alles ins Verderben stürzen mußte. Entgegentreten kann man diesen bösen Folgen nur im Festhalten des Bestehenden, in der Reaction.

Es ist mit der Industrie eine schöne Sache, sie hat sehr glänzende Seiten. Ich habe die ersten Chausseen hier bauen, die ersten Schnellposten hier fahren sehen, zu meiner Zeit wurde die erste Dampfmaschine in Deutschland (bei Burgörner in Mansfeld) errichtet, die ich arbeiten sah, vor meinen Augen entfalteten sich die Eisenbahnen wie die magneto-electrischen Telegraphen; ich sah

die großen Bierbrauereien, die Zuckerfabriken, die Papierfabriken und andere große industrielle Anstalten entstehen; die Gewerbefreiheit wurde proclamirt und eine große Zahl von Gewerbetreibenden begannen ihr Geschäft, viele fallirten recht bald wieder. Alle jene Einrichtungen und Unternehmungen haben viel Angenehmes und Gutes, es hat sich die Industrie sehr gesteigert, es haben sich in noch höherem Grade die Industriellen vermehrt. Die Stadt Halle hat zugleich ein ganz anderes Ansehen dadurch erhalten, daß in den Hauptstraßen wenigstens fast jedes Haus einen schönen Laden zeigt mit Schaufenstern, die den Käufer locken sollen, aber auch einen hohen Miethzins kosten. An allen Gewerben und Gewerbtreibenden ist Halle und so jede Stadt im Preußischen unendlich reicher als früher. Hat aber diese glänzende Außenseite auch einen realen Kern, hat diese Industrie, diese Freiheit der Gewerbe uns zufriedener, uns glücklicher und reicher gemacht? ist sie für ein Glück oder für ein Unglück zu betrachten? Ich glaube, daß eher das letztere der Fall ist; ich glaube, daß früher mehr reeller Wohlstand, viel mehr allgemeine Zufriedenheit vorhanden war, als es jetzo der Fall ist, die Industriellen selbst, fortwährend bedrängt durch die immer sich vermehrende Concurrenz, durch immer neue Erfindungen und weitere Fortschritte der Industrie, können kaum das behagliche Gefühl der Sicherheit genießen, schweben in steter Besorgniß, und der Nicht-Industrielle muß solide, gute Waare meist so theuer als früher bezahlen, hat wohl wenig gewonnen. Der Einzelne, begünstiget durch Glück, Verstand, Geldmitttel und dergleichen, kommt oft rasch zur Wohlhabenheit, selbst zu großem Reichthume, aber die Masse der Industriellen, vielleicht $^{9}/_{10}$ der Schneider, Schuster, Bäcker, Fleischer ꝛc. befindet sich in einer traurigern Lage als früher. Es ist ja auch ganz natürlich, wie eine begrenzte Zahl der Industriellen, die mit der Zahl der Abnehmer in einem gewissen Verhältnisse steht, sich viel wohlhabender und behäglicher finden muß, als eine ganz unbegrenzte Zahl. Die Industrie auf dem Lande, vorzüglich die der Zuckerfabriken, die den Bauernstand vernichtet, die Knechte und Mägde verdirbt, muß von den verderblichsten Folgen sein.

Wohl über alle Zweifel gewiß ist: daß mit zunehmender Industrie und durch die Gewerbefreiheit sich die Armen und die Proletarier [illegible] oqression gemehrt haben; die Armuth, wie [illegible]er Stadt wie im ganzen Lande ist unge-

heuer gewachſen, und zugleich erhöhen ſich die Abgaben. Sonſt waren die Armen angewieſen auf die freiwillige Mildthätigkeit, dieſe reicht nicht mehr aus, jetzo muß ihnen das Nöthige gereicht werden, was durch kaum erſchwingliche Abgaben aufzubringen iſt. Bisher hatten wir auf dem Lande, in den Dörfern noch kein eigentliches Proletariat, keine Almoſenleute, oder wenigſtens nur als ſeltene Ausnahme; aber die Induſtrie wird auch hier die Armuth, das Proletariat und die Unzufriedenheit hinführen.

Wie bei uns iſt es auch anderwärts, in Frankreich, in England, überall da, wo die Induſtrie zur hohen Blüthe kommt. Je geringer in einem Lande, in einem Orte die Induſtrie iſt, je weniger giebt es wohl Arme, die auf die öffentliche Mildthätigkeit angewieſen ſind, wovon z. B. Mecklenburg, Hannover, Holſtein, Oldenburg ꝛc. Beiſpiele ſind. Durch die Fabriken wird der wichtige Stand der Dienenden, ohne welchen die civiliſirte Geſellſchaft nicht beſtehen kann, ſehr erſchüttert und verſchlechtert. Der Dienende bleibt im Allgemeinen ſtets unter der Aufſicht der Herrſchaft, wogegen der, im Allgemeinen beſſer bezahlte Fabrikarbeiter, außerhalb der Arbeitsſtunden ſeine volle Freiheit hat, dadurch ſich leicht und gern auf die liederliche Seite neigt; überdem vernichtet die Induſtrie durch viele große Fabriken und durch volle Gewerbefreiheit offenbar den ganzen wahlhabenden Mittelſtand, dadurch den Bürger- und Bauernſtand, die Grundſäulen des Staates; das Vermögen wird ganz anders vertheilt; während einige wenige Fabrikherren ſich ungemein bereichern, verarmen viele Hunderte, verfallen leicht dem Proletariate, aber wenige Reiche vermögen lange nicht die Laſt zu tragen, als viele Wohlhabende. Wie alle Gewerbe war ſonſt auch die Bierbrauerei in Halle beſchränkt, es gab vielleicht 500 Braugerechtigkeiten, die eine ziemlich ſichere Rente abwarfen, und wie Grundſtücke zur Hypothek geſtellt werden konnten, die Vortheile des Bierbrauens vertheilten ſich daher unter ſehr viele Perſonen, auch berückſichtigte man das Bedürfniß aller Abnehmer, der Armen und Reichen. Jetzo, bei unbeſchränkter Gewerbefreiheit, ſind jene hypothekariſchen Sicherheiten verloren gegangen. Der Nutzen, der ſich ſonſt unter Hunderte vertheilte, den ziehen jetzo ſehr wenige, aber das Bier iſt nicht wohlfeiler geworden und das große Publikum hat wohl nichts gewonnen. Die allgemeine Wohlhabenheit des Mittel- und Bürgerſtandes ſcheint mir in meiner Vaterſtadt ziemlich in demſelben Maße abgenommen zu haben, als die Induſtrie

zugenommen hat, mit der ſich die Armuth gleichmäßig vermehrte. So ſcheint mir die Induſtrie auch ihre große Schattenſeite zu haben, und große, außerordentliche Laſten zu tragen, wie z. B. 1806 und 1813, würde jetzo vielleicht der Bürgerſchaft ſchwerer fallen, wie damals.

In England — dem meerumfloſſenen — wo die Ehrfurcht für die herrſchende Dynaſtie auf das tiefſte wurzelt, wo die Ariſtokratie faſt allen Grundbeſitz in unbeweglichen Familien-Gütern hat, wo ſie noch mächtiger und reicher auftritt als die Induſtrie, wo die Flotten alle Meere bedecken, da ſind die Verhältniſſe anders, als bei uns, da wohl kann ſich neben dieſer Ariſtokratie die Induſtrie frei entwickeln, wenn ſie nur nicht mit ihrer Idee der allgemeinen Nivellirung und Gleichheit zur Herrſchaft kommt, nicht allen Grundbeſitz mobiliſirt. Würde die dortige conſervative Ariſtocratie vernichtet, käme die Induſtrie und das Bürgerthum mit Freiheit und Gleichheit zur Herrſchaft, ſo dürfte bald wohl Englands letzte Stütze gefallen ſein, und die Pflege der Revolutionärs aller Länder kann nur ſaure Früchte tragen.

Der junge Mann, der erfährt, wie er mit jedem Jahre körperliche und geiſtige Fortſchritte macht, der in der Schule lernt, wie ſo raſch manche Völker durch Revolution und durch das Abſtreifen alter Feſſeln und Einrichtungen vorgeſchritten, zu großer Macht und Berühmtheit gekommen ſind, der giebt ſich meiſt gern der Idee für ſtete, freie Entwickelung des Volkes hin, will nie raſtenden Fortſchritt, erkennt die Inconvenienz des Beſtehenden, ohne zu bedenken, wie durch Beſeitigung des zu Recht Beſtehenden neue, wohl größere Inconvenienzen bedingt werden, und ich muß frei geſtehen, wie auch mir ſeiner Zeit ſolche Ideen und Wünſche nicht fremd waren, wie auch ich zur liberalen Richtung mich in der Jugend hinneigte. Iſt aber der Körper erſt ganz ausgebildet, ſo bleibt der Menſch in den gegebenen Schranken ſtehen, wächſt nicht weiter, ſelbſt die Entwickelung des Geiſtes hat ihre Schranken, die wohl nicht überſchritten werden können, und man begreift dann leicht, wie auch eine unbegrenzte bürgerliche, ſtaatliche, induſtrielle Entwickelung eine Unmöglichkeit ſein wird, jeder errungene Fortſchritt, jede Vernichtung alter Rechte, auch ſeine großen Nachtheile, ſeine böſen Folgen hat, die oft freilich erſt in ſpäterer Zeit zu Tage treten. Viele große Fabriken und eine unbegrenzte Gewerbefreiheit, die wir der franzöſiſchen Revolution entlehnten, bringen gewiß manche Vortheile, aber — wie mir ſcheint, noch viel größere Nachtheile.

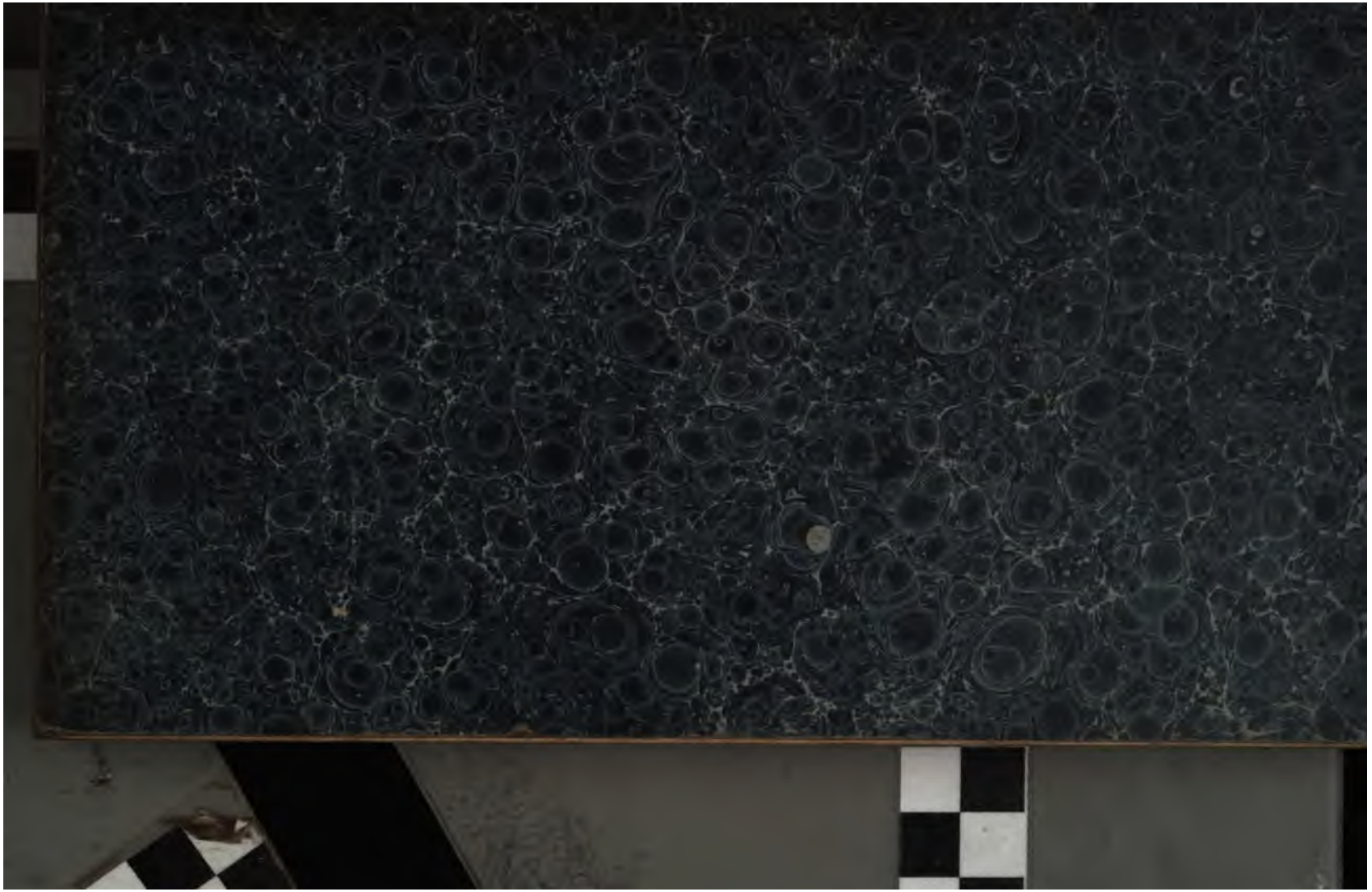
Hat man durch Geſchichte und eigene Erfahrung geſehen, wohin dieſe liberalen Ideen, die gänzliche Vernichtung alter Rechte und Inſtitutionen führen, ſtets geführt haben und führen müſſen, ſieht man ihre klaren, unabweislichen Folgen in ſehr großen Nachtheilen gegen kleine Vortheile, ſo betrachtet der gereifte Mann die Verhältniſſe anders als der Jüngling.

Wir in Teutſchland, in Preußen und in Halle haben in der jüngſten Zeit ſo große Fortſchritte im Liberalismus und der Deſtruction alles Beſtehenden gemacht, daß die Folgen wirklich keine erfreulichen ſein möchten. Wollen wir nicht ſchnell der Revolution, ſowie einem ſichern, ob frühern oder ſpätern Untergange unter fremder Despotie entgegen gehen, ſo müſſen wir auf dem betretenen Wege nicht allein inne halten, wir müſſen — glaube ich — rückwärts ſchreiten und ich habe mich ganz der conſervativen Partei, der Reaction angeſchloſſen, freilich nur in meinem Innern; thätig eingreifen kann ich nicht, wegen meines Alters, mag ich auch nicht, weil mir die Fähigkeit zur freien Rede abgeht, auf die ſehr viel jetzt ankommt. Allgemein erkennt man an, daß für uns die erbliche Monarchie die zweckmäßigſte Regierungsform iſt, dieſe aber iſt auf die Dynaſtie, auf die Familie, nicht auf die Individualität baſirt, wodurch eben das conſervative Princip repräſentirt wird. Eine ſolche dynaſtiſche, conſervative Regierung kann kaum wohl anders geſichert ſein, als wenn das dynaſtiſche, conſervative Princip auch in den andern Regionen des Staates Geltung erhält und vielfache Wurzel faßt, die den Hauptſtamm ſtützen. Der Herrſcherfamilie muß wohl ein auch in der Familie wurzelnder Geburtsadel zur Seite ſtehen, hervorgegangen aus alten Familien mit Familienbeſitz, der am ſichrſten wieder geſtützt werden dürfte durch Familienbeſitz des Bauern- oder Bürgerſtandes. Das conſervative Element im Staate, welches etwas Stabiles, Feſtes, nicht ein ſtets Wechſelndes will, kann ſeinem Weſen nach wohl nur auf etwas Stabilerem als die bloße Individualität baſirt ſein, und das iſt gewiß die Familie, zuſammengehalten durch Familienbeſitz. Das Familienweſen im Adel-, Bauern- und Bürgerſtande mehr zu ſtärken und zu begründen, als zu vernichten, ſcheint mir ein nothwendiges Fundament für einen conſervativen Staat.

Der ganz mobiliſirte und ſtets getheilte, ganz zerſplitterte Grundbeſitz im Staate, dürfte ein großes Uebel ſein, der Familienbeſitz, durch welchen ſtets Ein wohlhabendes Glied der Familie

erhalten wird, ist für den Staat gewiß von großem Nutzen. In dem adligen Stande, findet er sich in den fideikommissarischen Gütern, deren Aufhebung ein großer Mißgriff, ein schreiendes Unrecht wäre. Die großen Bauerngüter hatten bisher, wenn auch nicht gesetzlich, doch thatsächlich meist eine ähnliche Eigenschaft, da das Gut nicht getheilt, sondern in der Regel einem Kinde übergeben wurde, welches den andern Geschwistern eine verhältnißmäßig nur geringe Summe herauszahlte; diese großen, eigentlichen Bauern bildeten eine Art von bäuerlichem Adel, der dem Staate gewiß höchst nützlich und nöthig war, dessen Vernichtung wohl sehr zu beklagen sein dürfte. Auch das frühere Patriciat, der Bürger-Adel in den Städten, mag seine sehr gute Seite gehabt haben, wenigstens erscheinen das Kopfzahlregiment und das büreaukratische Element auch nicht als makellos.

Die staatlichen Elemente, die man jetzo nur auf die Individualität zu basiren sucht, waren früher mehr auf die Familie fundirt, aber indem man in der liberalen Partei dahin strebt diese Basis ganz zu vernichten, so kann ich in diesem Streben kein Glück für den Staat finden, glaube vielmehr, daß die Durchführung dieses Individualitäts- oder Freiheits-Principes zur Vernichtung des Wohlstandes und zur Despotie führen muß.

Weil ich von den vorgelegten Ideen beseelt bin, Sinn habe für Familienwesen und Familienleben, trieb es mich, die Feder zu ergreifen, um die Nachrichten über unsere Familie zu sammeln, niederzuschreiben und zu erhalten, sie spätern Geschlechtern zu übergeben.

Halle a. d. S.
Buchdruckerei von Otto Hendel.